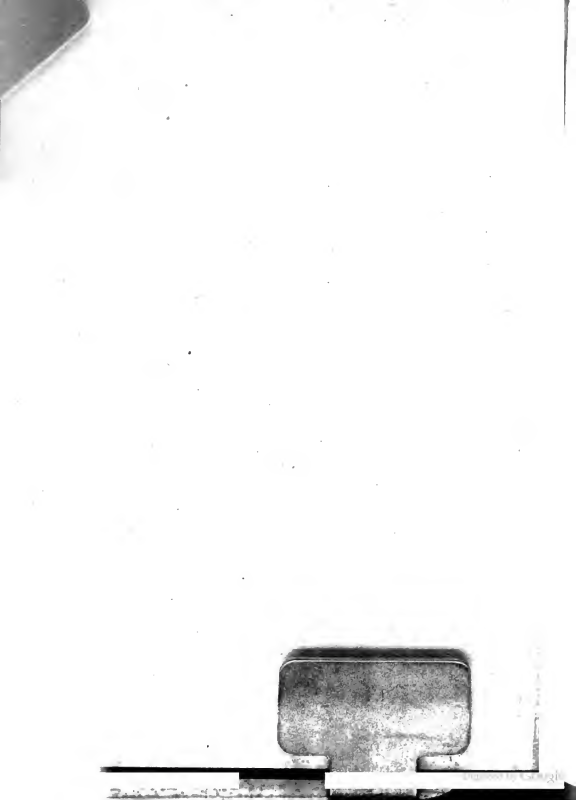
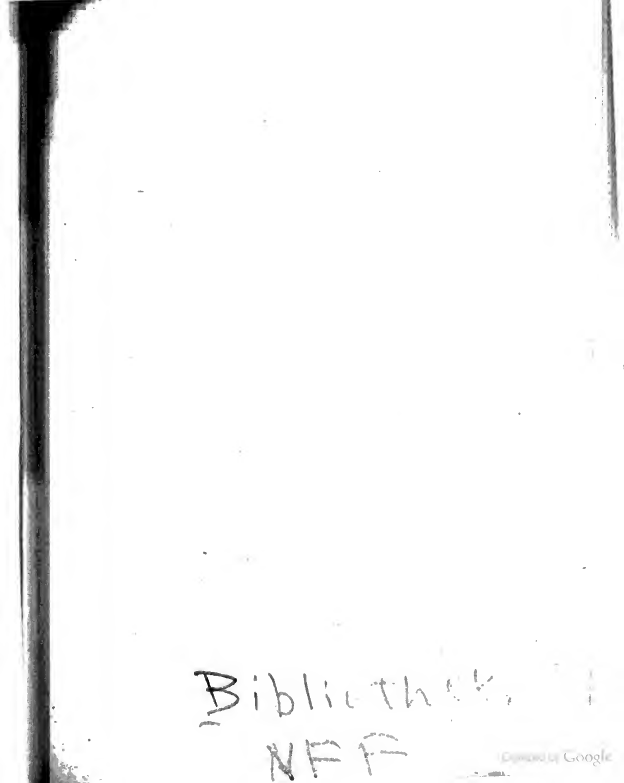
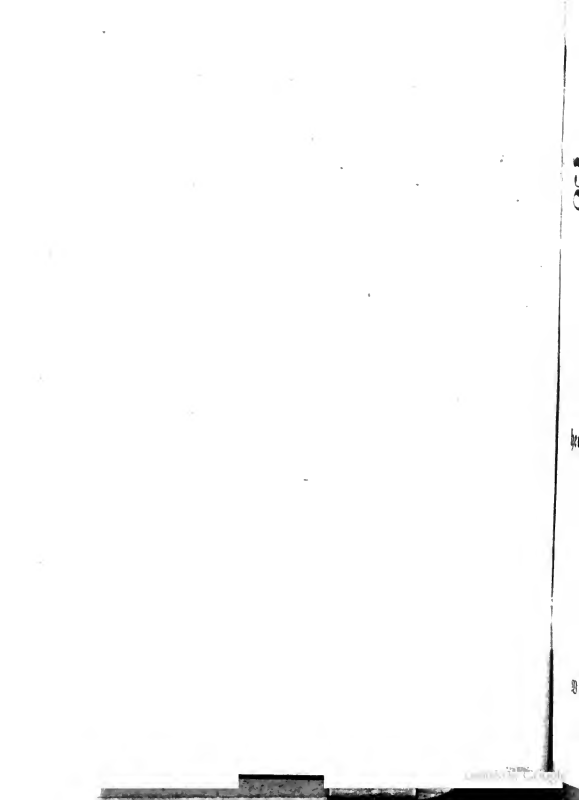






Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

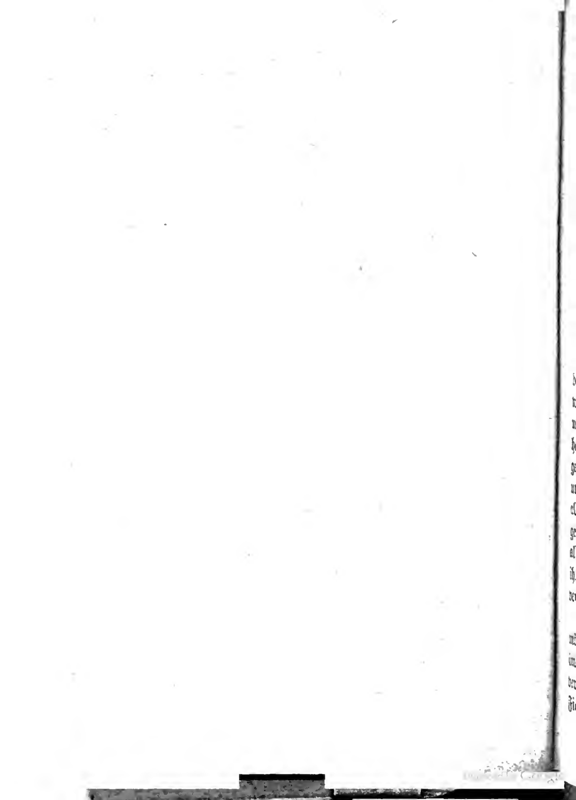
Jahrgang 1886.

Siebenter Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

Inhalts-Verzeichniß des siebenten Bandes.



Der letzte Folkunger.

Historischer Roman

von

E. H. v. Dedenroth.

(Fortsetzung.)

12. (Nachdruck verboten.)

Hennig v. Moltke hatte schon von der Zugbrücke aus das bleiche, verstörte Weib auf dem Söller gesehen, und wie ein Schnitt in's Herz ließ ihn dieser Anblick zusammenzucken. Wie prangend in Schöne und stolzem Uebermuth hatte dieses Weib dereinst auf die Huldigungen eines Königs geschaut, und wie hatten Leidenschaften, Enttäuschungen und Schmerz in diesem Antlitz gewüthet! Es war ihm, als sähe er ein Gespenst, das der Wind durch die Luft getragen vom Kalmar=Sund bis dorthin auf den Söller, als wisse sie schon, welche Botschaft er bringe, und starre ihn an, ob er den Muth habe, ihr das Erschreckliche zu verkünden.

„Gott gebe, daß Ihr der Herrin Trost zu bringen vermöget," flüsterte die Hofmeisterin Moltke zu, als sie ihn im Portale empfing. „schonet sie, wenn Ihr nichts Gutes verkünden könnt, sie nimmt weder Trank noch Speise, das Fieber glüht aus ihren Augen, sie hat in der Nacht ein

Pferd zu Tode gejagt, Gott erbarme sich ihrer! Sie hat weder Vater noch Mutter, noch Freunde," fuhr die alte Dame in thränenweichem Tone fort, „seit man ihr nun auch den Bruder entrissen, fließt das Maß dessen über, das ein Mensch zu tragen vermag, und wahrlich, sie verdient es nicht, ihr Herz ist gut, aber schweres Unglück hat es mit Bitterkeit getränkt."

„Keinen Vater, keine Mutter, keine Freunde" — so klang es Hennig in den Ohren und wie schmerzlicher Vorwurf preßte es ihm das Herz zusammen, daß er ihr hätte ein Freund sein können.

Edda empfing den Ritter mit einer erschreckend ruhigen Fassung, die Gewalt, mit der sie Alles niederkämpfte, was ihre Brust durchtobte, damit er sie mit seinem Mitleid verschone, war nur durch seltene Willenskraft möglich.

„Ich danke Euch," sagte sie, „wenn Euch die Absicht herführt, mich vor Handlungen der Leidenschaft zu warnen. Ich fühle mich krank und elend, ich werde in Ruhe erwarten, was mir das Schicksal sendet, aber um Eines bitte ich Euch, fordert weder Erklärungen noch Rechenschaft von mir über Dinge, die ich gethan oder gewollt. Euer Herr, der König, mag über mich verfügen, wie er will, ich werde mich nicht entwürdigen, mich vor ihm zu verantworten."

„Edle Jungfrau," versetzte Moltke, „ich eile nach Stockholm und werde dem Könige meinen Handschuh vor die Füße werfen; bis ich das gethan, bin ich ihm verpflichtet, aber das auch nur zu ehrenhaften Dingen und nicht zum Verrathe an einem Weibe, das einen theuren Anverwandten

zu befreien sucht. Zum Beweise dessen führe ich einen Mann hieher, von dem ich argwöhne, daß er geheime Aufträge von Euch hat. Nehmt dieselben zurück. Habt Ihr einen Anschlag zur Befreiung Eures Bruders vorbereitet, so beschwört auf Euch und Eure Helfer nicht unnütz das Verderben herab — mit tiefem Schmerz verkünde ich es Euch, Ihr werdet Magnus Olfström nicht befreien — macht Euch auf das Schlimmste gefaßt."

„Er ist todt?"

Das Schweigen des Ritters, der das Auge zu Boden senkte, war so gut wie eine Antwort.

Die Brust Edda's hatte sich gehoben, als ob sie Frühlingsluft athme, wie Moltke davon gesprochen, daß er sich vom Könige lossagen wolle, und wie ein Sonnenstrahl war es hell über ihr bleiches Antlitz geglitten, ebenso rasch aber umdüsterte sich wieder ihr Blick und jetzt blitzte es in Argwohn, ja, fast wie in Haß aus ihren Augen.

„Also ermordet!" sagte sie mit düster bebender Stimme, die von unsäglicher Bitterkeit getränkt war. „Mir ahnte ein solches Ende, ich hoffte es fast, denn besser ruht er im Grabe, als im Kerker. Aber warum sagtet Ihr mir das nicht schon in der Nacht — oder hättet Ihr etwa erst das Todesurtheil nach Schloß Kalmar getragen? Ihr hießet mich fliehen, um nicht mich und Magnus in's Verderben zu bringen. Warum schlagt Ihr das Auge nieder?"

Der Blick Edda's war durchbohrend auf Moltke geheftet, es flammte unheimlich in ihren Augen, er hatte nicht den Muth, sie anzuschauen. „Denkt Ihr von mir," stotterte er, „ich hätte mich zu solchem Auftrage her-

gegeben — hätte ich Euren Bruder retten können, so wahr Gott lebt —"

„Erspart Euch die Betheuerungen!" unterbrach ihn Edda mit entsetzlicher Bitterkeit. „Ich mache Euch keinen Vorwurf, aber verschont mich mit dem Hohn, daß Ihr jetzt dem Könige den Handschuh hinwerfen wollt! Ritter Hennig, Magnus war nicht mein Bruder, aber was mich an ihn kettete, war heiliger als die Bande des Blutes. Meine Mutter hat mir die Pflicht, über ihn zu wachen, mit ihrem Segen verflochten, und ich hatte Niemand auf der weiten Welt, der mir half oder Rath ertheilte, ich hatte keinen Freund in den Stürmen des Lebens. Ich hätte Euch gesegnet, ich hätte Euch gedankt mit allen Fibern meines Herzens, wenn Ihr mir Euer Vertrauen, Euren Rath, Eure Freundschaft geschenkt, als ich hilflos dastand, aber was wollt Ihr jetzt von mir, was soll mir jetzt Eure Theilnahme?"

Sie sank erschöpft in einen Sessel. Thränen brachen aus ihren Augen und überflutheten ihr Antlitz, als Hennig Moltke, ohne ein Wort zu sagen, ihrem Winke gehorsam, das Gemach verlassen — der Ritter fühlte, daß er zu anderer Zeit, wenn ihre Leidenschaften sich beruhigt, wiederkommen müsse, wolle er sie zu versöhnen suchen, und tief erschüttert hatte er sich entfernt.

Die Gräfin fand Erleichterung in den Thränen, aber in dem wilden Toben der Gefühle vermochte sie nicht den Entschluß zu fassen, zu dem eine mächtige innere Stimme sie drängte wie der Ruf eines guten Engels — sie ließ Moltke nicht zurückrufen, obwohl es ihr war, als müsse sie dem Bösen verfallen, wenn sie ihn ziehen lasse.

Eine Stunde später und die Hofmeisterin trat zu ihr. Auf den Rath Moltke's hatte dieselbe Edda nicht gestört in dem Kampfe der Gefühle, in dem jeder Mensch sich selber die Sammlung erobern muß — bei so gewaltigen Eindrücken, wie die es waren, welche über Edda hereingebrochen, kann der Zuspruch Dritter nur den heftigen Leidenschaften den Sieg erleichtern.

„Nehmt einen Trunk Wein," bat die Hofmeisterin, „wollt Ihr es dem Könige gönnen, daß er Euch zermalmt findet, wie er Euren Bruder zermalmt? Die blutige That wird die Flammen der Empörung gegen den Tyrannen hell auflodern lassen — wollt Ihr Euch selber vernichten, anstatt den Tag der Vergeltung zu sehen?"

Edda schlürfte den ihr gebotenen Wein. „Ist der Ritter fort?" fragte sie leise.

„Er harrt dessen, ob Ihr ihn noch sehen wollt. Es ist Jemand bei ihm, der Euch zu sprechen begehrt — wären noch Wunder möglich, so glaubte ich, König Hakon sei aus dem Grabe erstiegen, wie er war in seiner Jugend, als König Magnus noch in Stockholm ein lustig Leben führte. Erich, der ältere Prinz, war seinem Vater nicht so ähnlich, der hatte mehr von seiner Mutter, der blutigen Blanka, Hakon aber war ihm wie aus den Augen geschnitten, er hatte das echte Gesicht der Folkunger, und dieser Fremde ist sein leibhaftig Ebenbild. Schon deshalb müßtet Ihr den Mann sehen. Es wird Euch in Euren trüben Gedanken zerstreuen, wenn Ihr mit ihm redet."

Es hätte nichts geben können, was Edda in diesem Moment besser aus ihrem düsteren Hinbrüten aufzuschrecken

vermochte, als die Erinnerung an Hako Torsten. Es war gewiß eine wunderbare Fügung, ein fast unverkennbarer Wink des Schicksals, daß zu derselben Zeit, wo König Albrecht den Sohn Erich's meuchlerisch hatte morden lassen, ein Mann in Berührung zu ihr getreten war, dessen seltsame Aehnlichkeit mit König Hakon Jedermann auffiel, und der, wenn der Sohn Hakon's, wie man behauptete, geraubt worden, aller Wahrscheinlichkeit nach der verlorene Sohn Margaretha's war. Hier bot sich das Werkzeug, Magnus zu rächen an König Albrecht.

„Ich will ihn sehen," rief Edda, von dem Gedanken entflammt, daß ihr der Himmel den Weg zeige, Magnus zu rächen. „Sagt dem Ritter v. Moltke, ich hätte für ihn weder Auftrag noch Bitte, er möge am Throne des Königs reden und handeln nach seinem Belieben, aber dem Normann solle er die Freiheit geben, das sei Alles, was ich von ihm fordere."

Wenige Minuten später verließ die Reiterschaar das Schloß, die Hofmeisterin aber führte Hako Torsten in das Gemach der Gräfin.

„Habt Ihr meinen Brief an die Königin," forschte Edda, „habt Ihr das Geheimniß Eures Auftrages vor dem Ritter gehütet?"

„Hier ist der Brief," versetzte Hako, das Pergament aus dem Wamms ziehend, „ich habe dem Ritter nichts verrathen, aber er hat mich in Lübeck gesehen und erinnerte sich dessen, daß Gebhard Warendorp in mir einen Sohn des Königs Hakon vermuthet."

„Ihr seid's!" rief Edda, mit fast gierigen Blicken

seine Züge musternd, „auch meine Hofmeisterin sagt es. Magnus ist todt — König Albrecht hat ihn feige ermorden lassen, Ihr seid es jetzt, dem die Krone der nordischen Reiche gebührt, ich huldige Euch, Ihr werdet Magnus rächen, werdet den Mörder vom Throne stoßen, Ihr seid der König der Normannen.“

Das Auge Hako's schaute eher finster und zürnend drein, als daß ihn diese Worte zu ehrgeizigem Hoffen entflammt hätten. „Edle Jungfrau,“ versetzte er kühl und abweisend, „wenn das Gräßliche wahr ist, was ich aus dem Wesen des Ritters v. Moltke geahnt, daß der Gefangene in Kalmar nicht mehr lebt, so begreife ich, daß Ihr in Schmerz und Bitterkeit Rache an dem Mörder fordert, und hat sich der König Albrecht mit einer Blutschuld beladen, so bin ich dessen froh, daß ich mich ihm nicht zum Dienste verpflichtet, daß ich frei bin, mir einen anderen Kriegsherrn zu suchen.“

„Habt Ihr mich nicht verstanden? Ich sage Euch, daß Ihr der Sohn König Hakon's —“

„Edle Jungfrau, hört mich zu Ende. Als Ihr mir gestern sagtet, Ihr hättet mich in Lübeck getäuscht und als Ihr mich auffordertet, der Königin Margaretha eine Botschaft zu bringen, habe ich Euch mein Wort verpfändet und mit dem Freunde gebrochen, der Euch diesen Dienst versagte und mir verbieten wollte, ihn Euch zu leisten. Aber Ihr täuschet Euch in mir, wenn Ihr denket, ich sei ein blindes Werkzeug in Eurer Hand, das die Farbe wechselt nach Eurem Willen. Nehmt den Brief an die Königin zurück, wenn Ihr mehr von mir erwartet, als

daß ich das Pergament in ihre Hände lege. Wenn ich vor das Antlitz der Königin trete und ich lese es nicht in ihren Augen, daß ich meine Mutter vor mir sehe, so werde ich Hako Torsten bleiben und riefen es mir Abertausende zu, ich wäre König Hakon's Sohn — finde ich aber eine Mutter, so diene und gehorche ich ihrem Willen, so weit es meine Ehre gestattet und die Dänin nicht fordert, daß ich mein Vaterland verrathe. Bauet also in keiner Weise auf mich, ich möchte Euch nicht täuschen, und wäre es nur ein Spiel, das Ihr mit mir treibt, wenn Ihr heute in meinem Herzen die Hoffnungen wieder erweckt, die Ihr damals mir weggespottet, so würde dieser Frevel sich schlimmer an Euch rächen, als das Spiel, das Ihr mit Gebhard Warendorp getrieben. Er wähnte sich von Euch geliebt und verrieth einer Anderen die Treue, spielt nicht mit den Gefühlen eines Mannes, der nicht weiß, ob seine Mutter lebt, sagt es noch jetzt, wenn Ihr mich getäuscht, um neue Ränke zu spinnen, ich beschwöre Euch, sagt mir die Wahrheit — soll ich glauben, was Ihr mir in Lübeck gesagt, oder daß Ihr mich damals getäuscht habt?"

Edda hätte vor Scham vergehen mögen, der Mann zeigte ihr ihr eigen Bild, wie sie es selber nicht gekannt, er zeigte es ihr in Farben, die sie nicht ableugnen konnte und vor denen sie sich entsetzte. Er warf ihr das Spiel der Koketterie mit Gebhard vor als einen Frevel, und sie hatte Gebhard gegrollt, daß er nicht ihre leuksame Puppe geblieben; während sie grollte, daß Andere sie betrogen, hatte sie nie bedacht, was sie selber gethan. Aber rief dieser Vorwurf der Frivolität ihr nur die Röthe der

Scham auf die Wangen, so erbebte ihr Herz vor der Anklage Hako's, jedes Wort desselben traf sie zermalmend, das unwürdige Spiel, das sie mit ihm getrieben, ließ sie jetzt fühlen, daß sie die Strafe des Himmels verdient.

Einen Moment saß sie da wie betäubt, dann bedeckte sie ihr Antlitz mit den Händen, aber plötzlich, als sträube sich ihr Stolz dagegen, ihre Scham, ihre Zerknirschung zu verbergen, zeigte sie Hako ihre bleichen Wangen, ihr verstörtes Gesicht.

„Ja," sagte sie mit tonloser Stimme, „ich bin eine Elende, ich verdiene es, daß das Unglück mich niederwirft in den Staub. Ich gebe Euch das Recht, mich zu verachten und ich bin nicht so feige, meine Schuld zu leugnen, Ihr sollt Alles wissen. Ich kam nach Kopenhagen mit zerrissenem Herzen und die Dämonen des Neides und des Hasses machten mich blind gegen das Gebot der Ehre, taub gegen die Stimme des Gefühls. Ich will meine Thaten nicht beschönigen durch eine wahnwitzige Verblendung, durch einen Rausch, der mich benommen, denkt, ich sei besessen gewesen von einem Dämon. Ich kam zu Margaretha mit dem Willen, sie zu hassen und zu täuschen, und wenn sich in mir ein besseres Gefühl regte, so erstickte es der Neid gegen diese Frau, die mir Bewunderung abzwang, die mir ihre Liebe, ihr Vertrauen entgegen trug, ich kämpfte gegen jede bessere Regung wie gegen einen Feind, ich brütete mißtrauische Gedanken, um Margaretha hassen zu können. Ich überredete mich, daß Alles an ihr Lüge und Heuchelei sei, bis ich es selber glaubte.

Die Königin," fuhr Edda fort, während Hako athem-

los lauschte, „erzählte mir eines Tages, daß sie kurz nach der Geburt ihres Kindes schwer erkrankt sei und lange Zeit bewußtlos im Fieber gelegen habe, als sie endlich genesen sei, habe sie an dem Halse ihres Kindes einen Talisman vermißt, den sie selber daran befestigt, und der nur gewaltsam und kaum ohne Verletzung des zarten Knaben habe geraubt werden können. Sie habe eine fremde Wärterin gefunden und diese habe sie dabei ertappt, daß sie ihr Blicke des Hasses zugeworfen, wenn sie das Kind geküßt, als gehöre dasselbe Jener, nicht ihr, als neide die Frau ihr jedes Lächeln des Kindes. Von dem verschwundenen Talisman habe Keiner etwas wissen wollen, König Hakon habe, als er aus dem Kriege heimgekehrt, der Wärterin seltsame Blicke zugeworfen, und tausend andere Beobachtungen hätten ihr damals schon das Gefühl eingeflößt, es sei etwas Geheimnißvolles vorgegangen, das ihr Gatte ahne, aber ihr nicht zu gestehen wage. Da habe sie den König eines Tages im Gespräch mit einem Weibe getroffen, das aus der Gegend von Bergen gekommen und dort als heilige Seherin gelte — doch was ist Euch?"

Hako war aufgesprungen in Erregung. „Die Norne von Lodals-Kaabe?" rief er mit bebender Stimme.

„Ja, das war der Name. Die Königin will erlauscht haben, daß er einen Ring von ihr gefordert, den die Alte ihm jedoch verweigert habe."

„Einen Ring mit Runen, die einen Kranich umgeben?"

„Ja, die Königin sagte mir, Hakon habe ihr einen Ring geschenkt, den er seinem Vater geraubt, als derselbe flüchtig geworden vor den Schweden, an dem Ringe hänge

das Glück der Folkunger, und diesen Ring hatte Margaretha mit einem Bande an dem Halse ihres Kindes befestigt."

Hako zitterte vor Erregung. Er gedachte, mit welchen Worten ihm die Greisin den Ring gegeben, den heilig zu bewahren sie ihm geboten, er gedachte aller Andeutungen, die man ihm in früher Jugend und bei seinem Abschiede von Bergen gemacht und wie ihm Niels Torsten mit düsterem Blicke gesagt, er wisse nicht, wer er sei, aber er solle sich das Weib ansehen, das Norwegen in dänisches Joch gebracht und die Puppe, die den König der Normannen spiele.

Aber wer war Olaf wer die Wärterin, die Margaretha nicht gegönnt, den Knaben zu küssen, der auch König Hakon ähnlich sah? Es schüttelte ihn wie ein Grauen, als er jetzt daran dachte, daß er das Grab leer gefunden, auf dessen Stein der Name Brenda Torsten stand, daß die Leute geflüstert, Niels Torsten's Weib sei verschwunden, als Margaretha König Hakon einen Sohn geschenkt habe.

Die Räthsel, die auf seiner Seele gelastet, waren nicht gelöst, aber die Ahnung, wie sie sich lösen könnten, überwälligte ihn; er stand gleich einem Betäubten da, der nicht zu fassen vermag, was mit Allgewalt über ihn gekommen.

Edda konnte nicht daran zweifeln, daß ihm jetzt die Ahnungen und Vermuthungen zur Gewißheit geworden, deren Bestätigung sie schon aus seinen Zügen, aus seiner Aehnlichkeit mit dem Könige Hakon errathen. „Es ist vielleicht mehr ein Fluch als ein Segen, der Euch aus

dem Licht erwächst, das in das dunkle Räthsel Eurer Geburt gefallen," sagte sie mit trübem Lächeln, „denkt an Magnus, den König Albrecht ermordet, wie einst seinen Vater die eigene Mutter in den Tod geschickt — möget Ihr bewahrt bleiben von dem düsteren Fluche, der die Letzten der Folkunger unerbittlich verfolgt, möget Ihr in Margaretha eine andere Mutter finden, als der Vater von Magnus sie gehabt und als Margaretha sie für Olaf gewesen."

Hako schüttelte es wie Fieberfrost. „Muß Euer Haß mit Gift spielen?" rief er, „wollt Ihr mit diesem Worte sagen, daß Olaf ermordet sei?"

Edda schlug das Auge zu Boden, wie ertappt auf einem Verbrechen, aber es kostete sie nur einen kurzen Kampf, und ihr Auge blickte freier auf als vorher. „Ich danke Euch," sagte sie, „Ihr mahnt mich an alte Schuld. Aber ich will büßen, was ich gethan. Gebt mir das Pergament zurück. Ich gehe selbst nach Kopenhagen, ich stelle mich der Königin, mag sie mir das Urtheil sprechen. Ich werde ihr sagen, was ich von Euch schon in Lübeck gehört, wie ich Euch betrogen und was ich jetzt erfahren. Harret des Ausgangs an einem sicheren Orte, in Lübeck oder anderswo, ich werde Euch Botschaft senden, wenn ich das vermag, ob Ihr in Margaretha eine Mutter oder eine Feindin habt. Kommt kein Bote, verurtheilt die Königin mich zum Kerker oder zum Tode — um so besser für mich, das wäre mir leichter, als wenn ihr Stolz die Rache an mir verschmähte — dann handelt, wie Ihr wollt, aber jetzt gönnt es mir, allein in die Höhle der Löwin zu treten und ihr zu beichten, was mein Haß an ihr verbrochen."

Hako schaute das Weib an, das er verachtet und gehaßt, als es im Uebermuth Gebhard durch Koketterie gefesselt und das er jetzt bewundern mußte, wo es, zu stolz, um die Schande zu leugnen, sich selber als verächtlich anklagte, und mächtig ergriffen rief er: „Nein! Ich werde es nicht dulden, daß Ihr Euch der Rache einer Frau preisgebt, wenn diese unwerth, über Euch zu richten, und ich werde nie eine Mutter finden, wenn Margaretha Euch nicht zu verzeihen vermag. Ich gehe mit Euch, und bin ich König Hakon's Sohn, ist Margaretha meine Mutter, so werde ich von ihrer Liebe nichts fordern, als daß sie Magnus rächt."

Edda antwortete nicht, aber sie warf einen langen Blick auf Hako, als versenke sich ihre Seele in die Gedanken des Mannes, der also zu ihr sprach, als müsse sie ihre Ueberzeugung festigen, daß er sie nicht täusche, und in einem Anschauen den Glauben daran gewinnen, daß die Gefühle, welche er in ihrer Brust wachgerufen, kein Trug. Was in ihr in diesem Momente vorging, ist schwer zu beschreiben, denn es fand in ihr — wir möchten sagen eine Läuterung ihres ganzen Wesens statt, eine Krisis, ähnlich der, in welcher der gährende Most alles Unreine und Unedle abstößt, wo der edle Wein sich frei ringt von Allem, was ihn schon zu verderben drohte.

Magnus hatte Alles gefehlt, was einen Menschen über das Gewöhnliche erhebt, jetzt war Edda's Interesse für einen Mann erweckt, von dem sie kaum zweifeln konnte, daß er der Sohn König Hakon's und Margaretha's war, der letzte Folkunger, seit Magnus die Augen geschlossen; er sah

aus, als könne er einer Krone Respekt verschaffen, die er trage — aber er trachtete nach keiner Krone, die mit Fluch beladen war, und sein Herz, das sich sehnte, eine Mutter zu finden, erbebte vor dem Gedanken, in seiner Mutter ein Weib zu finden, das er nicht achten könne!

Es war Edda, als sei ihr der Weg gezeigt, sich zu reinigen von Allem, was aus der Vergangenheit dunkel an ihr haftete, wenn sie sich demüthigte vor Margaretha, nicht um ihrem Hasse zu fröhnen, sondern um zu sühnen, was sie verschuldet; es war ihr, als dürfe sie nicht mehr trauern um Magnus, nun sie in Hako einen edleren Erben der Folkunger erkannt, als sei die Aufgabe ihres Lebens in eine reinere, heiligere verwandelt.

Die Gräfin gab Befehl, Alles zu ihrer Abreise zu rüsten — die Hofmeisterin erkannte sie nicht wieder, es schien, als habe ein Zauber Edda verjüngt und neues frisches Leben in ihre Adern gegossen. Da Edda nicht ganz ohne Ursache besorgte, der König könne ihrer Abreise Hindernisse in den Weg legen und ihr Schloß werde von den Spähern des Königs überwacht, traf sie Vorbereitungen, zunächst nach der Insel Gottland zu gehen und dort ein lübisches Schiff zu besteigen, unter der Flagge der Hansa war sie und Hako vor den Verfolgungen des Königs gesichert.

13.

In Lübeck hatte es der alte Senator v. Warendorp inzwischen bereits längst bereut, daß er Gebhard ein Schiff anvertraut; der Sohn kehrte nicht zurück, sandte auch keine Nachricht, und es war nicht zu zweifeln, daß die Gerüchte

wahr seien, die ihn als Anstifter einer Empörung gegen die Beschlüsse des Senates bezeichneten.

Als bald ein Jahr vergangen war, ohne daß Nachricht von dem Bruder gekommen, hatte Blanka nicht länger vermocht, dem Vater zu verschweigen, daß Gebhard ihr gestanden, er habe eine Braut in Bergen; waren alle Nachforschungen des Senators nach dem Sohne vergeblich gewesen, so gebot ihr die Pflicht und die eigene Sorge um den Bruder, dem Vater einen Wink zu geben, daß Gebhard vielleicht an ganz anderer Küste verweile, als wo die Boten des Vaters ihn suchten. Blanka täuschte sich jedoch bitter, wenn sie gedacht, es werde das Herz des Vaters erleichtern, wenn er daran zweifeln dürfe, daß Gebhard eine Empörung vorbereite, der stolze Patrizier hätte lieber gesehen, daß man seinen Sohn wegen Ungehorsams gegen die Befehle des Senats geächtet — es gab ja viele Senatoren, welche den Beschluß der Hansa als feigen Verrath an Albrecht brandmarkten — als daß er ein Fischermädchen als Tochter willkommen geheißen. Und Blanka verschlimmerte den Eindruck ihres Geständnisses noch, als sie erwähnte, man halte Hako für einen Sohn des Königs von Norwegen, Freia Torsten sei seine Schwester.

„Ah," knirschte der alte Herr, „dann habt Ihr mich also Alle betrogen, es war abgekartetes Spiel, daß Gebhard heuchelte, er begeistere sich für das Panier, das die Gräfin Olfström zu erheben verheißen, er hängt sich an einen Betrüger, an einen Abenteurer, einen Bastard, den die Königin Margaretha viertheilen läßt, wenn sie ihn einfängt. Dazu mußte ich ihm ein Schiff geben, er sam-

melt nicht Landsknechte für den König von Schweden und den Prinzen, für den Albrecht das Schwert ziehen will, sondern er denkt vielleicht in seinem wahnwitzigen Hirn, mit einer Hand voll Piraten Dänemark und Norwegen zu erobern und einen Betrüger, den Bruder seiner Liebsten, als König auszurufen? Es gibt keinen Wahnsinn, der zu groß wäre, um ihn nicht dem tollköpfigen Buben zuzutrauen; aber daß Du mir seine Thorheit verheimlicht, das vergesse ich Dir nie, das gebietet mir, Dir einen Herrn zu geben, der Dich hütet. Bereite Dich vor, Du wirst Sture's Weib, so bald er heimkehrt, oder Du gehst in's Kloster — kein Wort, Ungerathene — Du gehorchst."

Warendorp wußte, daß er keine härtere Strafe für Blanka finden könne, als die, sie mit Sture zum Altar zu schicken. Es war ihm nicht verborgen geblieben, daß Blanka der geplanten Verbindung niemals hold gewesen, und er hatte sie in einer Zeit, wo sein Herz um den Sohn sorgte, nicht drängen mögen, obwohl Blasius Sture ihn an die Erfüllung seines Wortes mahnte. Er hatte nicht blos Nachsicht geübt, sondern wohl auch Reue darüber gefühlt, daß er sein Wort verpfändet, ehe Blanka herangewachsen und er ihr Herz befragt, jetzt aber kühlte es seinen Zorn, sie dafür strafen zu können, daß sie ihm ein solches Geheimniß verborgen hatte. —

Eines Morgens trat der alte Senator in das Gemach seiner Tochter und störte sie in ihren Gedanken, die immer wieder zu ihrem fernen Bruder eilten — und zu dem stattlichen Freunde desselben, dem normannischen Jünglinge, der ein Königssohn sein sollte.

„Ich bringe viele Neuigkeiten," begann Warendorp, „rüste Dich, einen Gast zu empfangen, die Gräfin Olfström läßt durch einen Boten anfragen, ob uns ein kurzer Besuch willkommen sei, sie ist mit einem Schiffe eingetroffen, das mir Briefe aus Stockholm gebracht, und will weiter nach Kopenhagen."

„Die Gräfin Olfström?" rief Blanka überrascht, „vielleicht bringt sie Nachrichten von Gebhard."

„Vielleicht," murmelte Warendorp zerstreut. „Aber fragst Du nicht, ob das Schiff von Stockholm nichts für Dich mitgebracht hat?"

Blanka erröthete heftig.

„Die Rückkehr Sture's verzögert sich," nahm der Senator, seine Tochter mit finsterem Blicke fixirend, wieder das Wort, „ich soll Dir Grüße bestellen, vielfache Geschäfte behindern ihn, Dir zu schreiben. Es ist eine sehr seltsame Fügung, daß die Gräfin Olfström in unserer Faktorei zu Gottland gerade das Schiff bestiegen hat, welches mir wichtige Botschaften von Stockholm bringt. Es ist jetzt erklärt, weshalb Gebhard sich anscheinend sehr wenig um die Gunst der Gräfin bemüht hat, während er doch für die Sache ihres Bruders so begeistert schien, die Gräfin hat ihren Einfluß am schwedischen Hofe verscherzt, die Ansprüche des jungen Mannes, von dem sie uns erzählt, er sei ein Sohn des ermordeten Königs Erich, scheinen wenig begründet, oder doch nicht geeignet gewesen zu sein, das Interesse König Albrecht's zu erwecken, man hat Magnus Olfström verhaftet, und Sture argwöhnt, daß die Gräfin an den Hof Margaretha's flüchtet, die Verzeihung und den Schutz

der Königin anzurufen, gegen welche sie hier intriguirt. Ich kann der Gräfin die erbetene Gastfreundschaft nicht verweigern, aber ich denke, sie wird sich nicht allzu lange bei uns aufhalten."

Wie sehr auch die überraschende Nachricht Blanka beschäftigte, drängte sich ihr doch das Gefühl auf, ihr Vater verberge ihr etwas, das noch wichtiger als diese Mittheilung, es lag in seinem Ton und Wesen etwas Fremdartiges, das sich mehr fühlen, wie beschreiben und erklären ließ, das auf Blanka einen beklemmenden Eindruck machte. Der Senator heftete auf sie einen Blick, als schwanke er, ob er ihr mehr anvertrauen solle, oder als fürchte er, sie könne errathen, daß er ihr etwas verschweige. „Zeige Dich nicht allzu entgegenkommend," sagte er plötzlich, „es ist mir sehr lieb, daß aus dem Projekte nichts geworden, welches ich vor einem Jahre mit Dir besprach, Gebhard hätte sich da auch verfehlten Spekulationen hingegeben."

Mit diesen Worten verließ der Senator das Gemach.

Es konnte Blanka nicht befremden, daß ihr Vater jetzt geringschätzend von der Gräfin sprach, er hatte sich ja über den Einfluß und die Stellung derselben am Hofe zu Stockholm getäuscht; aber gerade deshalb war es auffällig, daß er ein Projekt in Erinnerung brachte, das doch nur eine vom Augenblick eingeflößte Idee gewesen war, er schien es nicht zu wünschen, daß Blanka vertrauliche Annäherung suche, und doch war dies das einzige Mittel, Näheres darüber zu erfahren, wann und weshalb Gebhard seine Beziehungen zu ihr abgebrochen. Lag es im Charakter des Senators, eine Idee aufzugeben, sobald die darauf basirte Spekulation

aufhörte, glänzende Resultate zu versprechen, so erschien es jetzt Blanka unbegreiflich, daß Gebhard nicht gerade durch die eingetretenen Schwierigkeiten gereizt worden, um so eifriger und hartnäckiger an der einmal ergriffenen Partei festzuhalten.

Die Gräfin ließ nicht lange auf sie warten, sie kam mit ihrem Gefolge direkt vom Schiffe. Hako begleitete sie jedoch nicht; da er mit Gebhard gebrochen, hatte er darauf verzichten müssen, auch für sich Aufnahme im Hause des Senators von der Gräfin erbitten zu lassen. Schon die äußere Erscheinung Edda's, wie ihr ganzes Wesen zeigte Blanka, daß mit ihr eine ungeheure Veränderung vorgegangen sei. Sie war in Trauergewänder gekleidet, und statt der verbittert trotzig stolzen Miene, die sie damals gezeigt, als sie hier ein Asyl gesucht, zeigte ihr bleiches Antlitz die Ergebung in das Unglück, das sie getroffen, ein Hauch echt weiblicher Milde dämpfte das Gepräge, welches heftige Leidenschaften ihren Zügen gegeben, sie erschien wie eine Genesene von schwerem Seelenleiden, noch unter dem Drucke schwerer Vergangenheit, aber ruhig und gefaßt, zu stolz zur Klage.

Der Senator zeigte auch bei ihrem Empfange ein Blanka fremdartiges, sie peinlich berührendes Wesen; er sagte, er biete ihr und ihrem Gefolge Gastfreundschaft als einer Reisenden, welche derselben bedürfe, und er wolle nicht wissen, was ihre Reise veranlaßt habe und wohin sie gehe, um weder ein Urtheil noch Rathschläge über etwaige politische Anlässe derselben abgeben zu müssen. Er betonte das in einer Weise, als wolle er überhaupt gegen politische Ge-

spräche protestiren, und das war sehr seltsam, da er doch gewiß nicht ohne Neugierde war, Näheres über wichtige Vorgänge am Stockholmer Hofe zu hören und ihn nichts verpflichten konnte, wider seine Ueberzeugung die Partei einer Gastfreundin zu nehmen.

Edda lächelte eigen, sie schien die Kühle dieses Empfanges zu fühlen, aber von derselben auch nicht überrascht. „Ich hätte keine Rast in Lübeck gemacht," flüsterte sie Blanka zu, als sie mit derselben allein war, „wenn mich nicht Jemand auf der Reise begleitete, den ich zwar nicht in Eures Vaters Haus geführt, der aber nicht an dieser Küste vorbeifahren mochte, ohne Euch Nachricht von Eurem Bruder zu bringen, und der, wie ich stark vermuthe, viel darum gäbe, dürfte er an meiner Statt Euch sagen, weshalb er dieses Haus nicht zu betreten wagt."

Blanka's Erröthen, ihre Verwirrung verriethen, daß ihr Herz ahne, von wem Edda rede. Verschämt senkte sie das Auge zu Boden. „Erzählt mir von meinem Bruder," sagte sie, „Gott gebe, daß es Gutes sei, wir sind in schwerer Sorge um ihn."

Edda lächelte, sie sah es Blanka an, daß dieselbe es gern hören würde, wenn sie auch von einem Anderen rede. „Meine Nachrichten über Euren Bruder reichen leider nur bis zum vergangenen Monat," versetzte sie, „da hat er sich von seinem Freunde Hako[illegible]sten getrennt."

„Getrennt?" rief Blank[illegible] zur großen Ueberraschung Edda's beinahe fr[illegible]ung, „und mein Vater fürchtete, Beide wär[illegible]rlichen Wagniß vereint!"

„Das fürchtet er? Ich sah Eures Vaters Auge leuchten, als die beiden jungen Männer mir gelobten, ihr Schwert dem Sohne des unglücklichen Erich von Schweden zu weihen. Weiß er es schon, mit welchem schmählichen Verrath König Albrecht mir sein Wort gebrochen hat, und könnte er es billigen, daß sein Sohn zu dem Mörder des unglücklichen Prinzen hält?"

„Es geht hier das Gerücht, daß Gebhard sich an die Spitze vieler Unzufriedenen gestellt habe, welche den Krieg mit Dänemark wünschen, daß man Hako Torsten für den echten Sohn des Königs Hakon erklären und zum Könige von Norwegen ausrufen wolle; mein Vater fürchtet, daß der Senat der Hansa Gebhard als Unruhestifter und Rebellen ächten könnte."

In Edda's Zügen malte sich ein Befremden, welches Blanka stutzig machte. „Träume ich?" sagte die Gräfin, als traue sie ihren Ohren nicht, „wenn Ihr mir sagt, daß solche Bedenken Euren Vater beunruhigen, wie konnte er alsdann mir Gastfreundschaft bieten? Wie kommt es, daß er mich gebeten hat, nicht von Politik zu reden, anstatt Erklärungen von mir zu fordern? Ich habe ihm sagen lassen, daß ich nach Kopenhagen reise. Was denkt er, was ich dort will?"

Blanka mochte der Gräfin nicht gestehen, wie ihr Vater sich geäußert hatte, und antwortete daher ausweichend, sie sagte, daß auch sie heute das Wesen ihres Vaters befremdet habe. „Ich verstehe ja nichts von der Politik," seufzte sie, „ich fühle mich nur von bösen Ahnungen gequält, es beängstigt mich, daß Gebhard gar nichts von sich hören läßt."

Die Gräfin fühlte sich von der Unruhe Blanka's angesteckt, es war sehr auffällig, daß der Senator, wenn ihn dieselbe Ungewißheit wie Blanka quälte, anstatt eine Frage nach Gebhard zu thun, in befremdender Weise jedem Gespräch über die Ursache der Reise Edda's vorgebeugt und sich überhaupt so rasch zurückgezogen hatte, als fürchte er Erörterungen."

„Ich will Euch Alles erzählen," sagte sie, sich traulich zu Blanka setzend, und sie schilderte der Lauschenden nun ihre jüngsten Erlebnisse, ihre Begegnungen mit Gebhard, Hako und Moltke.

Als sie berichtet hatte, wie Letzterer ihr Hako wieder zugeführt, schloß sie mit den Worten: „Ich habe sichere Beweise dafür, daß er König Hakon's Sohn; hat man Margaretha ihr Kind geraubt, so kann nur er es sein, den man ihr aus der Wiege gerissen hat. Er begleitet mich. Ich will nach Kopenhagen, ich will mich der Königin zu Füßen werfen und ihr den verlorenen Sohn dafür bieten, daß sie den Mord rächt, den Albrecht an Magnus verübt, ich selber will mich ihrer Rache stellen und meine Schuld büßen."

Blanka starrte Edda an wie betäubt. „Ihr sagt, Hako sei Margaretha's Sohn?" murmelte sie, als könne sie das Ungeheure dieser Kunde noch nicht fassen.

„Ich kann nicht daran zweifeln. Er trägt nicht nur die Züge der Folkunger, er hat den Ring mit den heiligen Runenzeichen, der sich im Geschlecht der Folkunger von Vater zu Sohn vererbt, und den Margaretha am Halse ihres Kindes befestigte."

Blanka schien wie in Gluthen gebadet, welche Gefühle

mochten ihre Brust bestürmen — es war ein Königssohn, dessen Bild sich so tief in ihre Seele geprägt! Aber in dem Wunsche, der ihre Seele benommen und die verschiedenartigsten Gefühle durch einander toben ließ, kam ihr plötzlich der Gedanke, daß man Margaretha nachsage, ihr Ehrgeiz ersticke jedes natürliche Gefühl, sie habe Olaf ermorden lassen, und die Gräfin, die ehedem Margaretha eine falsche Schlange genannt, die Margaretha's Vertrauen schnöde verrathen, die wollte jetzt das Gegentheil behaupten, Hako in die Arme einer Mutter führen? Wer bürgte dafür, daß Edda Olfström nicht ein falsches Spiel trieb, daß sie nicht eine heuchlerische Maske trug, Hako in die Hände Margaretha's zu liefern? Wer bürgte dafür, daß Gebhard sich nicht deshalb von Hako getrennt, weil er diesen vergeblich gewarnt, Edda zu trauen! Konnte dieses Weib Glauben verdienen, das Jahre hindurch Margaretha betrogen, dann, als ihr Interesse es gebot, keinen Nebenbuhler von Magnus aufkommen zu lassen, Hako abgehalten, sich Margaretha zu zeigen, seine Ansprüche bespöttelt hatte und jetzt dieselben als zweifellos hinstellte?

„Wo ist Hako Torsten?" fragte Blanka mit bebender Stimme und der Verdacht, der ihre Brust bestürmt, mochte sich in ihrem Auge wiederspiegeln. „Ihr sagt, er begleitet Euch, warum führtet Ihr ihn nicht hieher?"

„Er wäre wohl gern gekommen," lächelte Edda, die sich die Erregung Blanka's ganz anders erklärte, „aber er wagte es nicht, da Gebhard sein Feind geworden und wir denselben hier vermutheten. Er wollte sich ein Quartier am Hafen suchen."

Ein Geräusch auf der Straße lockte Blanka an's Fenster. Der schwere Tritt einer Abtheilung Gewappneter und das Klirren von Waffen vermischte sich mit Spottrufen der Gassenbuben, die Schaarwächter führten einen Gefangenen zum Stockhause.

Blanka stieß einen Schrei aus, als sie den Gefangenen erblickte. Die Gräfin wollte sich ihr nähern, um zu sehen, was sie also erschrecke, aber in einer Erregung, der man das sanfte Mädchen sonst wohl kaum für fähig gehalten, stieß Blanka Edda zurück. „Lügnerin!" rief sie, flammend vor Leidenschaft und mit dem Ausdruck tiefster Verachtung. „Ihr habt ihn feige verrathen, Fluch über Euch!"

Es war Hako Torsten, den die Schaarwache gefesselt zum Stockhause führte.

14.

Königin Margaretha hatte durch ihre Gesandten an alle befreundeten Fürsten und Städte das Ersuchen richten lassen, einen falschen Olaf, wo solcher auftreten sollte, zu verhaften und in ihre Hände zu liefern; dem Könige Albrecht ließ sie durch Botschafter den Tod ihres Sohnes melden und ihm erklären, daß sie von einem Betrüger gehört habe, den man für einen Sprossen des ermordeten Erich ausgeben wolle, sie werde an dem Tage, wo das geschehe, die Schweden zur Empörung gegen ihn aufrufen.

Die Drohung Margaretha's, vor Allem aber die Besorgniß, daß Gräfin Edda's Leidenschaftlichkeit sie hinreißen könne, eigenmächtig einen Aufstand zu Gunsten von Magnus in's Werk zu setzen, bewogen Albrecht, sich des jungen Mannes zu entledigen und damit ein Versprechen

los zu werden, dessen Erfüllung ihm nur gefährlich werden konnte. Während er aber von den Gesandten Margaretha's forderte, sie möchten darin, daß er Magnus habe verhaften lassen, einen großen Dienst sehen, den er der Königin geleistet, erschien plötzlich eine Lübecker Gesandtschaft an seinem Hofe, die Rechenschaft darüber forderte, daß er Unterthanen der Hansa aufgereizt, heimliche Rüstungen zu veranstalten, oder doch dies verbotene Treiben begünstige. Blasius Sture erklärte ihm geradezu, als er diesen Vorwurf mit dem Geständniß beantwortete, er habe, um den Frieden nicht stören zu lassen, Magnus in Haft gesetzt, er beschütze einen Pseudo-Olaf, man werbe für denselben in den Faktoreien der Hansa heimlich auf seinen Befehl.

Sture trat mit allem Selbstgefühl eines Gesandten der Hansa einem Könige gegenüber, der ihm als Mann nicht imponiren konnte, dem er geistig überlegen war, und dem der stolze Hanseat sagen konnte: die Bürger von Lübeck haben Dir die Krone gegeben, sorge, daß sie Dir die Krone lassen. Er hatte soeben eine längere Unterredung mit dem Könige gehabt, als endlich eine schmetternde Fanfare Letzterem die ungeduldig erwartete Rückkehr Moltke's von Schloß Kalmar verkündete.

Nicht nur Blasius Sture mit den Abgesandten der Hansa, sondern auch die Gesandten der Königin Magaretha, der Erzbischof von Upsala und andere geistliche Würdenträger, zahlreiche Edle Schwedens befanden sich gerade im Schlosse, als der Ritter v. Moltke von Kalmar zurückkehrte; aber anstatt zu warten, bis der König ihn vor sich

bescheide oder ihn insgeheim von den Vorfällen zu unterrichten, erstieg Hennig v. Moltke in voller Rüstung, gepanzert wie zur Fehde, bestäubt vom Ritt, ohne die Kleider zu wechseln, die Treppe zum Thronsaal, der Wappenherold trug ihm sein Banner voran, ungemeldet trat er vor den König, der bestürzt und erschrocken ihn anstarrte, als ahne er Unheil.

Eine feierliche, fast unheimliche Stille herrschte im Saale, in dieser Weise betrat nur ein Fremder die Königsburg, der eine Kriegserklärung zu bringen hatte, und es war der getreuste Vasall und Vertraute des Königs, der also dem Throne nahte.

„König Albrecht von Schweden, Herzog von Mecklenburg," ertönte die ernste, düstere Stimme Moltke's aus dem aufgeschlagenen Visir, „der Graf Magnus Olfström, den Du anerkannt als Sohn und Erben des Königs Erich, dem Du Dich mit Deinem Worte verpflichtet, ihm die Krone von Norwegen zu erobern, ist todt."

Albrecht war schon bei den ersten Worten aufgesprungen, glühend vor Wuth und Empörung ballte er die Faust. „Wer gestattet Dir, vor den Thron zu treten?" donnerte er, „Hauptmann der Wache, wer öffnete ohne einen Befehl einem Gewappneten die Thüren? Führt den rebellischen Vasallen in Haft —"

Auf einen Wink Moltke's löste ihm sein Knappe den eisernen Handschuh ab, und er schleuderte denselben vor die Füße des Königs.

„Ich sage mich hiermit los und ledig der Lehens- und Vasallenpflicht, erkläre Dir die Fehde, König Albrecht, als

freier Ritter. Möchtest Du Verrath üben an mir, wie an Magnus? Versuche es Angesichts der Ritterschaft von Schweden, der Abgesandten der Königin der Dänen und der Städte, sie werden mich gegen Deine Henker schützen, oder ich erkläre sie der Ehre bar. Da liegt mein Handschuh."

„In den Thurm mit ihm! Reißt sein Wappen in Fetzen, zerbrecht ihm Schwert und Schild!" wüthete Albrecht wie ein Rasender, aber die getreue Leibwache hätte es selbst nicht gewagt, ihm Angesichts der Ritter zu gehorchen, wenn Einer unter ihr gewesen wäre, der nicht lieber für Moltke das Schwert gezogen, als ihn angetastet hätte.

„Wahrt Ritterrecht!" tönte es dem Könige von allen Seiten entgegen, „das ist ehrliche Aussage, der Mecklenburger kann frei Geleit fordern bis über die Grenzen Schwedens."

Albrecht keuchte in ohnmächtiger Wuth, er fühlte, daß er nachgeben müsse, wollte er sein königliches Ansehen nicht noch weiter bloßstellen. „Ich werde Dir die Antwort auf den Schimpf geben," tobte er, „wenn Du nach dreien Tagen Dich blicken lässest im Banne meiner Krone — Du lügst, ich hatte Magnus nie mein Wort verpfändet, und die Strafe der Lügner soll Dich treffen. Wenn Magnus lebte, sollte er gegen Dich zeugen, aber seine Schwester soll man gefangen herbringen, ihre buhlerischen Künste haben Dich zum Sklaven einer eitlen Närrin gemacht. Der Henker soll Deinen Handschuh aufnehmen und mit Dir rechten."

Geistliche und Ritter drängten sich zwischen Moltke und den wüthenden Fürsten, dem peinlichen Auftritt ein Ende

zu machen, und Moltke gehorchte dem Winke wohlmeinender Freunde, die Burg zu verlassen. Festen Schrittes entfernte er sich, umringt von Rittern, die ihm das Geleit gaben, während die Räthe Albrecht's den König zu beruhigen sich bemühten. Als aber der König jetzt betheuerte, er habe nie daran gedacht, dem von Edda Olfström erfundenen Märchen Glauben zu schenken und die vermeintlichen Ansprüche von Magnus zu unterstützen, erhob der Abgesandte Margaretha's seine Stimme. Er befragte den König, ob er keine Kenntniß davon habe, daß man an den schwedischen, pommer'schen und mecklenburgischen Küsten geheime Rüstungen zu Gunsten eines Prätendenten betreibe, der sich gegen Margaretha erheben wolle, es sei das überall mit der Versicherung geschehen, daß er, Albrecht von Schweden, diese Umtriebe gutheiße.

Der König war einen Moment verwirrt, aber er erinnerte sich, von Moltke gehört zu haben, daß Gebhard v. Warendorp, der diese heimlichen Rüstungen betrieb, ihn in Lübeck auf einen Mann aufmerksam gemacht habe, der für einen Sohn König Hakon's gelte. Er antwortete daher, die Königin Margaretha brauche ihm nur als ehrliche Bundesgenossin die Hand zu reichen und er werde ihr einen Prätendenten ausliefern, der ihr gefährlicher sei, als Magnus Olfström es je gewesen.

Blasius Sture hörte die Worte. Er beeilte sich, Moltke noch aufzusuchen, ehe derselbe Stockholm und Schweden verließ. Der Ritter hatte keine Ursache, ihm die Vorgänge der letzten Tage zu verschweigen, im Gegentheil, es konnte ihm nur willkommen sein, Edda einen Beschützer

zu verschaffen, der sie vor dem Zorne des Königs warnte. Blasius erfuhr auf diese Weise, daß Hako auf Schloß Olfström weile, und es war leicht zu errathen, daß Edda, um Magnus zu rächen, jetzt die Partei dieses Prätendenten ergreifen werde. Die Ahnung wurde zur Gewißheit, als schon am nächsten Tage die Nachricht nach Stockholm kam, daß die Boten des Königs Schloß Olfström leer gefunden, daß die Gräfin sich in die hanseatische Faktorei auf Gottland geflüchtet habe.

Blasius theilte die Neuigkeiten, die er erfahren, dem Senator v. Warendorp in einem Briefe mit, welchen ein über Gottland nach Lübeck gehendes Schiff beförderte, der Zufall wollte es, daß Edda mit Hako und ihrem Gefolge gerade dieses Schiff zur Fahrt nach Lübeck benutzten, und der Senator beeilte sich, den jungen Mann verhaften zu lassen, auf den die Königin Margaretha fahnden ließ und von dem er glaubte, daß Gebhard sich seinetwegen in gefährliche Unternehmungen gestürzt habe.

15.

Der geheime Bund, welchen Gebhard v. Warendorp an den Küsten der Ostsee gestiftet hatte, und der später unter dem Namen der Vitalien-Brüder eine historische Berühmtheit erlangen sollte, konnte bis jetzt nur als eine Verschwörung von mißvergnügten Angehörigen der Hansa gelten, welche der Gelegenheit harrten, ihren Willen im Trotze gegen die Senatsbeschlüsse geltend zu machen. Es war noch nichts geschehen, was die Hansa zum Einschreiten berechtigt hätte, wohl aber waren die Besorgnisse eines

Vaters begründet, der den Sohn auf so gefährlichen Wegen sieht. Der Haftbefehl gegen einen Ausländer, der kaum in Lübeck angekommen, war um so leichter zu vollziehen, als eine der Stadt befreundete Königin die Behörden bereits ersucht hatte, auf Jeden zu fahnden, der sich für den Sohn ihres verstorbenen Gemahls ausgebe, um Unruhen zu stiften. Es war bereits infolge des Gerüchts: Olaf, den Margaretha für todt ausgegeben, sei nur verschwunden — in Wismar ein falscher Olaf aufgetreten, den man als Betrüger entlarvt und hingerichtet hatte, es konnte daher nur den Hohn der Schaarwache und der neugierigen Menge erregen, als Hako die Erklärung abgab, er sei auf der Reise nach Kopenhagen, um sich der Königin vorzustellen, nachdem er es nicht hatte leugnen können und wollen, daß er in den verschiedenen Hafenplätzen gewesen war, wo man Schiffe zu geheimen Zwecken ausgerüstet hatte.

Der Senator v. Warendorp harrte im Verhörzimmer des Stockhauses der Ankunft des Gefangenen. Er erinnerte sich dessen sehr wohl, daß ihm die Gesichtszüge des jungen Mannes aufgefallen waren, als Gebhard ihm denselben vorgestellt hatte, es schien also auf der Hand zu liegen, daß Hako sich jetzt nach dem Tode von Olaf und von Magnus zu einem Betruge hergäbe, der Gebhard willkommen sei, wie Alles, was einen Krieg mit Dänemark erzeugen könnte. Sperrte man Hako ein, so waren Gebhard's abenteuerliche Pläne mit einem Schlage vernichtet.

Der Senator hatte rasch gehandelt, er konnte Edda

unmöglich Glauben schenken, wenn sie gesagt hatte, sie gehe nach Kopenhagen, um die Verzeihung Margaretha's zu erflehen. Warendorp, durch den Brief von Blasius Sture gewarnt, vermuthete, daß man ihn für allzu leichtgläubig halte, und war mit seinem Urtheil über Hako fertig, noch ehe er ihn gehört hatte.

„Wir übersenden den Burschen der Königin in Ketten," sagte er zum Schöppenmeister, „er ist geborener Norweger, also ihr Unterthan, mag sie ihn richten lassen."

Der Schöppenmeister schüttelte den Kopf. „Der Mann hatte Dienste genommen auf einem Lübecker Schiff," antwortete er, „und ist verdächtig geheimer Umtriebe. Man muß ihn foltern, bis er ein Geständniß ablegt, und hat er sich gegen die Gesetze des Bundes vergangen, so unterliegt er dem Spruch des Lübecker Gerichts."

Der Senator blickte unruhig auf. „Wir haben auf ihn fahnden lassen," sagte er, „als einen Verbrecher, dessen Auslieferung die Königin von Dänemark erbeten hat; ich vermeldete Euch, was mir Herr Blasius Sture über ihn zu wissen gethan, eine andere Anklage ist gegen ihn nicht erhoben worden."

Der Schöppenmeister machte abermals eine verneinende Geste. Es schien ihm einen schadenfrohen Triumph zu bereiten, daß der Senator, dessen Einfluß es oft gelungen war, ihn in den Rathssitzungen zu überstimmen, ihm jetzt selber das Mittel in die Hände gegeben hatte, ihn für seine Opposition zu bestrafen.

„Es ist wohl nicht Euer Ernst, Herr Collega," versetzte er, „daß Ihr vermeint, der Magistrat der Stadt Lübeck

werde Schergendienste für die Königin von Dänemark verrichten. Wer sich nicht gegen die Gesetze der Hansa vergangen hat, den schützen unsere Mauern vor König und Kaiser und wer sonst ihn bedräuen wollte. Auch ist Herr Blasius Sture Gesandter der Hansa, und die Nachrichten, die er Euch übermittelt, habt Ihr dem Rathe vorzulegen; nicht Euch zu Gefallen, so hoch ich Euch auch schätze, habe ich den Haftbefehl erlassen, sondern weil das meines Amtes ist. Nicht wir, sondern der gesammte Rath wird darüber entscheiden, ob ein peinliches Verfahren gegen den Gefangenen einzuleiten oder was sonst mit ihm zu beginnen ist."

Der Senator erbleichte, er bereute es jetzt, die Verhaftung Hako's in der ersten Erregung veranlaßt zu haben, er sah sich in der Hoffnung getäuscht, daß man denselben ohne Weiteres nach Kopenhagen senden werde, und daß damit Gebhard genöthigt sei, alle seine Umtriebe einzustellen. Die feindselige Haltung, welche der Schöppenmeister zeigte, bewies ihm, daß der Prozeß, den er heraufbeschworen, auch leicht damit enden könne, daß man Gebhard in die Acht erkläre.

Der Senat der Hansa spaßte nicht, er hatte Johann Wittenborg's Kopf für eine Niederlage gefordert, die Justiz der Stadt Lübeck kannte kein Ansehen der Person, und da der Senator v. Warendorp der Führer der Partei gewesen war, welche dem Bündniß mit Margaretha das Wort geredet hatte, so konnte er unmöglich Personen entschuldigen, welche eigenmächtig Rüstungen gegen die Dänen in Faktoreien der Hansa betrieben. Wollte er konsequent

sein, so mußte er diese Umtriebe verdammen, und mit seiner Anklage gegen Hako hatte er die Anklage gegen den eigenen Sohn heraufbeschworen, er hatte selber den Anstoß dazu gegeben, die Worte des Schöppenmeisters bewiesen es aber, wie gern derselbe die ihm gebotene Waffe ergriff.

Man führte Hako in das Verhörzimmer. Der junge Mann, den man entwaffnet und gefesselt, dem der Spott des Pöbels das Blut in's Antlitz getrieben hatte, schaute die Herren, welche die Gewaltthat befohlen, mit finsterem Trotze an. Es war für Hako, der sich keines Vergehens bewußt war, kaum eine andere Erklärung für das Geschehene möglich, als daß Edda ihn betrogen und Verrath geübt, daß sie ihn nach Lübeck gelockt habe, sich hier seiner zu entledigen. Ebenso leicht, wie sie auf Schloß Olsström sein Vertrauen gewonnen, mußte dasselbe jetzt erschüttert werden; wenn er sich dessen erinnerte, welche Rolle sie am Hofe Margaretha's gespielt, wie sie mit Gebhard kokettirt hatte, so lag der Argwohn nahe, daß sie auch mit ihm Komödie gespielt habe. Er vermochte keine andere Erklärung für seine Verhaftung zu finden, als daß man ihn der Königin von Dänemark als Betrüger ausliefern wolle, daß Alles, was man ihm gesagt, seine Ahnungen zu bekräftigen, Spott und Hohn gewesen sei, und eine unsägliche Bitterkeit erfüllte sein Herz.

„Wer seid Ihr?" fragte der Schöppenmeister, die edle Gestalt des Jünglings musternd, „wie nennt Ihr Euch?"

„Hako Torsten, aus Bergen in Norwegen," versetzte Hako.

„Ihr habt Euch für einen Sohn des Königs Hakon und der Königin Margaretha ausgegeben.“

„Wer das sagt, der lügt,“ entgegnete Hako mit fester Stimme. „Der Mann, den ich von Kindheit an Vater genannt, hat mich durch räthselhafte Worte daran irre gemacht, ob ich sein Sohn sei, ich habe meine Mutter nie gekannt, und Andere haben mir gesagt, ich trüge des Königs Hakon Züge. Aber ich will es mit heiligem Eide beschwören, daß ich lieber hörte, eine Bettlerin vom Strande Norwegens sei meine Mutter, als eine Königin, die sich fürchtet, ihr Kind könne darnach trachten, ihr die Krone zu entreißen.“

„Und doch habt Ihr in Wismar und Rostock, in Danzig und auf Gottland Söldner gegen Dänemark geworben, der Königin Margaretha Norwegen zu entreißen, überall ist das Gerücht ausgesprengt, der rechte Sohn und Erbe Hakon's, der als Kind geraubt worden, wolle die Normannen zum Schwerte rufen.“

„Fragt den Herrn Senator,“ antwortete Hako, auf Warendorp deutend, „zu wessen Fahne sein Sohn geschworen hat!“

„Der Mann ist todt,“ nahm Warendorp das Wort, „den König Albrecht von Schweden den Norwegern zum Könige vorschlagen wollte, wenn es mit Dänemark zum Kriege kam; seit dem Tage aber, wo die Kunde sich verbreitete, daß Margaretha's Sohn Olaf gestorben sei, hört man von falschen Olafs, und es scheint, Ihr wollt als solcher auftreten, Briefe, die ich erhalten habe, bestätigen den Verdacht.“

„Ist es etwa die Gräfin Olfström, die mich dessen bezüchtigt?“ entgegnete Hako mit bitterem Lächeln.

„Man wird sie deshalb vernehmen!“ rief Warendorp. „Gesteht es, daß Ihr die Unruhen in den Faktoreien verschuldet habt, und man wird Euch mit milder Strafe entlassen, da Ihr geborner Normanne seid.“

Der Schöppenmeister bezeigte durch eine Geste des Unmuths sein Mißfallen darüber, daß der Senator die Aussage des Gefangenen zu beeinflussen versuchte, aber ehe er noch Einspruch erheben konnte, ward derselbe überflüssig gemacht. Hako errieth die Absicht des Senators, seinen Sohn zu entlasten, aber so wenig er den früheren Freund anklagen mochte, konnte er dem Wunsche Warendorp's nachkommen.

„Ich habe seit dem Tage, wo Magnus Olfström seinen Tod gefunden, den schwedischen Boden nicht verlassen, bis zu der Fahrt hieher,“ versetzte er, „Euer Sohn, Herr Senator, hat sich damals von mir getrennt, und er wird bezeugen können, daß ich es nicht verschulde, was an den pommer'schen und mecklenburgischen Küsten geschehen ist.“

„Beweist es, daß Ihr in den letzten Wochen in Schweden waret,“ rief der Schöppenmeister, „wenn Ihr das könnt, so seid Ihr von schwerer Anklage entlastet.“

„Die Gräfin Olfström wird es bezeugen, auch der Ritter v. Moltke, der mich nach Schloß Olfström brachte.“

Der Schöppenmeister gab einen Wink, daß man den Gefangenen hinausführe und ihn in Haft behalte, bis das Zeugniß eingeholt sei und er Weiteres verfüge.

„Herr Collega,“ wandte er sich zum Senator, der wie

betäubt dasaß, denn er konnte kaum zweifeln, daß Hako die Wahrheit gesprochen und er also fast muthwillig die Anklage gegen Gebhard heraufbeschworen habe, „ich hätte mich gefreut, wenn das Verhör des Gefangenen die Nachrichten widerlegt hätte, die ich erhalten habe, und die Euren Sohn beschuldigen, daß er offenen Aufruhr stiftet. Die Königin hat darüber Klage geführt, und wenn Euer Sohn sich nicht binnen einer Woche dem Gerichte der Stadt stellt, muß ich den Antrag erheben, ihn zu enthansen und in die Acht zu erklären."

Der Senator war todtenbleich geworden, aber bei diesen Worten des Schöppenmeisters, die im Tone erheuchelten Mitleids gesprochen wurden, erwachte sein Stolz, er richtete sich hoch auf, und ob seine Glieder auch vor innerer Erregung zitterten, erwiederte er doch mit fester Stimme, wenn sein Sohn gegen das Gesetz gefehlt habe, so werde er der Erste sein, der den Richtspruch fordere. „Aber," so fügte er mit flammendem Blicke hinzu, „ich werde auch Rechenschaft verlangen, warum man mir Nachrichten vorenthalten, die dem Senate zugegangen sind. Ich weise den Schimpf zurück, der mich der Schwäche fähig hält, die Bürgerpflicht zu verletzen, wenn es mein Sohn ist, den das Gericht vor die Schranken fordert."

Damit verließ der greise Herr das Rathhaus. Was er stets gefürchtet hatte, war hereingebrochen, seinen einzigen Sohn bedrohte die strenge Justiz der Hansa; was ihn aber tiefer als das niederschlug, war das bittere Gefühl, daß er selber diese Anklage heraufbeschworen habe. Während er gehofft, Gebhard noch entlasten zu können,

hatte man es ihm verschwiegen, daß schon die Untersuchung gegen seinen Sohn vorbereitet worden. Das war nicht nur ein Streich gegen Gebhard, sondern auch gegen ihn, er fühlte es, daß seine Feinde im Rathe ihn und seine Partei auf diese heimtückische Weise zu stürzen suchten, daß der Neid und die Mißgunst seiner Mitbürger sich dieses Mittels zur Erreichung politischer Zwecke bediente.

Als der Senator seine Behausung erreichte, hatte Edda Olfström dieselbe bereits verlassen. Sie hatte sich sagen müssen, daß ihre Sicherheit an einem Orte, wo man ihren Reisebegleiter verhaftete, keineswegs verbürgt sei, und wenn die eigenthümliche Haltung des Senators bei ihrem Empfange den Argwohn erweckte, daß er die Verhaftung Hako's gebilligt, wo nicht gar veranlaßt habe, so hatte Blanka diesem Verdachte nicht nur nicht entgegentreten können, sondern eingestehen müssen, sie besorge, daß ihr Vater einen persönlichen Haß gegen Hako hege.

Die Gräfin hatte den raschen Entschluß gefaßt, sich zum Hafen zu begeben und dort auf einem dänischen Schiffe Asyl zu suchen. Es war das eine Handlung der Verzweiflung, denn sie konnte erwarten, daß man sie in Haft nahm, sobald sie ihren Namen nannte, und als Gefangene nach Kopenhagen führte; sie erschien dann vor der Königin nicht als eine Gegnerin, die sich freiwillig stellt und an die Großmuth der Beleidigten appellirt, sondern als eine Flüchtige, die sich auf Gnade und Ungnade ergeben; aber wen konnte sie anders zu Hilfe anrufen, als Margaretha! Glaubte ihr die Königin, so fand Hako eine mächtige Fürsprecherin; geschah das Gegentheil,

dann war freilich Alles verloren, dann hatte sich Edda der Rache einer Feindin überantwortet und Hako in's Verderben geführt.

Was die Brust Edda's in dem Moment durchtobte, wo sie das Haus des Senators verlassen, das hatte Blanka aus ihren Worten errathen, und wenn die Gräfin dabei den Senator des Verrathes und des Bruches der Gastfreundschaft angeklagt, auf Blanka's Vater den Fluch ihrer Bitterkeit geschleudert, so fühlte das junge Mädchen sich fast noch elender als Jene: der Mann, dessen Bild Gefühle nie gekannter Sehnsucht in ihrem Herzen erweckt, der ihrem Vater nie etwas zu Leide gethan, der aus bescheidener Rücksicht nicht einmal gewagt hatte, ihr Haus zu betreten, den hatte man hinterlistig überfallen und wie einen Verbrecher durch die Straßen geschleppt!

Für Blanka gab es keinen Zweifel, daß ihr Vater die Verhaftung veranlaßt, er hatte ja den Tag verwünscht, wo Gebhard Freundschaft mit diesem Manne geschlossen, und hielt ihn für den Verführer des Sohnes. Ein Grauen durchfröstelte Blanka, als sie den Schritt ihres Vaters im Hausflure hörte, er hatte ihrem Herzen eine Wunde beigebracht, die nie wieder zu heilen vermochte, ihr Vater hatte ihr das Bitterste angethan, was ihr je hätte widerfahren können.

Da trat er ein, Blanka mochte ihn nicht anschauen, sie sah die Verstimmung in seinen Zügen nicht, als er aber betroffen, die Tochter allein zu finden, nach der Gräfin fragte, da floß die Bitterkeit ihres Herzens über.

„Sie ist geflüchtet vor der Gastfreundschaft dieses Hau-

ses," rief das erregte junge Mädchen, „und ich konnte sie deshalb nicht tadeln, denn wer weiß, ob man sie nicht auch gefesselt und durch die Gassen geschleppt hätte, wie Hako Torsten, der arglos nach Lübeck gekommen —"

„Was soll das heißen! Der Bursche aus Norwegen war nicht mein Gast —"

„Aber Deines Gastes Freund, und mit dem Verrathe an ihm hast Du der Gastfreundschaft Hohn gesprochen, der die Gräfin Olffström vertraut. Aber Du hast Gebhard einen schlechten Dienst erwiesen, Vater, Du denkst, Hako habe ihn verführt zum Aufruhr, während Hako sich doch von ihm getrennt hat. Ich weiß es, wer der Urheber dieser That ist, wer Dir den Gedanken eingeflößt hat, daß Gebhard ein Verführter sei! Dich konnte Blasius Sture täuschen, nicht mich, und ehe ich diesem feigen Elenden meine Hand reiche, will ich mich mit Freuden im Kloster begraben lassen."

Der Senator blickte auf wie ein Verstörter, dem ein plötzlich aufflammendes Licht hellen Schein über das Chaos der Gedanken wirft.

„Was schwatzest Du?" stotterte er aufhorchend, „was redest Du von Sture?"

„Vater, Du bist so klug, und doch ließest Du von diesem erbärmlichen Heuchler Dich blenden! Blasius Sture hat Gebhard gehaßt von Jugend auf aus Neid und Bosheit. Ja, aus Neid, lache nicht darüber, denn wie ihn auch die Eitelkeit aufbläht und wie stolz er auf seine Gelehrsamkeit ist, konnte er doch bei keinem Streite gegen die klare Vernunft Gebhard's aufkommen, und wenn er verächtlich darüber zu spötteln schien, daß Gebhard lieber

wie ein Landsknecht Abenteuer suche, als in Sammet und Seide den Patrizier spiele, dann sah ich den Neid aus seinen Augen blitzen; er ist feige, er hat weder Geschick noch Kraft zu ritterlichen Uebungen, aber er gäbe viel darum, einmal den Preis beim Lanzenstechen oder Speerschleudern zu erobern. Du hast es nicht beachtet, daß er es war, der stets Deinen Zorn gegen Gebhard gereizt hat, Alles hintertrieb, was Gebhard wünschte, weil er vorhersah, daß Gebhard doch seinen Willen durchsetzen werde. Er war dagegen, daß man die Königin Margaretha in Lübeck empfange, und der Erste, der ihr huldigte, als Gebhard damals zurückkehrte und gegen die Verehrung eiferte, die man der Dänin zollte. Er spöttelte über Magnus Olffström's Hoffnungen, als Gebhard mit Hako die Partei desselben ergriffen, damals wußte er schon, daß Hako für einen Prätendenten gelte, und ich trage die feste Ueberzeugung in der Brust, daß er sich zu der Gesandtschaft nach Stockholm nur gemeldet hat, um Gebhard von dort aus anklagen zu können, nachdem er seine Pläne durchkreuzt. Er ist falsch, er trachtet danach, Gebhard zu verderben, er ist es, der hier die Gerüchte verbreitet, als werbe Gebhard jetzt für Hako, er wird nicht ruhen, bis man Gebhard gerichtet oder hingerichtet, und Dir werden die Augen aufgehen, wenn Sture triumphirt."

Der Senator hatte sich anfänglich gegen den Argwohn gewappnet, den Blanka zu erwecken suchte, aber bald überkam ihn derselbe mit unwiderstehlicher Gewalt. Er hatte in Blasius Sture den Mann gesehen, der einst, wenn Gebhard sich nicht änderte, seine Firma übernehmen und

vereint mit der des Hauses Sture fortführen sollte, er hatte stets die Ueberzeugung gehegt, daß Blasius keine anderen Interessen kenne, als die seinigen, und niemals war der Argwohn in ihm wach geworden, Sture könne, um die Firma zweifellos zu erben und die Revenuen nicht mit Gebhard theilen zu müssen, darnach streben, Gebhard ganz zu beseitigen. Jetzt sprach es Blanka mit klaren Worten aus, daß Blasius Gebhard hasse, daß der Senator sich stets von Blasius habe leiten lassen, und als er das Geschehene in dieser Beleuchtung betrachtete, erschrak er vor den Bildern, die ihm vor der Seele auftauchten. Sprach Blanka die Wahrheit, so wußte er jetzt, wer den Senat über Alles unterrichtet, was Gebhard begonnen, wer gegen ihn im Senate intriguirt, Gebhard angeschwärzt und es veranlaßt, daß man ihm die gegen den Sohn bereits erhobene Anklage verheimlicht hatte. Jetzt errieth er, daß Blasius nicht blos ihm die vertrauliche Nachricht über Hako's Eintreffen in Lübeck geschickt, sondern gleichzeitig dem Schöppenmeister Mittheilungen gemacht; welche die Haltung desselben ihm gegenüber erklärten.

Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen; aber noch war es nicht zu spät, diese perfiden Intriguen zu durchkreuzen, noch hatte er Einfluß im Rathe, und die Hansa hatte noch nicht darüber Beschluß gefaßt, ob man Margaretha den Krieg erkläre, wenn sie Albrecht von Schweden den Handschuh hinwerfe, oder ob man sich neutral verhalte, ob man die Werbungen an den Küsten zu Gunsten Albrecht's dulde, oder die Aufständischen als Rebellen betrachte und wie Piraten behandle.

16.

In der festen Burg, welche dereinst der Bischof Absalon auf dem heutigen Schloßholm Kopenhagens angelegt, hatte die Königin Margaretha ihre Räthe, die Großen des Reiches und die in Kopenhagen anwesenden Gesandten der fremden Mächte versammelt, um zu verkünden, daß ihre Verhandlungen mit König Albrecht von Schweden sich zerschlagen. Noch bei jeder Gefahr, die dem Reiche drohte, bei jeder Gelegenheit, wo ernste Verwicklungen Dänemark genaht waren, hatte die Königin ihre Unterthanen durch einen kühnen Entschluß überrascht und Maßregeln ersonnen, welche ihre Räthe mit Bewunderung erfüllt hatten, und stets vom gewünschten Erfolge gekrönt gewesen waren. Das Steuer des Staatsschiffes ruhte bei allen Stürmen sicher in ihrer festen Hand, und so erwartete denn ein Jeder auch heute vertrauensvoll, daß ihr klarer, scharfblickender Geist das Richtige treffen werde, die drohenden Verwicklungen zum Besten ihrer Völker zu lösen.

Die Königin hatte sich in den letzten Monaten nur selten den öffentlichen Blicken, und dann tief verschleiert gezeigt. Mochten ihre Feinde ihr nachsagen, daß sie Olaf's Tod verschulde oder den Sohn habe verschwinden lassen, mochten selbst ihre Freunde daran zweifeln, daß ihrem Herzen der Tod eines unglücklichen, kranken, seiner hohen Aufgabe doch unfähigen Wesens besonders nahe gegangen sei, so ehrte sie doch das Andenken des Todten durch Erfüllung der strengsten Trauerformen, und Niemand vermochte mit Gewißheit darüber zu urtheilen, wie ihre Brust den Schlag empfunden habe.

Die Königin befand sich in einer gewiß schwierigen Lage. Alle Mißvergnügten in Schweden bauten darauf, durch sie von der Tyrannei Albrecht's erlöst zu werden, sie war denselben moralisch zur Hilfe verpflichtet, da sie die Unzufriedenheit geschürt hatte.

Die Stimmung der Hansa war der Königin zwar momentan günstig, ihr Einfluß in Lübeck sicherte ihr noch jetzt die Stimmenmehrheit, aber das konnte sich jeden Tag ändern. Die Reibung mit Schweden hatte sich so schroff gestaltet, daß, wenn Margaretha die günstigen Verhältnisse jetzt nicht benutzte, Albrecht zu stürzen, sie ernstlich zu fürchten hatte, daß, sobald andere Einflüsse bei der Hansa maßgebend wurden, irgend ein Prätendent von Albrecht unterstützt wurde und ihr Norwegen entriß; ein Pseudo-Olaf war, wie erwähnt, schon aufgetreten, Gerüchte davon, daß ihr geraubter Sohn noch lebe, durchschwirrten die Luft.

Es mußte der Zweifel des Mutterherzens sein, den die Gerüchte, daß man ihr den echten Sohn geraubt, tief in ihre Brust gepflanzt hatten, was dem bleichen Antlitz der Königin einen so düsteren Ausdruck gab, als sie jetzt vom Throne herab der Versammlung verkündete, sie habe nach langer, reiflicher Ueberlegung zum Besten ihrer Völker sich entschlossen, den fünfjährigen Enkel ihrer Schwester Ingeborga von Mecklenburg, Erich, Herzog in Pommern, als ihren Sohn anzunehmen und den Ständen der beiden Königreiche als ihren dereinstigen Nachfolger zu empfehlen.

Die Königin sah aus, als ob ihre gepreßte Brust sich mit dieser Erklärung einer drückenden Last entledige, als habe der Entschluß, der sie für alle Zukunft band, ihr

einen schweren Kampf gekostet, und doch klang die Botschaft Allen wie ein Erlösungsruf, denn nun hatte das Reich einen Erben, mit einem Schlage machte die Königin allen Streitigkeiten, welche entstehen konnten, ein Ende, erstickte den Zweifel, als hoffe sie selber noch, den verlorenen Sohn zu entdecken. Die Königin erklärte hiemit das Geschlecht der Folkunger für erloschen, sie zog keine Ansprüche mehr aus ihrer Verbindung mit Hakon, sondern erklärte einen Nachkommen ihres Geschlechtes, der dänischen Königsfamilie, zum Erben von Dänemark und Norwegen, und Jeder, der sie kannte, fühlte, daß sie ihren Willen mit dem Schwerte durchsetzen werde.

Die Dänen jauchzten, die anwesenden Norweger schauten einander überrascht an, schienen aber doch den Entschluß der Königin nicht feindselig zu begrüßen; die Abgesandten Albrecht's von Schweden dagegen schienen einen Moment wie betäubt von der unerwarteten Erklärung, dann murrten sie laut.

Der Wappenherold der Königin gebot Ruhe, es flammte in den Augen der Königin hell und drohend auf.

„Wir fühlen uns noch nicht so alt und schwach, um an die Regelung unserer Angelegenheiten für den Fall unseres Ablebens denken zu müssen," rief Margaretha, und wer sie in diesem Momente anschaute, dem schien sie einer Göttin des Krieges zu gleichen, „aber mein Vetter von Schweden mahnt mich daran, die Thronfolge zu ordnen. In seiner Sorge für die Besetzung des Thrones von Norwegen ermuthigt er Betrüger, sich für Sprossen der Folkunger auszugeben, und drängt mir seine Rath-

schläge auf, mit denselben zu verhandeln. Ich weise es zurück, ihm Dank dafür zu schulden, daß im Schlosse zu Kalmar ein Unglücklicher zu Grunde gegangen ist, der für einen Sohn König Erich's gelten sollte. Ueber ihn komme das vergossene Blut, ich fürchte keinen Prätendenten, den König Albrecht den Völkern unter meinem Scepter empfiehlt. Ich bin der Streitigkeiten um das Erbrecht satt, ich wahre die Kronen, die ich im Namen Olaf's getragen, als mein eigen, und wer sie antastet, dem werfe ich meinen Handschuh vor die Füße, der mag darum mit mir kämpfen in ehrlichem Streite, aber nicht mit Tücken und Verleumdungen, während er selber seine Hände mit Mord befleckt."

Lautlose Stille herrschte im Saale, während die Königin sprach und als Antwort auf alle Verdächtigungen ihrer Person den König des Mordes anklagte, gegen ihre Mitschuld am Tode von Magnus Olfström protestirte. Graf Güldenstern, der Abgesandte Albrecht's, trat klirrenden Schrittes in voller Panzerrüstung aus den Reihen und stellte sich trotzig vor den Thron.

„Ihr hattet den Senat der Hansa angerufen, den Schiedsspruch zu fällen," rief er, „Ihr seid es jetzt, die den Krieg entzündet, ich nehme den Handschuh auf, den Ihr mit diesem Schimpf meinem Könige hingeworfen."

„Da ist er!" sagte Margaretha, und ihren Handschuh abstreifend, warf sie ihn dem Ritter vor die Füße.

Der Graf that das Gleiche, indem er seinen Handschuh vor den Thron schleuderte.

„Habt Ihr keinen Mann," sagte er höhnisch, „der für

Euch den Handschuh wirft? Mit dem Dinge da paßt es sich Nadel und Scheere, aber nicht das Schwert zu führen!"

„Wartet ab, welche Streiche meine Hand führen wird," entgegnete Margaretha mit ruhiger Würde, und wies mit einer Geste die Ritter ihres Hofes zurück, welche den Hohn beantworten wollten. „Mein Vetter Albrecht spottet des Königs ohne Hosen, er hüte sich vor unseren Streichen." *)

Man erzählt, der König Albrecht habe Margaretha einen Wetzstein gesendet, Nadel und Scheere daran zu schleifen; die Kriegserklärung von Seiten Margaretha's kam jedenfalls unerwartet, aber den Schweden nicht unwillkommen, denn jetzt, wo Margaretha den Krieg provozirt hatte, konnte sie auf die Hilfe der Hansa nicht rechnen, und von einer Frau waren absonderliche Kriegsthaten schwerlich zu erwarten.

Während Güldenstern das Visir seines Helmes schloß und mit seinem Gefolge den Thronsaal verließ, umdrängten die dänischen und norwegischen Ritter den Thron der chönen Königin, mit Begeisterung ihr Treue zu schwören. Die ganze Versammlung war wie elektrisirt.

Noch als die Königin in ihrem Gemache dem Jubel auf den Gassen lauschte, leuchteten ihre Augen wie verklärt.

„Hättest Du einen Sohn," murmelte sie, „der Entschluß wäre Dir schwerer geworden, Du hättest davor gezittert, seine Zukunft auf's Spiel zu setzen für das Ziel, in dem Du allein das Wohl der Völker erkennst. Nicht für Dich — für die Völker beginnst Du den Krieg, den

*) Historisch.

Bewohnern der nordischen Küsten müssen ihre Wasserstraßen gehören, sollen sie nicht Sklaven der Fremden werden. Einigkeit macht stark, die drei nordischen Reiche, wie Schwestern fest vereint, können jedem Gegner Trotz bieten, vereinzelt werden sie zu Mägden ihrer Nachbarn herabgewürdigt, die deutsche Hansa, deren Arme von Nowgorod bis London reichen, erstickt den Norden in ihrer Umarmung.

Hättest Du einen Sohn, Du müßtest zittern vor dem Geschick, das oft den Sterblichen das Höchste nicht gewährt, so aber kannst Du hoffen, daß die Gottheit Dein Werk segnet. Das Kind einer Anderen wird Deine Krone erben, Du gehst einsam durch die Welt, Dir ist das Beste versagt, Deine Völker gibt das Schicksal Dir an Stelle eines geliebten Kindes, ihnen soll Dein ganzes Herz gehören — breche mit der Klage und der heimlichen Sehnsucht, Erich ist Dein Sohn und Erbe — erstiege ein Anderer aus dem Grabe, es wäre zu spät —"

Die Oberhofmeisterin trat ein. Es mußte etwas Ungewöhnliches sein, das sie veranlaßte, die Königin zu stören, und ihre Miene verrieth es Margaretha, daß sie eine seltsame Neuigkeit bringe.

„Majestät," stotterte sie, „ich wage es kaum — aber ein Weib, das Ihr von Eurem Angesicht verbannt, fordert Einlaß gleich einer Wahnsinnigen, sie sagt, die Kunde, die sie bringe, käme vielleicht schon zu spät —"

„Ein Weib, das ich verbannt? Wer ist es?"

„Die Gräfin Olfström. Sie fleht um Gnade, sie will sich Euch zu Füßen werfen."

„Man hat ihr den Bruder gemordet!“ murmelte die Königin. „Laßt sie kommen.“

Einige Sekunden später und Edda Olfström erschien auf der Schwelle, erschien vor der Frau, deren Vertrauen sie, von wilden Leidenschaften verblendet, schnöde betrogen hatte. Der Blick der Königin maß die Gräfin mit unbeschreiblicher Hoheit, es war, als wolle Margaretha ihr in's Herz schauen, um zu prüfen, ob sie Edda ihrer Gnade würdigen dürfe oder nicht.

„Halt!“ rief die Königin, als Edda sich bebenden Schrittes nähern wollte, „treibt Dich der Haß gegen König Albrecht zu mir, so erspare Dir jede Demüthigung, fühlst Du aber Reue, dann sage mir, warum Du mich gehaßt hast — Du, der ich doch nur Güte erwiesen.“

Edda wagte nicht aufzuschauen, sie beugte das Knie. „Ich komme, mich anzuklagen einer schweren Schuld,“ sagte sie, „und um gut zu machen, was ich verbrochen, so weit ich das vermag. Gebt mir Gehör in einer Sache, die Euch angeht, und dann sprecht das Urtheil über mich; was ich an Euch verschuldet habe, das will ich büßen nach Eurem Gefallen.“

„Stehe auf, Edda,“ antwortete Margaretha, „ich zürne Dir nicht, und will keine Rache. Ich habe Dir nicht gegrollt, sondern Dich bemitleidet und beklagt, denn es mußte ein schweres Unglück sein, das Dich also erbittert hatte, um Jemand hassen zu können, der Dir Liebe entgegentrug. Hättest Du mir vertraut, ich hätte die Zweifel Deines Herzens an mir widerlegt, und Deine Wünsche wären vielleicht die meinen geworden. Hättest Du Deinen Bruder

zu mir gebracht, und hätte ich gefunden, daß er ein echter Sohn meines Schwagers sei, so würde ich lieber ihn zu meinem Erben erwählt haben, als den Enkel meiner Schwester, der heute noch ein Kind ist und von dem ich auch nicht weiß, ob er einst die schweren Pflichten eines Königs zu erfüllen vermag. Warum glaubtest Du den Verleumdungen, die meine Feinde aussprengen, ohne nur zu prüfen, ob sie wahr seien? Warum trugst Du solchen Haß gegen mich in der Brust, daß Deine Augen blind waren für meinen Schmerz, oder dachtest Du wirklich, eine Mutter könne sich des Elendes ihres Sohnes freuen, um statt seiner die Krone zu tragen?"

„Foltert mich, Eure Güte schneidet mir tiefer in's Herz, als der Stahl des Henkers das vermöchte," entgegnete Edda, „ich hab's verdient. Ich kam zu Euch mit Haß in der Brust, und es nährte meinen Haß, daß ich mich seiner schämen sollte. Ich war gekommen, Euch zu täuschen, ich wollte in Euch die ehrgeizige Räuberin der Krone, die unnatürliche Mutter finden, ob deren Intriguen der Erbe der Folkunger sich verbergen, ob derentwillen ich einen Albrecht von Schweden um Hilfe hatte ansprechen müssen. Ich kam als eine Verblendete, und als die Augen sich mir öffneten, da wollte ich nicht glauben, was ich sah, aus Scham über mich selber. Ich fühlte mich tief elend und neidete es Euch, daß Ihr verleumdet sein solltet. Der Mann, den ich liebte, und der mich verschmäht, sah Euch und war der Bewunderung voll, er mußte mich noch tiefer verachten, entdeckte er, welche Rolle ich gespielt wider mein Gewissen. In jener Stunde verfiel ich dem Dämon.

Ich wagte es nicht, Euch zu Füßen zu fallen und meine Schande zu gestehen, ich klammerte mich an den Haß, der mir das Herz vergiftet hatte, und ich sprach eine Lüge, die Ihr mir nie vergeben könnt. Das Schicksal hat Euch an mir gerächt. Der König Albrecht hat mich schnöde betrogen, Magnus ist todt, ich bin flüchtig, aber ich wollte, ich hätte Euch nichts Schlimmeres zu bekennen, als den elenden Bruch des Vertrauens, die Heuchelei, den Verrath — nur meine Schande, nicht einen Frevel, den keine Buße sühnen kann —"

„Genug!" unterbrach Margaretha tief erschüttert die Gräfin, „und hättest Du das Unerhörteste verbrochen, ich vergebe Dir, armes Kind. Wer sich selber mit solcher Bitterkeit anklagt, der verdient Verzeihung. Trockne Deine Thränen —"

Die Königin hatte die Hand ausgestreckt, Edda an sich zu ziehen, aber sie stockte in ihren Trostworten, als Edda wie schaudernd vor der Berührung zurückbebte.

„Tastet mich nicht an," rief Edda, „ich verdiene Euren Fluch, nicht solche Güte. Wendet Euer Antlitz ab, schaut mich nicht an — das Weib, das vor Euch steht, hat einen Sohn um die Sehnsucht nach einer Mutter, eine Mutter um das Glück betrogen, ihren verlorenen Sohn zu finden, und jetzt, wo ich ihn zu Euch führen wollte, ist er in Lübeck verhaftet —"

Edda konnte nicht vollenden. Die Augen der Königin hatten sich weit geöffnet bei den ersten Worten, jetzt war es, als sprühe aus ihnen ein unheimliches Feuer des Wahnsinnes, mit beiden Händen packte Margaretha die

Gräfin, wie ein Opfer, das sie zerreißen könne, ihr Anblick hatte etwas Entsetzliches, Grauenerweckendes.

„Unselige!“ tönte es kaum noch wie ein menschlicher Laut aus der Brust Margaretha's, „bist Du wahnwitzig, willst Du mir das Herz zerreißen? Sage, daß Du lügst! Ich befehle es Dir! — Sage, daß Du gelogen,“ fuhr die Königin noch dringender, heftiger fort, als Edda vor Entsetzen nicht zu reden vermochte, „ich bitte, ich flehe! Siehe, ich könnte Dich zermalmen, und ich stehe wie eine Bettlerin vor Dir. Martere mich nicht — rede — Du hast gelogen!“

Edda sank zu den Füßen der Königin nieder wie eine Verbrecherin, welche das Gefühl unsühnbarer Schuld zermalmt.

„Du schweigst?“ schrie die Königin erbebend auf und es schüttelte ihre Glieder wie im Fieberschauer, „Du kannst nicht widerrufen, Du willst zu mir reden von meinem Sohne, willst mir sagen, daß er nicht im Grabe ruht, daß er gelebt, während ich einen Fremden als Sohn erzogen habe? Ich soll glauben, daß der Haß eines Weibes mir das verschwiegen, daß ich Dir alle Martern meines Daseins danke, daß ich mein Kind hätte an die Brust drücken können, wenn Du es gewollt?“

„Das ist zu viel,“ stöhnte Edda. „Lasset den Henker kommen und übergebt mich ihm, aber —“

„Du sagst, es sei wahr?“ schrie die Königin und starrte Edda mit einem Blicke an, in dem Entsetzen, Grauen, Wuth und verzweiflungsvolle Angst ihre düsteren Flammen durch einander schlugen, „Schlange, ich möchte Dich zertreten —“

„Höret mich an, habt Erbarmen und lasset mich meine Schuld bekennen, sie ist schwarz wie die Nacht des Bösen, aber um Euretwillen hört mich, denn Euer Sohn lebt; noch dürft Ihr hoffen —"

Margaretha lachte bitter auf, das Lachen klang entsetzlich, herzzerreißend.

„Hoffen!" tönte es wie im gräßlichen Hohne aus ihrer Brust. „Weib — ich habe Dich gewarnt, spiele nicht mit mir — sage, daß Du lügst, ich will Dich noch jetzt ziehen lassen. Fordere mich nicht heraus, ich will nicht mehr hoffen, ich ersticke an diesen Zweifeln."

„Als ich Euch damals verließ, Königin," begann Edda, während Margaretha, trotz der abwehrenden Geste, als sträube sie sich dagegen, etwas zu hören, mit fieberhafter Spannung horchte, „sah ich in Lübeck einen jungen Mann der dem Bilde des Königs Hakon ähnlich war, er wollte zu Euch —"

Die Königin lachte wieder bitter auf, als wollte sie sich gegen jede Hoffnung wappnen.

„Aehnlich!" sagte sie spöttisch und mit entsetzlicher Bitterkeit, „ähnlich, zerrt nur an der Wunde — wühlt in meiner armen Brust —"

„Die Erscheinung des jungen Mannes fiel Jedem auf, der das Bild Hakon's gesehen hat, und der Umstand, daß derselbe seine Mutter nie gekannt, sowie Anspielungen seines Pflegevaters und geheimnißvolle Andeutungen einer nordischen Seherin hatten ihn dazu angeregt, Euch aufzusuchen, nicht in ehrgeizigen Hoffnungen, sondern um den Zweifeln und der Sehnsucht seines Herzens Gewißheit zu verschaffen. Ich hielt ihn davon ab, ich sagte ihm, er

werde bei Euch schlechte Aufnahme finden, Ihr würdet eher den Sohn verleugnen, als der Krone entsagen —"

„Und da wartete er, bis Olaf gestorben ist, bis die Krone frei, und tritt jetzt als Erbe Hakon's auf?" rief Margaretha, als ob ihr eine Last vom Herzen geschwunden, „er verlangt nach der Krone, nicht nach der Mutter? So mag er kommen und die Stände mögen prüfen, ob er Hakon's rechter Erbe oder ein elender Betrüger ist."

„Läge ich zu Euren Füßen, wenn keine schwerere Schuld auf mir lastete? Nein, ich könnte Euch sagen, daß ich daran gezweifelt, ob er Euer Sohn sei, denn er hatte ja keine Beweise, als den Zufall der Aehnlichkeit, aber ich will meine Schuld nicht beschönigen, ich haßte Euch und ich gönnte Euch den Erben nicht, so lange Magnus lebte. Ich hatte schon damals das Gefühl, daß ich mein Gewissen mit einem Frevel belaste, und jetzt habe ich die Gewißheit: wenn man Euch den Sohn geraubt hat, so ist er es, er hat den Ring mit dem Kranich und den heiligen Runen, die Alte von Lodals-Kaabe sandte ihn zu Euch —"

Edda mußte sich unterbrechen. Die Königin war aufgesprungen vor Erregung und taumelte jetzt, wie unter gewaltiger Erschütterung zusammenbrechend.

Es war ein furchtbarer Kampf der Gefühle, der in ihrer Brust tobte, ein Kampf, in dem ein Herz verbluten oder sich verhärten muß, denn seiner Sehnsucht stand das Gefühl einer heiligen Pflicht gegenüber, einer Pflicht, in der ihr ganzes Dasein geathmet — die Sorge für die Zukunft und die Wohlfahrt ihrer Völker.

Das Gefühl der Königin siegte über die Sehnsucht der Mutter. Todtenbleich, aber mit fester Stimme sprach sie, als sie endlich Klarheit ihres Willens errungen: „Es ist zu spät. Mag Dich Haß oder Reue leiten, mag Dich Täuschung blenden oder nicht, ich weise die Versuchung zurück, und wenn ich freyle, so komme der Fluch über den, der Alles verschuldet hat. Ich will nichts hören, nichts glauben — mein Kind ist todt, mein Sohn ruht in der Gruft zu Heileborg. Friede seiner Asche!"

„Nur noch ein einziges Wort verstattet," flehte Edda. „Man hat ihn in Lübeck verhaftet. Ich schwöre es Euch bei Allem, was mir heilig, daß er nach keiner Krone trachtet, daß er nur einmal in Euer Auge blicken will, und findet er dort nicht den Gruß Eures Herzens, so wird er Euch nie wieder nahen. Sorgt wenigstens, daß man ihn aus der Haft entlasse, belastet Euer Gewissen nicht mit dem Zweifel, daß Ihr die Hilfe Jemand versagt, der Eures Blutes —"

„Ah," unterbrach die Königin die Bittende, und es flammte aus ihren Augen, „ich errathe — Du liebst! Du bittest für Deinen Geliebten um Gnade bei mir, die Du schnöde betrogen, nachdem es Dir mißlungen, mir ein Märchen aufzubinden."

Edda, welche vor der Königin auf den Knieen gelegen, sprang auf, wie von einer Natter gestochen. Sie hatte sich gedemüthigt im Gefühl ihrer Schuld, aber dieser Argwohn empörte ihren Stolz, jagte ihr das Blut durch die Adern und ließ wieder jenes Gefühl des Hasses in ihr aufflammen, das ihr die Königin ehedem eingeflößt hatte.

„Ich habe meine Schuld gebeichtet," rief sie, „weil ich büßen wollte, was ich verbrochen, weil ich die Schande löschen wollte, mit der ich mich selber beladen, aber dieser Schimpf macht mich frei. Ich war eine Thörin, mein Haß sah schärfer, als meine Scham — Ihr habt kein Herz. Um Euretwillen kam ich her — bei allen Heiligen, liebte ich Hako Torsten und könnte ein Wink Eurer Hand ihn vom Tode retten, ich wäre für die Bitte zu stolz. Er ist mir ein Fremder, ich hatte ihn getäuscht und Euch — für mich erbitte ich nichts, den Hohn gebe ich zurück —"

„Flammt es schon wieder auf in Gift und Haß?" unterbrach Margaretha die Gräfin und ihre Stimme klang plötzlich weich, sie mochte es aus den Augen Edda's gelesen haben, wie sie sich in ihr getäuscht, „soll ich um Verzeihung bitten, weil ein Zweifel sich mir auf die Lippen gedrängt? Ich kenne Dich jetzt ganz, Edda, und wie damals, als ich Dich nicht kannte, biete ich Dir die Hand. Du bist unglücklich, das fühle ich, verständigen wir uns, und wenn Du entdeckt haben wirst, daß mir das Herz nicht fehlt, wirst Du aufhören, mich zu hassen, Du wirst eher Mitleid fühlen, wie ich es mit Dir gehegt, ohne es zu sagen. Du leidest schwerer, weil heißes Blut in Deinen Adern rollt, aber Du kennst die Tiefe des Elendes nicht, welche die Leidenschaft des Augenblickes nicht mehr zu erregen vermag, und weil das Herz sein Weh nicht verräth, denkst Du, es sei kein Herz in der Brust. Ich wollte, Du hättest die Vermuthung nicht bestreiten können, die sich mir in bitterer Wallung aufdrängte, ich wollte, Du

erbätest meine Hilfe für einen Geliebten, ich hätte dann freilich, wie Dir Dein Gefühl gesagt, Dich weniger verstanden, aber ich hätte einen Vorwand gehabt, in Lübeck Fürsprache für den Gefangenen einzulegen. So vermag ich das nicht, ob ich es auch möchte. Ich habe die befreundeten Städte aufgefordert, auf Jeden zu fahnden, der sich für Olaf ausgibt, soll ich mir selber durch Schwäche Hohn sprechen? Wer Kronen festhalten und Völker regieren will, der muß sich selber unter das Gesetz beugen, und habe ich mein königliches Wort gegeben, daß Olaf in der Gruft der Könige von Dänemark ruht, so muß ich den einen Betrüger schelten, der sich Olaf nennt. Ich wollte, ich hätte kein Herz, es wäre mir besser, es ist bei Gott nicht leicht, dem Toben in der Brust Schweigen zu gebieten."

Die Königin wandte sich plötzlich ab, und Edda sah es, daß sie sich bemühte, die hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Wieder warf sie sich der Königin zu Füßen, aber diesmal nicht in wilder Zerknirschung, sondern erschüttert durch Mitgefühl und Rührung, vor Bewunderung für diese Frau.

Das Auge Margaretha's heftete sich auf das junge Mädchen, das einen schweren Gang gemacht, ihre Schuld zu büßen, und jetzt wie gebrochen vor ihr auf den Knieen lag und nicht aufzuschauen wagte. Sie mochte fühlen, welchen Kampf es dem Stolze Edda's gekostet, sich vor ihr zu beugen, welche Unglücksschläge dieses Wesen getroffen haben mußten, und wie der Anblick fremden Weh's ein unglückliches Herz stets sympathisch fesselt, hatte die

Königin das Gefühl, sie dürfe Edda nicht der Verzweiflung überlassen.

„Du hast mir angedeutet,“ begann sie plötzlich mit weicher, leise bebender Stimme, „der junge Mann, den die Lübecker verhaftet, verlange nicht danach, als Erbe König Hakon's zu gelten, selbst wenn ich in ihm meinen Sohn erkennen sollte. Habe ich Dich recht verstanden? Könntest Du Dich dafür verbürgen, daß Du Dich nicht in ihm täuschest?“

„Sehet ihm in's Auge,“ betheuerte die Gräfin, „und Euer Herz wird besser für ihn reden, als ich es vermag.“

Die Königin lauschte gespannt, ihre Pulse flogen fieberhaft, man sah es ihr an, daß ihre ganze Natur sich gegen den Entschluß sträubte, den ihr Wille gefaßt, den Sohn, selbst wenn ihr Herz ihn anerkenne, vor der Welt zu verleugnen. Aber ließen die Worte Edda's die zartesten Saiten ihres Herzens von Neuem erzittern, so erweckte die Wärme, mit der Edda sprach, auch wieder den Argwohn, daß sie für Jemand rede, den sie liebe.

Die Königin sprach den Verdacht nicht wieder aus, den Edda vorher bestritten, es war ja möglich, daß Edda selber ihrer Gefühle nicht klar, aber diese Vermuthung erleichterte es ihr, die Wallung des eigenen Herzens nieder zu zwingen und zu verbergen, wie schwankend ihr Entschluß geworden.

„Wohlan,“ sagte sie, „ich will ihn sehen, aber erst, wenn ich Diejenigen gesprochen, die Auskunft über seine Jugendzeit zu geben vermögen. Ich gehe nach Norwegen und werde Nachforschungen anstellen. Nach Lübeck werde

ich einen Boten entsenden und den Senat ersuchen, Hako Torsten die Freiheit zu geben, ich werde dann sehen, was er thut, ob er auch jetzt nicht das Schwert gegen mich erhebt, wo ich Erich zum Könige ausrufen lasse und den Krieg gegen Schweden beginne. Du bleibst bei mir. Du hast meinem Herzen einen Rath gegeben und Dich dafür verbürgt, daß ich es wagen darf, ihn zu befolgen. Ich wage es, aber ich lasse jetzt das Schicksal walten und harre dessen, was die Gottheit über mich verhängt. Keiner soll es Hako Torsten sagen, welche Hoffnung Du in meiner Brust erweckt hast, Keiner soll ihn leiten — sucht er eine Mutter, so wird er sie finden, wenn Gott es will!"

17.

Die Kunde, daß die Königin Margaretha von Dänemark ihren Großneffen Erich zu ihrem Erben ernannt und Albrecht von Schweden den Krieg erklärt habe, verursachte ungeheure Erregung in Lübeck, der Senat der Hansa trat zu außerordentlichen Berathungen zusammen, und in leidenschaftlichen Debatten geriethen die Parteien an einander. Die Einen forderten, daß man sofort Kriegsschiffe gegen Dänemark entsende, die Anderen mahnten an die mit Margaretha geschlossenen Verträge, und während ein Theil der Friedliebenden seine Ansichten durch die Zuversicht, daß König Albrecht mit einem Weibe allein fertig werden könne, begründeten, erklärten die Anderen, der Triumph Margaretha's wäre ein Sieg der Kultur, die Hansa habe einen Fehler begangen, als sie Schweden einen Tyrannen zum Könige aufgedrungen. Die Handelsrepublik der deut-

schen Städte habe nichts von einer nordischen Macht zu fürchten, welche ein so freisinniges Weib, wie Margaretha, unter ihrem Scepter vereine.

Ein Ausgleich der Meinungen war unter solchen Umständen nicht möglich, und da bei einer Frage über Krieg und Frieden die persönlichen Interessen der Handelsherren stark in's Spiel kamen, behielten schließlich Diejenigen bei der Abstimmung die Oberhand, welche sich für eine abwartende, neutrale Haltung entschieden; die siegreiche Partei wagte es aber auch nicht, die Erbitterung der überstimmten Patrioten dadurch zu reizen, daß man jetzt, wo der Krieg zwischen Dänemark und Schweden entbrennen sollte, die angedrohte Strenge gegen die Personen, welche an den Küsten Werbungen veranstaltet hatten, zur Ausführung brachte. Die Hansa beschloß, das Ausrüsten von Kaperschiffen den kämpfenden Parteien zu gestatten — ein folgenschwerer Fehler, denn die Hansa begab sich hiemit der Herrschaft über die Meere, welche zu erringen ihr Ströme Blutes gekostet hatte.

So war der Senator v. Warendorp mit einem Schlage von der Sorge befreit, seinen Sohn als Rebellen verfolgt zu sehen, das hinderte ihn aber nicht, Blasius Sture seinen Groll fühlen zu lassen und demselben sein Haus zu verbieten, als er von Stockholm zurückkehrte. Die Freilassung Hako's war bereits erfolgt, es hatte dazu der Aufforderung Margaretha's nicht bedurft, der Ritter v. Moltke, welcher nach Lübeck gekommen war, hatte dieselbe bereits durch seine Verwendung bewirkt, und der Senator v. Warendorp bot Hako die Genugthuung, ihm

jetzt seine Gastfreundschaft anzutragen, die Bitterkeit über die Enttäuschungen, die er erlebt, hatte den Stolz des alten Herrn gebrochen.

Wenn in dem Briefe Margaretha's an den Senat auch Edda's keiner Erwähnung geschehen, so war doch Blanka davon überzeugt, daß nur die Fürsprache Edda's dieses Resultat erzielt habe, und sie vertheidigte den Charakter der Gräfin mit einer Wärme, der Hako's Zweifel, ob Edda ihn nicht abermals betrogen, widerlegte, und ihr die Sympathie Moltke's gewann, dem sie nicht genug von ihrer Begegnung mit Edda erzählen konnte.

Der Ritter Moltke und Hako fühlten sich durch eine wunderbare Sympathie verbrüdert. Beide hatten bald keine Geheimnisse mehr vor einander, Beide hatten das Verlangen, sich eine neue Existenz unter irgend einer Fahne zu suchen, und da ein Krieg im Norden entbrannte, konnten sie keine wählen, die ihren Wünschen besser entsprach, als die, welche Margaretha gegen Albrecht entfaltete.

Moltke hatte sich geschworen, Edda zu rächen; Hako dürstete danach, Kriegsruhm zu erwerben und als Ritter vor Blanka hintreten zu können, um sie zu fragen, ob sie ihm angehören wolle; jetzt, wo er ein heimathloser Abenteurer war, hätte er nicht gewagt, dem stolzen Senator zu gestehen, daß er Blanka liebe. Freilich, focht er unter Margaretha's Fahnen, so konnte es leicht geschehen, daß er im Kampfe Gebhard begegnete, der auf Seiten des Feindes stand, aber dieser hatte ohnedem alle Bande mit ihm zerrissen, seit Hako ihm vorgeworfen hatte, er habe

Freia verrathen. Gebhard hatte sich aber auch von den Seinigen losgesagt, sein Vater war ohne Nachrichten von ihm geblieben — war er zu Grunde gegangen, oder hielten ihn süße Fesseln anderswo? Es war Gebhard zuzutrauen, daß er vielleicht gar nicht mehr an den baltischen Küsten verweilte, daß irgend ein Abenteuer ihn nach fremden Gestaden verlockt habe.

Moltke und Hako hatten beschlossen, bei dem Heere, welches sich an der schwedisch-norwegischen Grenze theils aus Norwegern, theils aus mißvergnügten Schweden bildete, Kriegsdienste zu suchen. Ganze Schaaren schwedischer Ritter boten Margaretha ihre Dienste an, und ebenso, wie bei der Kunde von der erfolgten Kriegserklärung an den Küsten von Pommern, Mecklenburg, Litthauen und Samland alle Hafenplätze sich mit Kriegern belebten, welche gegen die Dänen zu den Waffen gegriffen, strömten von Norden und Westen die streitbaren Männer zum entfalteten Danebrog.

„Wollte Gott," sagte der Senator, als Moltke und Hako sich bei ihm verabschiedeten, „ich sähe meinen Sohn an Eurer Seite; wenn er doch einmal in der Fremde sein Glück sucht, wollte ich, er stände jetzt auf Seiten der Königin. Es ist eine große Frau, das fühlte ich schon damals, als sie nach Lübeck kam. Diejenigen, welche meinten, sie demüthige sich, die erkennen heute, daß sie damals die Hansa mit ihren Netzen umschlungen hat. Aber ich schäme mich dessen nicht, daß ich ihr in die Hände gearbeitet habe, denn ich glaube, daß sie zum Segen der Völker Großes erstrebt. Die Gräfin Olfström war von bitterem

Hasse gegen sie erfüllt, und ist doch im Vertrauen auf ihren Edelmuth nach Kopenhagen gegangen; wenn Ihr die Königin seht, Hako Torsten, und Ihr derselben Dank dafür sagt, daß sie Eure Freilassung gestattet, so empfehlt mich ihr und sagt ihr, sie möge es meinem Sohne nicht anrechnen, daß er auf Seiten ihrer Feinde kämpft, und wenn er in ihre Hände fallen sollte, seiner schonen. Vergebt es Gebhard, daß Ihr um seinetwillen hier in Haft gerathen! Er ist mein einziger Sohn —“

Der alte Herr vermochte nicht weiter zu sprechen. Tief erschüttert gelobte ihm Hako, der alten Freundschaft zu gedenken, wenn er Gebhard begegnen sollte, und ein Gruß, so warm wie ihm Blanka's Augen noch keinen Blick gespendet, belohnte ihn dafür; aber die Worte des alten Mannes erinnerten ihn auch daran, daß er selber in Bergen einen Vater habe, dessen Herz sich vielleicht auch umgewandelt habe und Sehnsucht nach ihm fühle. Er war wie ein Verstoßener in die Fremde gezogen aus einer Heimath, in der er sich wie ein Fremder gefühlt. Die Sehnsucht, Gewißheit darüber zu erhalten, ob er eine Mutter habe, die noch lebe, der Zweifel, ob Margaretha diese Mutter sei, und wenn sie es war, ob sie ein Herz für ihn haben könne, hatte alle seine Gedanken und Gefühle derart beherrscht, daß ihm Niels Torsten in der Erinnerung nicht mehr wie ein Pflegevater, dem er Dank schuldete, sondern wie ein Zuchtmeister erschienen, dessen Aufsicht und Bevormundung er entronnen. Jetzt klagte ein Vater darüber, daß sein Sohn ihn vergessen habe und seinen Rath nicht höre; vor Hako's Seele tauchte das

Bild des alten Torsten auf, und der Gedanke, derselbe könne in seinem Dänenhasse jetzt die Waffen gegen Margaretha ergriffen haben, erfüllte ihn mit Schrecken, sollte er vielleicht im Kampfe den Vater in den Reihen der Feinde sehen?

Es mochte sich in Hako's Zügen wiederspiegeln, was ihm plötzlich die Brust durchtobte.

„Was ist Euch?" forschte Blanka, als der Senator jetzt, mit Moltke im Gespräch, das Gemach verließ, eine Mailänder Rüstung in Augenschein zu nehmen, „gereut es Euch, meinem Vater gelobt zu haben, daß Ihr meinem Bruder keinen Haß nachtragen wollt?"

„Wie könnte ich Jemand hassen, der Euch nahe steht!" versetzte Hako, zum ersten Male durch ein lautes Wort Blanka seine Gefühle verrathend. „Verzeiht," fuhr er fort, als dem jungen Mädchen das Blut in's Antlitz schoß, „aber in der Stunde des Abschiedes darf ich Euch sagen, daß Euer Bild mir in's Herz gewachsen ist, es kann Euch nid,t beleidigen, wenn ein Hoffnungsloser Euch anfleht, ihm seinen kühnen Traum zu verzeihen."

„Ihr sprecht, als ginget Ihr in den Tod!" stotterte sie.

„Würdet Ihr mich beklagen? Dann könnte mir nichts Schöneres blühen."

„Ihr frevelt. Ihr habt, wie Gebhard, den Krieg gewünscht, Euch Ruhm und Ehre zu erwerben, und jetzt scheint es fast, als ob Ihr verzagt."

„Ich werde vielleicht nicht in den Krieg ziehen, ich habe ein Gesicht gehabt in dieser Stunde. Das Wort Eures Vaters mahnte mich daran, daß ich Pflichten gegen

Jemand habe, den ich Vater genannt. Ich kenne meine Eltern nicht. Mein Vater hat mich im Hasse gegen die Dänenkönigin erzogen, ich habe seiner vergessen. Es mahnt mich eine Stimme, mich zu hüten, daß er mir fluche. Es lastet ein unseliges Verhängniß auf mir, ich weiß nicht, ob Derjenige, der mich großgezogen, mein Vater oder mein Feind ist. Es überkommt mich wie ein Mahnen, ich weiß nicht, was ich beginnen soll. Euer Bruder fachte zuerst die Zweifel in meiner Brust zur Flamme, er weiß mehr von mir, als ich, denn mein Vater schenkte ihm Vertrauen, Gebhard sollte mir ein Führer sein, und wir stehen jetzt auf verschiedenen Seiten. War es mir damals, als dürfe ich nicht das Schwert gegen Margaretha ziehen, so ist es mir heute, als würde ich zum Verräther an meinem Vaterlande. Ich habe Niemand, der mir rathen könnte."

Blanka hatte die Augen zu Boden geschlagen, während er sprach, es schien, als könne sie widersprechen, wage es aber nicht. Da schlugen seine letzten Worte ihre Bedenken nieder, und hoch erglühend, als fühle sie, daß das Geständniß, welches sich ihr auf die Lippen drängte, ihm gleichzeitig ein süßes Geheimniß ihrer Brust verrathe, schlug sie zögernd, verschämt, langsam das Auge auf, und ihre ganze Seele schien sich in den Blick zu senken, den sie ihm spendete.

„Ich kann Euch rathen," sagte sie leise bebend, „aber verkennt mich nicht, wenn ich meinen Bruder anklage, um Eure Zweifel zu zerstreuen, vergebt ihm, daß er unrecht an Euch gehandelt, er will immer, daß sich Alles seinem Willen füge, daß Jeder nach seinem Sinne handle.

Ihr habt seine Freundschaft schon damals verscherzt, als Ihr sagtet, Ihr wolltet lieber ein Bettler sein, als eine Krone tragen, die Euch die eigne Mutter nicht gönnt. Gebhard vermag es nicht, Gefühle Anderer zu achten, sobald sie seinen Wünschen entgegen. Ich hätte damals Euch schon vor ihm gewarnt, wenn die Worte der Gräfin Olfström über die Königin mich nicht auch irre gemacht hätten, so daß es mir als das Beste für Euch erschien, Lübeck zu verlassen und Magnus Eure Dienste zu weihen, der ja Euer Vetter —

Ja," lächelte Blanka, als Hako sie überrascht und befremdet anstarrte, „ich verrathe ein Geheimniß, das Gebhard mir anvertraut, und dessen Bestätigung ich durch Edda Olfström erhalten. Niels Torsten hat es Gebhard errathen lassen, daß er nicht Euer Vater, und Ihr Margaretha's Sohn seid, aber Ihr solltet darüber nur dann Gewißheit erhalten, wenn Ihr Euch entschlossen hättet, als Feind der Dänin Euch die Krone der Normannen zu ertrotzen, ihr Hakon's Erbe zu entreißen, Norwegen vom Dänenjoch zu befreien, andernfalls sollte das Geschlecht der Folkunger lieber mit Euch zu Grunde gehen —"

Es flammte düster in den Augen Hako's. „Dann hat die Ahnung in meiner Brust mich nicht getäuscht," murmelte er, „daß der Mann mich gehaßt, der mich großgezogen, ich sollte heranwachsen als ein Werkzeug seiner Rache, darum hütete mich sein Auge! Ich bin geboren, den Fluch zu Grabe zu tragen, der auf dem Geschlechte der Folkunger lastet, und das Beste wäre für mich, ich läge auf dem Grunde des Meeres. Von der Mutter ver-

leugnet, belastet mit dem Fluche der Sünden der Väter, von einem Elenden als Werkzeug frevler Rache erzogen, bin ich wie ein vom Sturme verwehtes Blatt, ohne Heimath, ohne Namen —"

„Nein!" rief Blanka, erschüttert von dem Tone der Verzweiflung und mit Blicken innigster Theilnahme, zärtlichen Mitleids, hingebender Liebe ihm nahend und seine Hand ergreifend, „wer eine Krone verachten kann, der soll nicht verzagen. Ich hätte vor Euch schaudern müssen, wenn Ihr Euch erhoben gegen die Mutter, ich habe Euch bewundert, als Ihr sagtet, Ihr wolltet Euch keiner Mutter aufdrängen, der das Herz fehlt für den Sohn. Raubt Euch der Fluch, der auf den Folkungern ruht, eine blutbefleckte Krone, so geltet Ihr mir mehr als ein Königssohn —"

Das Geständniß der Liebe war den Lippen entflohen, in glühender Begeisterung hatte Blanka ihr Geheimniß verrathen, und schlug jetzt auch die jungfräuliche Scham Flammen um ihr Antlitz, sie hätte nicht widerrufen mögen. Der Normanne aber zog sie trunken an seine Brust.

„Blanka," jubelte er, „Du wolltest die Meine sein? Dann habe ich mehr als ein Königreich, dann habe ich eine Heimath. Ich lasse Dich nicht, und böte man mir alle Königskronen der Erde."

Das liebende Weib hing am Halse des Geliebten, aber ein Geräusch schreckte sie bald aus dem seligen Traume und erinnerte sie daran, daß sie abhängig von dem Willen ihres Vaters. Sie löste sich aus Hako's Armen.

„Mein Herz ist Dein," hauchte sie, „aber noch darf mein Vater nichts ahnen. Er hatte stolze Pläne mit mir, der Himmel hat mich davor beschützt, ihm Trotz bieten zu müssen, aber es hat ihn tief niedergedrückt, daß die Hoffnungen, die er auf Gebhard und mich gesetzt, vereitelt worden. Ihm liegt die Zukunft seiner Firma schwer auf dem Herzen, lasse ihn jetzt nicht über unser Glück entscheiden, er würde Nein sagen. Wahre mir Deine Treue, bis Du wiederkehrst will ich sein Herz mit Bitten erweichen — bauen wir auf Gott, er wird uns helfen."

„Ja," rief Hako und sein Auge leuchtete, „jetzt ziehe ich freudig in den Krieg, Deine Farben auf der Brust, werde ich mir einen Namen erobern."

Blanka löste ihre Schleife vom Busentuch und reichte sie ihm, er beugte das Knie, dieselbe zu empfangen, da kehrten der Senator und Moltke in das Gemach zurück.

Der Senator zog die Stirne kraus, aber er schien doch weniger überrascht und erzürnt, als Blanka gefürchtet hatte, denn als diese hocherröthend die Erklärung gab, sie hoffe, Hako werde den Farben Ehre machen, um die er in ritterlicher Minne werbe, und somit ihrer Handlung den Charakter der Antwort auf eine damals allgemein übliche Galanterie beilegte, sagte er mit eigenthümlicher Betonung, er wünsche, daß Hako Torsten, wenn er wiederkehren sollte, einen anderen Namen führe.

Der Ritter Moltke erklärte Hako später, als sie auf dem Schiffe waren, diese Worte. Er hatte mit dem Senator über Hako gesprochen und von demselben erfahren, daß man in Bergen denselben allgemein für den echten

Sohn König Hakon's halte, aber ihn todt glaube. Infolge von Nachforschungen, welche der Senator in Bergen angestellt, ob Gebhard sich dort etwa aufhalte, hatte man ihm geschrieben, Niels Torsten sei ohne Nachrichten von dem Manne, der sich mit seiner Tochter verlobt, er fürchte, derselbe sei mit Hako zu Grunde gegangen, den man, wie das Gerücht gehe, zu Wismar hingerichtet habe, weil er sich für den echten Olaf ausgegeben; Niels Torsten erzähle es jetzt offen, jener Hako sei der echte Sohn Margaretha's gewesen, und sie habe also ihr Kind hinrichten lassen.

„So hat der Betrüger, der sich für den echten Olaf ausgegeben," *) sagte Moltke, „und den wahrscheinlich Gebhard zu diesem Wagniß angespornt, Euren Pflegevater verleitet, ein Geständniß abzulegen, aber anstatt damit boshafte Rache zu üben, hat Niels Torsten, durch einen Irrthum verblendet, den Schleier gelüftet, und es liegt jetzt in Eurer Hand, Margaretha die Beweise zu liefern, wer Ihr seid. Der Senator hat Euch die Sache verschwiegen, in Lübeck wäre es bedenklich für Euch gewesen, wenn sich abermals das Gerücht verbreitet hätte, daß Ihr Margaretha's Sohn, jetzt könnt Ihr Eure Entschlüsse ungefährdet treffen, wie Ihr wollt."

„Ich habe mich längst entschieden," antwortete Hako, „möge Niels Torsten mich für todt und seine Rache an der Königin für befriedigt halten, ich werde keine Rechenschaft fordern. Möge die Königin, die meine Freilassung zwar gefordert, aber nicht darnach verlangte, mich zu

*) Die Hinrichtung eines Pseudo-Olaf ist historisch.

sehen und zu sprechen, erschrecken, wenn sie jene Gerüchte erfährt, ich werde mich ihr nicht nähern und todt für sie sein. Unter fremdem Namen ziehe ich in's Feld als ein Kriegsknecht, der sein Glück zu machen strebt, ich bitte Euch, nennt mich fortan Hako den Enterbten, bis ich mir die Ritterkette erworben und mir ein Heim suchen kann, wo ich ein liebend Weib finde."

„Bravo," rief Hennig Moltke, „und wenn ich nicht irre, weiß ich, wo Ihr das Heim findet, und ich könnte es Euch neiden. Ihr tragt die Farben Derer, die Ihr liebt, auf der Brust, und Euch wird das Glück hold sein, denn Ihr greift nach dem Erreichbaren, nicht in die Sterne."

18.

Hoch oben auf der Festung Agershuus, die auf einer in den Fjord von Christiania hineinspringenden Klippenspitze wie das Nest eines Adlers thront, bauschte sich das Banner von Norwegen neben dem Danebrog, und von hier bis zu dem alten Königssitze Opslo, unterhalb der mit Klöstern und einem bischöflichen Palaste gekrönten Anhöhen, schimmerten auf grünem Rasen die langgestreckten Zeltreihen des Heeres, das Margaretha von Dänemark in großen Heerschiffen herübergeführt, und das sich durch Zuzüge norwegischer Ritter um das Doppelte vermehrt hatte.

Das Fallgatter des inneren Thores der Veste Agershuus rasselte hinter einem Wagen nieder, den Gewappnete in die Burg geführt hatten und dessen Insassen durch ein übergedecktes Zeltdach den Blicken der neugierigen Thor-

wächter verborgen geblieben waren. Der Wagen rollte über den Burghof zum Thurme und man hörte das leise Rasseln und Klirren von Ketten.

Die Gewappneten trieben Jeden zurück, der sich neugierig hinzudrängte, und stellten sich so auf, daß Niemand zu erkennen vermochte, was man so geheimnißvoll in den Thurm schaffte, ob lebendige Wesen oder todte Waaren, aber man flüsterte, daß schon gestern auf ebenso geheimnißvolle Weise ein Verhüllter in die Burg gebracht worden, und das sei der Henker von Opslo gewesen mit zwei Knechten und den Instrumenten zur Folter und Exekution.

In den Prunkgemächern der Burg wohnte die Königin Margaretha seit zwei Tagen, nachdem sie vorher zu Opslo residirt.

Pater Ambrosius, der Beichtvater der Königin, einige ihrer Räthe, Edda Olfström und mehrere Dienerinnen waren das Gefolge der Königin; es hieß im Lager, daß sie dem Andenken ihres Gatten und ihres Sohnes eine stille Woche im Gebet zu weihen gedenke, ehe sie mit dem Heere gegen Schweden aufbreche, aber es gingen auch Reden um, sie wolle auf Agershuus ein peinliches Gericht halten über Leute, welche im Volke das Gerücht verbreitet hätten, Olaf sei noch am Leben und werde von ihr in einem Kerker verborgen gehalten. Es war ein ergrauter Krieger, der sie als Befehlshaber der Veste am Thore empfangen, und als sie ihm den Befehl ertheilte, dafür Sorge zu tragen, daß Gefangene, welche sie herbeschieden, in den Thurm gebracht würden, ohne daß Jemand forsche wer sie seien oder in den geschlossenen Wagen zu blicken versuche, hat

der alte Ritter die Königin in feierlichem Tone, ihm Gehör unter vier Augen zu gaben.

Die Königin schaute überrascht auf, sie hatte vorher dem Manne keine besondere Beachtung gezollt, als sie ihm aber jetzt in's Auge sah, ward sie stutzig, in den gefurchten Zügen des Ritters lag ein tiefer, schwermüthiger Ernst, es war ihr, als schaue ein sorgenvolles Vaterauge sie an, als wären ihr diese Züge nicht fremd, als würden bei ihrem Anblick Erinnerungen aus alter Zeit in ihr lebendig.

„Wie heißet Ihr?" fragte sie betroffen.

„Knut Lorissen," antwortete er, den Blick fest auf die hohe Frau heftend, „aber klingt der Name Euch fremd, so denkt an die Zeit, wo Euer Sohn geboren wurde und Ihr krank zu Opslo laget. Ich befehligte die Trabanten der Burg; ich habe Euch gekannt, als Ihr noch ein Kind waret und als Hakon Jarl Euch die Krone in's Haar flocht."

Die Königin gab einen Wink, der ihrem Gefolge gebot, zurückzubleiben, und ließ sich von Lorissen in ein Gemach führen, ihm die erbetene Audienz zu gestatten. „Was habt Ihr mir zu sagen?" herrschte sie, „Ihr mahnt mich an eine Zeit, wo ich viel gegeben hätte, einen Getreuen zu finden, aber Keiner sagte mir die Wahrheit. Ich stand einsam und verlassen — was soll Euer Mahnen an jene Tage?"

„Wer sind die Gefangenen, die Ihr erwartet, über die Ihr heimlich Gericht halten wollt? Lasset Euch warnen, Königin, lasset das Vergangene ruhen."

„Ihr seid sehr kühn! Mit welchem Rechte wagt Ihr mir Euren Rath aufzudrängen?"

„Ich zittere für Euch, nicht für mich, denn wisset, ich hätte noch vor wenig Monden lieber mit Karthaunen auf Eure Schiffe geschossen, als die Zugbrücke niedergelassen vor dem Danebrog. Aber der Storthing hat Euch gehuldigt, ich sehe die Banner der Normannen, Schweden, Friesen dort im Lager und Alles ist begeistert für Euch, als käme mit Euch eine neue Zeit in's Land, als wolltet Ihr uns nicht in das Joch der Dänen niederzwingen, sondern die Freiheit wieder geben. Man kündet an, daß Ihr geschworen, die drei Reiche wie Schwestern zu vereinen, nicht unter dem Danebrog, sondern als freie Länder, und deshalb jauchzen Euch die Normannen zu. Wohlan denn, ist das wahr, habt Ihr Euren Neffen Erich von Pommern zum Erben der drei Reiche erkoren, was suchet Ihr alsdann aus der Nacht der Vergangenheit die Räthsel zu lösen? Lasset das Vergangene vergessen sein, höret den Rath eines Mannes, der Euch beklagt, als er in Euch die Dänin gehaßt, und der für Euch in den Tod gehen will, wenn Ihr den Normannen die Freiheit wieder gebt. Ich beschwöre Euch, lasset das Vergangene ruhen, beschwört den Fluch nicht herauf, der Euren Gatten verfolgte, lasset die Todten ruhen."

„Ich fordere Sühne für die Schuld, ich ziehe Frevler vor Gericht. Ein Schurke rühmt sich dessen, daß er mir den Sohn geraubt, ich will wissen, wer in der Gruft zu Heileborg ruht, der Henker soll dem Frevler die Zunge lösen."

„Höret mich an, Königin. Das Volk der Normannen jubelt Euch entgegen, nicht weil Ihr das Weib von Hakon

Jarl gewesen seid, sondern weil es vergessen will, daß Ihr mit ihm den Thron getheilt. Lasset Hakon Jarl begraben sein und mit ihm Alles, was an ihn erinnert; auf ihm lastete der Fluch seines Geschlechtes und der Fluch böser Thaten; er verrieth seinen Vater, er verrieth sein Volk, und wie er Andere betrogen, betrog er auch Euch. Segnet das Schicksal, wenn Euch der Sohn nicht mehr lebt, fragt nicht, wo sein Leib ruht, lebte er, so würde er an Euch zum Rebellen, wie Hakon an seinem Vater, ein Mörder, wie Magnus, der Fluch des Himmels ruht auf dem Stamm der Folkunger, und wer sie vernichtet, der hat Gutes gethan, der hat die Welt von reißenden Thieren befreit. Ihr sagt, ein Frevler rühme sich, daß er Euch den Sohn geraubt. Aber was that Hakon Jarl dem Manne, der solche Rache an ihm geübt? Ich warne Euch, forscht nicht danach, dürstet Ihr danach, altem Haß mit Rache zu begegnen, so könnte Euch ein Trank gereicht werden voller Gift, das Euch bitterer am Herzen frißt, als die Trauer um den todten Sohn. Forschet nicht! wer in die Nacht des Verbrechens greift, findet Entsetzlicheres, als er ahnt. Um Euretwillen warne ich Euch."

Die Königin fühlte ein unheimliches Grauen ihre Brust durchbeben, aber sie wies den Warner zurück. Was sollte sie auch treffen können, das bitterer als der Zweifel, der ihr Herz seit zwanzig Jahren gemartert. Welcher Schrecken konnte sie da noch abhalten, den Frevler, dem sie das Elend ihres Herzens dankte, vor Gericht zu stellen, was konnte sie erfahren, das sie nicht schon ahnte!

Die Stunde nahte, wo sie endlich volle Gewißheit er-

halten sollte, ob nicht dennoch ein Trug sie täuschte, ob ihr Sohn wirklich am Leben, wo sie den Elenden sehen sollte, der ihrem Herzen das unsäglichste Elend bereitet. Wie die Verhältnisse lagen, mußte sie es fast wünschen, daß der Räuber ihres Kindes ihre Zweifel nicht völlig hob — es wäre ihrem Herzen schwerer gewesen, dem Sohne, den sie als solchen anerkennen mußte, seine Rechte zu versagen, als in Ungewißheit zu bleiben — jetzt, wo die Entscheidung nahte, zitterte sie, von den Qualen des Zweifels befreit zu werden, da erschienen ihr diese Martern leichter als der Gedanke, ihr Fleisch und Blut verleugnen zu sollen!

Die Stunden schlichen ihr wie Ewigkeiten dahin, der Pater Ambrosius betete mit ihr, sie lag auf den Knieen vor dem Bilde des Gekreuzigten, als unten im Hofe der Wagen mit den Gefangenen über das Pflaster rasselte, und Knut Lorissen glaubte, sie ersehne die Stunde der Rache.

Die Gefangenen, welche man heranschleppte, waren Niels Torsten und Freia. Der Erstere war gefesselt, die Tochter hatte man mitgenommen, weil sie gefleht hatte, den Vater begleiten zu dürfen.

Die Verhaftung des alten Torsten hatte keine Umstände gemacht, obwohl sie in der Lübecker Faktorei, also auf neutralem Grund und Boden geschehen war, die eigenen Nachbarn hatten ihn den Reitern der Königin ausgeliefert als einen Verbrecher, dem sie seine Strafe gönnten, so verhaßt hatte er sich gemacht.

Der Leser wird es längst errathen haben, was ge-

schehen, um Niels Torsten zu einem Kindesräuber zu machen. König Hakon hatte das Glück seiner Ehe vernichtet, ihm die geliebte Frau, die Mutter seiner Freia, gewaltsam geraubt, und nach verübtem Frevel, als der Tyrann seines Opfers überdrüssig war, die Unglückliche aus der Burg verjagt. Niels Torsten schwur Rache, er raubte das Kind Margaretha's und legte den Sohn, welchen seine Frau geboren, an dessen Stelle. Er hätte Hakon's Sohn ermordet, wenn nicht die greise Seherin, welche ihm bei seiner Rache Hilfe geleistet, von ihm die Schonung des geraubten Prinzen gefordert hätte.

Niels erzog Hako mit dem Hasse eines Mannes, der das Werkzeug seiner Rache hütet. Er hätte es am liebsten Hako gesagt, daß er ihn um einen Thron und die Liebe der Eltern betrogen, aber er hatte sich der Norne durch einen Schwur verpflichtet, das Geheimniß zu wahren, und wie tief auch sein Haß gegen den König war, der Jüngling, der unter seinen Augen heranwuchs, eroberte sich wider seinen Willen wenn nicht seine Liebe, so doch sein Interesse. Als König Hakon gestorben war und Margaretha mit Olaf nach Dänemark zog, als man erzählte, daß Olaf wie ein Weib erzogen werde und Margaretha aus ihm eine Puppe gemacht, die keinen Willen habe, als Norwegen fast zum Vasallenstaat Dänemarks herabsank, da knirschte Niels Torsten, seine Rache war vereitelt, er hatte gehofft, der Sohn seiner Frau werde einst die Krone der Folkunger tragen, der Erbe des Königs sein, statt dessen war er nur das Werkzeug der Dänin, Norwegen zu unterjochen.

Niels hatte seinen Haß gegen die Dänen in Hako's Brust gepflanzt, und um den Preis, sein Vaterland vom Dänenjoche zu befreien, hätte er es jetzt Hako gegönnt, seine Rechte geltend zu machen; aber der Umstand, daß Hako nach seiner Mutter forschte, und Niels dem Charakter Hako's nicht zutraute, er werde gegen die Dänin das Schwert ziehen, wenn er höre, daß sie seine Mutter sei, gebot ihm Schweigen. Die Bitterkeit über das Mißlingen seiner Pläne, über die nicht befriedigte Rache, das Schwanken seiner Gefühle in Bezug auf Hako zwischen Haß und Zuneigung, die Unzufriedenheit mit sich selber, der Groll darüber, daß vielleicht durch seine That Norwegen dänisch geworden, Alles das wirkte auf seine Stimmung, die wir zu Anfang unserer Erzählung gezeichnet. Freia's Mutter, die Niels für todt ausgegeben, seit König Hakon das Glück seines Hauses zerstört, hatte sich zu Opslo im Wahnsinn des Schmerzes das Leben genommen, als sie bei König Hakon's Rückkehr von ihrem Kinde getrennt worden war. Hako hatte das Grab seiner Mutter leer gefunden und ahnte, daß Freia nicht seine Schwester sei; er forschte nach dem Räthsel seiner Geburt, und Niels fühlte, daß er das Geheimniß nicht hüten könne. Da brachte das Erscheinen Gebhard v. Warendorp's in Bergen eine Aenderung der Dinge. Der Lübecker war vom Hasse gegen Margaretha beseelt, er trat zwischen Hako und Freia, indem er sich die Liebe der Letzteren eroberte, ihm konnte Niels Vertrauen schenken. Der reiche, zu Abenteuern geneigte Patriziersohn erbot sich, Hako mit nach Lübeck zu nehmen, wo man die Königin Margaretha erwartete, und an dem Tage, wo

Margaretha Olaf unfähig zur Regierung erklären lasse und sich selber die Krone von Norwegen auf's Haupt setze, Hako anzuspornen, daß er dagegen protestire — wagte es Margaretha, dem Sohne von Brenda Torsten die Krone von Norwegen vorzuenthalten, dann sollte ihr eigener Sohn erfahren, wer er sei, und gegen sie das Schwert erheben; es war besser, daß der echte Folkunger den Thron Norwegens sich eroberte, als daß die Dänin ihn usurpirte.

So kämpfte das patriotische Gefühl des alten Norwegers mit dem Hasse desselben gegen den Zerstörer seines häuslichen Glückes. Die Seherin schützte den Königssohn, wenn bei seinem Anblick der alte Groll sich in der Brust von Niels Torsten regte, und der Alte fügte sich. Hako verließ mit Gebhard die heimathlichen Gestade. Sobald sich ein Wimpel auf der Rhede von Bergen zeigte, fuhr der Alte hinaus, um zu hören, ob man ihm Nachrichten sende, von Monat zu Monat hoffte er, daß endlich die Kunde kommen werde, man rufe Norwegen auf, das dänische Joch abzuschütteln. Gebhard jedoch sandte ihm keine Botschaft, er hörte nichts von Hako, und als endlich die Kunde vom Tode Olaf's wie ein Lauffeuer durch das Land ging, als die Einen erzählten, Margaretha habe Olaf ermordet, die Anderen, Olaf sei eingekerkert, Margaretha habe vom Storthing gefordert, daß man sie zur Königin ausrufe, es heiße aber, daß man an den deutschen Küsten zu Gunsten eines Mannes rüste, der sich für den letzten Folkunger ausgebe, da vermochte er sein Geheimniß nicht mehr zu hüten. In dem Wahne, der längst ersehnte Tag der Rache breche an, verkündete er es Jedem, der es hören wollte,

der Sohn Margaretha's sei als Kind geraubt worden und erhebe jetzt das Schwert gegen seine Mutter; Empörung gegen die Eltern liege in Hako's Blut, das sei das Merkmal des verfluchten Geschlechtes.

Das Bewußtsein der Schuld, düster vermischt mit dem Verlangen nach Rache, die Bitterkeit über eine in Ohnmacht erduldete Schmach und sein zerstörtes Familienglück hatten länger als zwanzig Jahre in der Brust dieses Mannes gelebt, der niemals Furcht gekannt und sich nie gescheut hatte, sein Leben auf's Spiel zu setzen beim kleinsten Anlaß, in dem also die Wuth, nicht volle Rache an Hakon nehmen zu können, um so mächtiger gekocht. Jetzt endlich schien die ersehnte Rache zu kommen, und alles Gift, das er in der Brust verschlossen, sprühte aus dem Herzen, er wähnte, Jeder müsse mit ihm fühlen, und als die Leute sich mit Abscheu von ihm wandten, hätte er dem entarteten Volke Mord und Brand dafür gewünscht, daß es ihm seine Rache nicht gönnte.

Freia Torsten hatte schon als Kind eine unheimliche Scheu vor dem Vater empfunden, wenn in düsteren Tagen derselbe seinen Haß gegen Hako nicht zu verbergen vermocht, sie war die Vermittlerin zwischen Beiden gewesen, und sie hielt es für eine krankhafte Gereiztheit, für ein unglückliches Verhängniß, daß der Vater Hako nicht so liebe wie sie. Mit der Zeit überkam sie mehr und mehr die Ahnung, daß der Vater Hako etwas zur Last lege, was derselbe nicht verschuldet, ein Unglück, das er ihm vorwerfe, veranlasse diesen Haß, den ihr Vater vergebens bekämpfe, und sie war daher froh, als Niels

dem Sohne gestattete, in die Fremde zu ziehen. Der Umstand, daß Gebhard diesen sehnlichen Wunsch Hako's zur Erfüllung brachte, war vielleicht die erste Anregung für ihr Herz, sich Gebhard zu erschließen. Die Liebe, die sie zu dem Bruder gehegt, übertrug sich auf den Freund desselben, und der Reiz des Fremdartigen, die blendenden Vorzüge Gebhard's, die glühenden Liebesworte des jungen Patriziers vollendeten die Eroberung ihres Herzens. In der Einsamkeit ihres Lebens nach der Abreise der Freunde hatte ihr Herz nur das süße Spiel mit Träumen der Hoffnung, und das unverdorbene Kind der Natur gab sich denselben arglos hin, es hätte sich eines Zweifels an der Treue Gebhard's geschämt, der geschlossene Bund war ja etwas Heiliges, Unantastbares. Als Monate auf Monate vergingen, ohne daß Nachrichten von Gebhard und Hako kamen, ward Freia schweigsamer, es legte sich ein Druck wie von trüben Ahnungen auf ihre Seele, und das Wesen ihres Vaters vermehrte ihre Unruhe, aber sie fragte niemals, was er befürchte, er liebte es nicht, über Dinge zu sprechen, die er nicht selber anregte, und da auch er keine Nachrichten erhalten, waren die Fragen auch nutzlos. Da kam er plötzlich von einer Fahrt nach der Rhede zurück, sein Antlitz war verstört, es war ebenso wenig Jubel wie Trauer, was seine Züge verkündeten, weder Freude noch Zorn, sondern ein Gemisch aus verschiedenen Leidenschaften in der Gluth boshafter, finsterer Schadenfreude, sein Antlitz war geröthet, das Auge blitzte, er stieß verworrene Worte aus, als habe er sich in Meth berauscht.

Jetzt kamen für Freia schlimme Tage. Das Geheim=

niß, welches der Vater ihr stets verborgen, ward ihr in entsetzlichster Weise enthüllt, sie errieth es aus dem gräßlichen Hohne wilder Schadenfreude — war das ihr Vater, der also jedem Gefühle Hohn sprach, daß die Leute Ekel empfanden, oder hatte ein Dämon die düstere Schwermuth in wilden Wahnsinn verwandelt, ein böser Zauber ihn in seinen Bann gethan?

Jeder Tag brachte neue Nachrichten und eine widersprach der anderen, je nachdem von woher die Schiffe kamen und welcher Partei die Schiffer angehörten. Da ward erzählt, in Schweden sei ein Folkunger aufgetaucht, den habe König Albrecht ermorden lassen, um sich mit Margaretha zu versöhnen; dann wieder, Margaretha rüste gegen Schweden, nicht nur die Norweger, sondern auch zahlreiche Große Schwedens hätten sie aufgerufen, die drei Reiche unter ihrem Scepter zu vereinen; bald wurde mit Haß, bald mit Begeisterung von der Dänenkönigin gesprochen. Es kamen Schiffer, welche erzählten, Gebhard v. Warendorp rüste in den deutschen Ostseehäfen Kaperschiffe gegen die Dänen, eine schöne schwedische Gräfin habe ihm ihre Hand verheißen und unterstütze ihn mit Geld; ein Matrose wollte wissen, daß in Pommern oder Mecklenburg ein Mann aufgetreten, der sich für den echten Olaf ausgebe, aber er werde von den Leuten verlacht.

Niels hatte nicht anders gedacht, als daß der Krieg sofort entbrennen werde, wenn Gebhard verkünde, wer Hako sei, und die Ungeduld verzehrte ihn wie ein schleichendes Fieber. Der Argwohn, den man in Bezug auf Gebhard erweckt, zündete. Niels bebte, daß Gebhard ihn betrogen

und Freia verrathen. Da kam die Nachricht, der falsche Olaf sei in Wismar auf Befehl der Königin ergriffen und hingerichtet worden, Margaretha habe an Schweden den Krieg erklärt, sie komme nach Norwegen, Alles ströme zu ihren Fahnen.

Das war der Gnadenstoß, dem von Leidenschaft und bebender Unruhe zerrütteten Hirn des alten Mannes den Rest zu geben; er rief zu den Waffen gegen das Weib, das ihren eigenen Sohn ermordet, gegen die verbrecherische Wittwe Hakon's, die Norwegen dänisch machen wolle, und als die Schergen Margaretha's nach Bergen kamen, ihn zu verhaften, lieferte ihnen das Volk den Wahnsinnigen aus, den man bei einem neuen schweren Verbrechen ergriffen: er hatte die greise Seherin von einer Klippe in's Meer gestürzt.

19.

Was zwischen der Alten und Niels Torsten vorgefallen war, was den bis zum Irrsinn überreizten Mann veranlaßt hatte, die Genossin seines Verbrechens in einem Anfalle des Jähzornes zu tödten, ist nicht bekannt geworden. Es ist anzunehmen, daß er es ihr zur Last gelegt, wenn ihre Prophezeiungen sich nicht erfüllt hatten, aber diese That des Rasenden sollte es verschulden, daß Margaretha niemals volle Gewißheit darüber erhielt, ob Hako wirklich ihr Sohn sei, daß wenigstens ein zurechnungsfähiger Zeuge des Kindesraubes nicht mehr vorhanden war. Der gefesselte Verbrecher, den man in den Thurm von Agershuus schleppte, war in einem Gemüthszustande, bei welchem schwer zu unterscheiden war, was er im wirklichen

Irrsinn und was er im Wahnsinn der Leidenschaft aussagte — die Warnung des Ritters Lorissen war überflüssig, hier konnte Margaretha weder durch Verheißungen und Beschwörungen, noch durch die Folter ein klares Geständniß erpressen, und was Freia anzugeben vermochte, das war nur eine Kombination aus düsteren Selbstanklagen, wilden Verwünschungen, bitteren Hohnworten des Kranken. Die Königin konnte nicht daran zweifeln, daß sie den Elenden vor sich sehe, der einst ihr Kind geraubt und gegen ein anderes vertauscht hatte, aber selbst wenn politische Gründe es ihr nicht verboten hätten, Hako Torsten als ihren Sohn anzuerkennen, hätte sie es doch nie vermocht, vor den Ständen ihrer Reiche den klaren und unanfechtbaren Beweis zu liefern, daß der verstorbene Olaf ein untergeschobenes Kind gewesen, daß Hako wirklich ihr Sohn sei. Dieser Wahnwitzige war kein Zeuge und nirgends war eine Bürgschaft dafür, daß seine früheren Angaben nicht der wilde Haß gegen die Dänin und gegen das Geschlecht der Folkunger erfunden habe.

Flößte der Kranke Ekel und Schaudern ein, so erschien um so lieblicher und sympathischer das Bild der zarten, unglücklichen Tochter, welche trotz des Grauens vor ihrem Vater nicht von ihm lassen wollte, und mit rührenden Worten der Königin schilderte, wie Niels Torsten Hako nicht immer gehaßt, sondern oft sich gezwungen habe, ihm Liebe zu zeigen, wie sie glaube, daß bitteres Unglück das Herz ihres Vaters verhärtet und er schwer unter dem Hasse gelitten, der eine dämonische Gewalt über ihn geübt habe. Freia mußte der Königin immer wieder von



Hako erzählen, wie er das Gefühl gehabt habe, daß seine wahre Heimath nicht im Hause Torsten's sei, wie die Seherin ihm eine stolze Zukunft prophezeit habe. Alles, was sie sagte, stimmte mit dem Bilde überein, welches Edda von Hako entworfen hatte.

Das Herz Margaretha's, das sich stets nach einem Kinde gesehnt hatte, in dem sie ihr Fleisch und Blut zu erkennen vermöge, das sie lieben könne, hörte von einem Verwaisten, dem die Sehnsucht nach der Liebe einer Mutter das Herz erfüllt, und sie vermochte kaum zu zweifeln, daß dieser Verwaiste ihr verlorener Sohn sei, aber sie durfte ihn nicht rufen, sie hatte sich selber die Hände gebunden, die ihn zu umarmen begehrten, sie hatte feierlich erklärt, ihr Kind liege in der Königsgruft zu Heileborg, wer sich für den echten Olaf ausgebe, der sei ein Betrüger.

Niels Torsten ward schon in der nächsten Nacht durch einen Gehirnschlag von seinen Leiden erlöst, als er in einem Anfalle von Tobsucht gegen die Wände rannte, im Wahne, er sähe die Alte von Lodals-Kaabe, deren blutiges Schattenbild nach ihm greife. Es war für Freia fast ein Trost, daß er geendet, der Tod war minder schrecklich, als dieser Wahnsinn, und Edda Olfström wich nicht von ihrer Seite. Die junge Gräfin, die das Unglück in bitterster Schwere erfahren, deren Herz sich geläutert nach harten Prüfungen in der Demüthigung vor Margaretha, sah in dem Ende des Wahnsinnigen ein grauenhaftes Schreckbild der Folgen leidenschaftlichen Hasses, wie solcher auch einst in ihrer Brust getobt hatte. Es war für sie eine seltsame Fügung des Schicksals, daß sie zur Trösterin eines

Mädchens berufen wurde, welche ihr unschuldiges Herz an einen Mann gekettet hatte, mit dem Edda früher ein kokettes Spiel getrieben — sie hatte es von Blanka schon gehört, daß Gebhard eine Braut in Bergen verlassen und wohl vergessen habe, jetzt hatte sie aus Freia's Erzählungen errathen, daß diese es sei, der Gebhard die Treue gebrochen.

Es drückte die Gräfin wie ein Gefühl der Schuld gegen das arme, jetzt völlig verlassene Mädchen, und doch hatte sie Gebhard nie besonders ermuthigt, ihr zu huldigen; je tiefer sie aber in das Herz Freia's schauen lernte, um so inniger fühlte sie sich angezogen — auch ihr Herz hatte ja eine reine Liebe in allen Stürmen des Lebens festgehalten und war ohne Hoffnung! Edda schaute Freia an wie eine Heilige — sie verdiente es wahrlich nicht, daß der Geliebte ihr die Treue gebrochen — Edda fühlte, daß wenn ihr Herz so rein gewesen wäre, wie das dieses Wesens, Moltke sie nicht verschmäht haben würde, daß sie dann wohl nicht elend geworden.

Auf den Feldern vor der Veste tummelten sich die Ritter und harrten des Befehls zum Aufbruch des Heeres, in dem Schlosse saß die Königin, unnahbar für Jeden, der nicht zu ihrer nächsten Umgebung gehörte, als habe sie es vergessen, wozu sie die Streiter draußen in's Feld gerufen, als sei sie erlahmt in dem stolzen Fluge und scheue sich vor den Blicken der Menschen. Es hatte schon neugieriges Aufsehen erregt, daß die Königin Aufenthalt in der Veste genommen, und jetzt verbreiteten sich die abenteuerlichsten Gerüchte im Lager, als werde in Agers-

huus eine grausame Exekution vollstreckt, man erzählte sich nicht nur, die Königin nehme Rache an Personen, welche das Gerücht verbreitet, der verstorbene Olaf sei nicht ihr Sohn gewesen, oder sie verleumdet hätten, daß sie Olaf fälschlich für todt ausgegeben, man flüsterte, es werde in den düsteren Mauern der Sohn der Königin, den sie gefangen gehalten, ermordet, sie habe damit gezögert, bis Norwegen ihr gehuldigt, jetzt, wo das geschehen, sei ihrem Ehrgeiz der Sohn im Wege.

Zwei gewappnete Reiter, welche von einem Troßbuben begleitet am späten Abend in's Lager gekommen waren, um sich dem Heere der Königin anzuschließen, hatten das Zelt des Grafen Brahe aufgesucht, um unter dem Banner dieses schwedischen Edlen, der König Albrecht die Fehde erklärt, Aufnahme zu finden.

Es war in jenen Zeiten nichts Seltenes, daß Ritter, die auf Abenteuer auszogen, ihren Namen verschwiegen, und sowohl bei Turnieren als auch bei Feldzügen unerkannt unter einem sogenannten nomme de guerre kämpften; es geschah häufig, daß sie Keinem, nicht einmal dem Führer, dem sie sich durch Handschlag verpflichteten, ihr Antlitz zeigten, sondern sich nur mit geschlossenem Visir blicken ließen. Sehr oft legte ein Ritter das Gelübde ab, sein Gesicht eine bestimmte Zeit hindurch, oder bis er diese oder jene Heldenthat vollbracht, zu verbergen, und bei dem herrschenden Sinne für Romantik respektirte ein Jeder das Geheimniß, mit dem sich ein Ritter umgab.

Der Graf Brahe zögerte denn auch nicht, die beiden Gewappneten, von denen der Eine die Abzeichen eines

Ritters trug, in seine Dienste zu nehmen, obwohl dieselben ihre Helmvisire nicht öffneten und unter den Kriegsnamen der „Rächer" und der „Enterbte" unerkannt fechten wollten. An der Tafelrunde, als der Becher kreiste, hörten die Fremden, was man sich von den Vorgängen auf Schloß Agershuus erzählte, daß man in einem geschlossenen Wagen Gefangene auf die Burg gebracht habe, daß der Henker von Opslo dorthin geholt worden sei und die Königin nur von wenigen Getreuen und ihren Damen begleitet dort ein heimliches Gericht gehalten habe. Man wollte wissen, daß in der Nacht die Posten auf den Wällen ein Wimmern und Wehklagen gehört, daß gestern Abend eine Leiche im Burgverließ verscharrt worden, und daß das Gerücht gehe, der Ermordete oder Gerichtete sei der Sohn der Königin, den man bis dahin fälschlich todt gesagt und den sie gefangen in der Veste Heileborg gehalten habe.

„Mag er der Sohn der Königin oder ein untergeschobener Bastard gewesen sein," rief Graf Brahe, „ich trinke auf das Wohl der Königin, welche das letzte Andenken an ein verruchtes Geschlecht vernichtet hat."

Die Ritter sprangen von ihren Sitzen auf und leerten die gewaltigen Humpen, es durfte nach der alten Sitte kein Tropfen im Trinkgefäße bleiben, wenn auf das Wohl des Herrschers oder Heerführers angestoßen wurde, es galt aber auch für eine tödtliche Beleidigung, wenn Jemand sich weigerte, auf die Gesundheit zu trinken.

Die beiden Gewappneten, welche heute zum ersten Male an der Tafelrunde saßen, rührten ihre Humpen nicht an.

„Was bedeutet das?" fragte Graf Brahe. „Weigert

Ihr Euch, auf das Wohl der Königin zu trinken, zu deren Dienst Ihr Euch mir durch Wort und Handschlag verpflichtet?"

„Mit Nichten," nahm der Ritter, der sich der „Rächer" nannte, das Wort, und der Ton seiner Stimme klang dumpf aus der Mundöffnung des Visirs, „auf das Wohl der Königin Margaretha als der Feindin Albrecht's von Schweden will ich trinken, aber nicht eine That preisen, die sie als Weib vor Gott und ihrem Gewissen verantworten mag."

Es waren einige norwegische Ritter zu Gaste bei dem Gelage, dieselben murrten laut und griffen an die Schwerter, aber Graf Brahe gebot Ruhe. „Ehret das Gastrecht," rief er, „es genügt, wenn die Fremden auf das Wohl der Königin trinken!"

Die Norweger schwiegen und es war unverkennbar, daß die Worte des „Rächers" einen tiefen Eindruck auf die Schweden gemacht hatten; mehrere derselben nickten zustimmend. „Wir fechten mit der Feindin des Mecklenburgers gegen den Tyrannen," riefen einzelne Stimmen, „was in der Veste vorgeht, kümmert uns nicht!"

„Es geht uns Alle wohl an," stritt ein Norweger dagegen, „für Hakon's Wittwe zöge Keiner das Schwert, wir fechten für die Königin, die sich frei gemacht von dem Makel der Berührung mit den Folkungern, die Gott verdamme!"

Der enterbte Ritter ließ das Trinkhorn fallen, das er schon an die Lippen gesetzt, so daß es klirrend zersprang.

„Verrath!" rief der Norweger. „Herauf mit dem

Visir, wer nicht auf das Wohl der Königin trinkt, dem soll der Profoß den Helm herunterschlagen."

„Nur die Feigheit schmäht die Todten!" entgegnete der „Enterbte" düster und griff nach dem Schwerte, die Norweger abzuweisen, die auf ihn eindringen wollten, aber schwedische Ritter warfen sich dazwischen, die Gegner zu trennen. „Der Wein hat unsere Köpfe erhitzt," rief der Graf, „gehen wir zur Ruhe. Kein Streit unter Waffenbrüdern, aber in der Schlacht werdet Ihr Fremden zeigen, ob Ihr es ehrlich meint und ob ich Euch trauen darf. Wendet lieber noch heute Eure Rosse, wenn Ihr Bedenken hegt, und ziehet hin, woher Ihr gekommen, ich halte meine Augen offen."

„Erprobt uns!" versetzte der Ritter, der sich der „Rächer" nannte, und folgte seinem Gefährten, der, ohne eine Antwort auf diesen verletzenden Zweifel zu geben, das Zelt verließ.

„Wüßte ich wohin," murmelte draußen der „Enterbte", „ich folgte dem Rath; soll ich das Schwert ziehen für ein Weib, das sich losgesagt vom Andenken meines Vaters? Kann ich in Reihen fechten, aus denen der Fluch gegen mein Geschlecht ertönt? Ich wollte, ich wäre nie geboren, oder ich hätte nie erfahren, wer ich bin!"

„Hako," versetzte Moltke, den der Leser wohl schon unter seinem Kriegsnamen erkannt, „wer bürgt Dir dafür, daß von dem, was die Leute reden, ein Funken Wahrheit ist? Du hast es gewußt, welcher Haß auf dem Namen der Folkunger ruht, und hast Dich selber losgesagt von allen Ansprüchen, zu denen Dich Deine Geburt berechtigt

oder verurtheilt. Du kannst nicht von Dir abstreifen, was das Schicksal Dir als Bürde auferlegt, aber Du mußt Dich zwingen, es zu vergessen, Du mußt Dich fühlen als ein Namenloser, der sich erst einen Namen schafft."

Die beiden Männer traten in ihr Zelt, Hako drückte, ohne ein Wort zu erwiedern, die Hand des Freundes, und Moltke mochte fühlen, daß es leichter sei, Rath zu ertheilen, als solchen Rath zu befolgen. Hako fand während der Nacht keinen Schlummer auf seinem Lager, wie ein böses Omen erschien ihm die erlebte Scene. Er hatte gehofft, unerkannt im Heere Margaretha's zu fechten, sich einen Namen zu erwerben, und schon am ersten Abend ward es ihm schwer gemacht, sein Geheimniß zu wahren. Vertrug es sich mit seiner Ehre, den Namen seines Vaters beschimpfen zu hören, war es nicht ein Frevel, sich unter das Banner einer Frau zu drängen, die den heiligsten Gefühlen der Natur offen Hohn sprach?

Der Morgen dämmerte kaum, da schmetterten die Trompeten. Der Zug der Königin kam von der Burg und bewegte sich beim Lager vorüber in der Richtung auf Opslo, Hako brauchte nur aus dem Zelte zu treten, um Margaretha mit ihrem Gefolge zu sehen.

Hatten die Gerüchte über die geheimnißvollen Vorgänge auf der Burg düstere Schatten über das Bild der Königin geworfen, so war ihre Erscheinung ganz dazu geeignet, diesen Eindruck zu bestärken. Auf einem milchweißen, prächtig geschmückten Zelter saß die Königin in schwarzen Kleidern, ein schwarzer Schleier, den als einziger Schmuck der königliche Reif am Hinterkopfe festhielt,

umrahmte das bleiche Antlitz, und die schlanke, heute mehr in steifer als stolzer Haltung erscheinende Figur der Königin, die düstere Tracht ließ sie einem Dämon der Nacht auf dem weißen Rosse gleichen.

Die Königin sah ermüdet aus, ihre Züge hatten etwas Strenges, Hartes, das unter dem Schleier der körperlichen Abspannung den Eindruck gefühlloser Kälte erzeugte; sie erwiederte die Begrüßungen der Ritter nur mit einer Handbewegung, als seien ihre Gedanken abwesend, wer sie mit dem Vorurtheil, daß sie ein düsteres Verbrechen, eine grausame Gewaltthat begangen, anschaute, der mußte glauben, daß der Fluch solcher That auf ihr laste.

Hako fühlte ein Frösteln seine Glieder schütteln. Als er einst zu Lübeck die Königin neben dem kranken Olaf gesehen, wie sie das Knie vor dem Gekreuzigten gebeugt, da hatte ihn nur der königliche Pomp zurückgeschreckt, dem Gedanken nachzuhängen, diese Frau könne seine Mutter sein, jetzt graute es ihm davor.

Der Königin folgten ihre Damen zu Pferde. Alle waren schwarz gekleidet, die Gräfin Olfström erschien jedoch in dem einfachen Gewande schöner denn je, ihr Antlitz, das Moltke und Hako zuletzt vom Drucke des Grames und der Bitterkeit verstört gesehen, schien wie eine von frischem Thau getränkte Blüthe neu belebt, vom Morgenlichte rosig angehaucht, und es war ein Hauch der Milde über ihre Züge gebreitet, der den Ausdruck derselben veredelte und verschönte.

Hako stieß einen Schrei der Ueberraschung aus, neben der Gräfin ritt eine junge blondhaarige Dame in tiefer

Trauer, deren Augen vom Weinen geröthet, deren ganze Haltung den tiefsten Schmerz, ein gebrochenes Dasein verrieth.

Sah er recht oder täuschte ihn ein Spuk, das war Freia Torsten, mit der er aufgewachsen, die ihm theurer als eine Schwester — aber wie hätte Freia hieher, in das Gefolge der Königin, an die Seite der Gräfin Olfström kommen sollen!

Edda hörte den Ruf der Ueberraschung, sie schaute sich um und sah die beiden Männer mit den geschlossenen Helmvisiren, die Einzigen im Lager, die ihr Antlitz verbargen und wie zur Schlacht gerüstet dastanden, der volle Blick Edda's traf Moltke, und konnte ihr Auge nicht die eiserne Maske durchdringen, so schaute er doch in ihr offenes Antlitz.

„Was die Leute reden, ist gelogen," sagte Moltke, als der Zug vorüber war und Hako demselben noch wie ein Betäubter nachstarrte, „die Königin sah aus, als wüthe tiefer Schmerz in ihrer Brust, nicht als habe sie eine blutige That verübt, und Edda Olfström ist genesen in ihrer Nähe, die Königin hat die Gebrochene aufgerichtet — Hako, ein Weib, das solchen Betrug verzeiht, wie Margaretha ihn von der Gräfin erfahren, das solche Kranke heilt, wie Edda Olfström, das hat ein großes, edles Herz, und wäre es nicht um Deinetwillen, damit Du unerkannt bleiben kannst, ich hätte das Visir heraufgeschlagen und ihr gehuldigt."

„Ich verstehe das nicht," murmelte Hako. „Freia Torsten war im Zuge, und ihr Vater haßt Niemand bit-

terer auf Erden, als Margaretha. Wäre er todt, so würde Freia seinen Willen ehren und sich nie der Königin nahen, es ist wie ein Spuk, der mich narrt, ich muß Freia sprechen und drohte mir Kerker und Tod, wenn man mich erkennt."

„Du willst die Vergangenheit von Dir werfen wie ein abgetragenes Kleid," lächelte Moltke, „und kannst Deine Neugier nicht zähmen? Willst Du ein Namenloser sein, so hast Du auch keine Schwester."

Wieder schmetterten die Fanfaren. Die Königin hatte Befehl ertheilt, das Lager abzubrechen und den Vormarsch zu beginnen. Jubelruf erfüllte die Lüfte, Alles eilte zu den Waffen, und eine Stunde später zog das Ritterheer wie eine glänzende Schlange, die Rüstungen blitzend im Scheine der Sonne, über die Berge gen Osten.

20.

In der Ebene von Falköping standen die Heere Margaretha's und Albrecht's einander gegenüber zum Kampfe bereit, der kommende Tag sollte entscheiden zwischen den Gegnern, und übermüthiger Jubel erscholl aus den Zelten der Schweden, die schon triumphirten, sich mit der Wittwe des „Königs ohne Hosen" zu messen.

Die Mehrzahl der Edlen Schwedens stand freilich unter den Bannern Margaretha's, aber Albrecht hatte doch ein starkes Heer aus Rittern aller Ostseelande zusammengerafft, welche theils aus Lust am Kriege und Beutegier, theils aus Haß gegen Dänemark zu ihm gestoßen, und die Bürgerschaft der Städte, die ihre Interessen gefährdet glaubte,

wenn die Dänenkönigin Schweden eroberte, hatte ein beträchtliches Kontingent von Streitern geschickt.

Hohnlachte man im Lager Albrecht's der Kämpfer, die einem Weibe ihre Führung anvertraut, und hoffte Albrecht, die Frau, die einst seine Hand verschmäht und durch ihre Intriguen seinen Thron gefährdet, als Gefangene nach Stockholm zu führen, so gab es im Heere Margaretha's Wenige, die dem Glücke der nordischen Semiramis nicht vertrauten, Viele aber, die persönlicher Haß gegen Albrecht schwören ließ, den Tyrannen in der Schlacht zu stellen und die Unbilden zu rächen, die er gegen sie oder ihre Angehörigen verübt.

Im großen Zelte der Königin beriethen die Heerführer mit Margaretha den Plan zur Schlacht, Edda und Freia schauten von der Höhe, auf der das Königszelt ruhte, über das Lager hinweg nach den Höhen, von denen die schwedischen Wachtfeuer leuchteten. Die Beiden hatten keine Geheimnisse mehr vor einander, seit Margaretha Freia Torsten ebenfalls in ihren Hofstaat aufgenommen, um der Waise ein Asyl zu bieten.

Wie Schwestern schmiegten sie sich an einander, es nahten klirrende Schritte, ein Gewappneter, der die beiden Mädchen von ferne beobachtet hatte, kam die Anhöhe hinauf.

„Das ist der ‚Enterbte‘,“ flüsterte Freia Edda zu. Auch den Damen der Königin waren die beiden Fremden, welche unerkannt im Heere der Königin dienen wollten, nicht unbemerkt geblieben, die stets geschlossenen Visire hatten die Neugierde erweckt.

Der „Enterbte“, kenntlich an einer verblaßten Schleife,

die er am Harnisch befestigt trug, schritt zur großen Ueberraschung der Damen nicht auf's Zelt der Königin zu, sondern er näherte sich ihnen. „Verzeiht, edle Jungfrauen," redete er sie an, „darf Jemand, den ein Gelübde bindet, sich nicht zu nennen und sein Antlitz zu verbergen, am Abende vor einer Schlacht von Eurer Huld eine Gunst erbitten?"

„Wenn es uns geziemt, dieselbe zu gewähren," versetzte Edda, „so soll es gern geschehen."

„Habt Dank für Eure Güte. Ich möchte Jemand, der der Königin nahe steht, ein kleines Päckchen anvertrauen, das nur für den Fall meines Todes in die Hände der Königin kommen darf, das ich mir zu bewahren und zurückzuerstatten bitte, wenn ich den morgenden Tag überlebe."

Es war nichts Auffälliges dabei, daß ein Ritter, der unerkannt im Heere der Königin focht, für den Fall seines Todes sein Geheimniß in die Hände der Königin zu legen wünschte, und schien es auch seltsam, daß der „Enterbte", anstatt sich an die Königin selbst oder einen ihrer Räthe zu wenden, die zufällige Begegnung mit Damen der Königin in so verstohlen geheimnißvoller Weise ausbeutete, so konnte Edda dem „Enterbten" seine Bitte nicht abschlagen; aber da ward ihr eine neue Ueberraschung, der „Enterbte" bat, das Päckchen in die Hände ihrer Begleiterin legen zu dürfen.

„Wie Ihr wollt," lächelte Edda, „Freia Torsten wird Euer Geheimniß so gut hüten, wie ich, aber wir wollen wünschen, daß Ihr nach der Schlacht das Päckchen zurückfordern könnt, es soll unversehrt bleiben."

Freia nahm das kleine Packet, das ihr der „Enterbte" darbot, mit zögernder Hand. Der Umstand, daß der „Enterbte" gerade ihr das Päckchen geben wollte, mußte sie besonders erregen, denn an der Stimme konnte sie Hako nicht erkennen, die Töne, die aus dem geschlossenen Visir drangen, hatten etwas Dumpfes, das den Klang veränderte. Aber es war ihr, als zittere die Stimme des Geharnischten, ein Ahnen überkam sie, als sei ihr der Mann kein Fremder, und es war das erklärlich, sie wußte ja von Edda, daß der zu Wismar hingerichtete falsche Olaf nicht Hako Torsten gewesen, daß der Mann, der wie ein Bruder mit ihr aufgewachsen, noch lebe, daß er mit Edda nach Lübeck gereist sei. Edda hatte nun freilich die Ueberzeugung ausgesprochen, Hako Torsten werde infolge der Befehle, die Margaretha gegeben, auf Jeden als Betrüger zu fahnden, der für einen Sohn König Hakon's gelten wolle, sich nie wieder der Königin zu nahen versuchen; aber in diesem Augenblick war es Freia, als könne der Mann, der für den Fall seines Todes ihr eine Botschaft an die Königin gab, nur Hako sein. Der Gedanke, so rasch wie er in ihr aufgeblitzt, überwältigte jedes Bedenken, und der Wallung ihres Gefühls nachgebend, flüsterte sie: „Bist Du es, Hako?"

Der Gewappnete machte eine heftige Bewegung, es war, als zittere er im Panzer, aber er schüttelte den Kopf, er machte eine abwehrende Geste; obwohl man keinen Zug seines Antlitzes, keine Linie seines Körpers unter dem Panzer zu sehen vermochte, hatten doch beide Mädchen das Gefühl, als schauten sie ein Bild der Bestürzung, des Schreckens.

„Forscht nicht, wer ich bin," tönte es hohl aus der Oeffnung des Visirs. „Gelobt mir Schweigen oder gebt mir das Pfand zurück. Ich bin ein Enterbter, den Ihr vorher nie gesehen habt, und als Lebendigen niemals anders sehen werdet, als mit geschlossenem Visir."

Der Gewappnete wartete keine Antwort ab, obwohl er ein Versprechen erbeten; er schien sich vor weiteren Fragen zu fürchten und entfernte sich raschen Schrittes, wie auf einer Flucht.

„Er war es!" tönte es halb jauchzend, halb wehmüthig aus Freia's Brust, „er wollte nicht, daß ich ihn erkenne, er wird den Tod suchen in der Schlacht."

„Nein," murmelte Edda, „nein," aber es schien, als zwänge sie sich zu dieser Erklärung wider die eigene Ueberzeugung, „glaubte ich das, ich eilte ihm nach, er müßte uns Rede stehen." Der Gedanke durchzuckte sie, daß wenn der „Enterbte" Hako war, Moltke sicherlich sein Genosse sei.

Der Rath im Zelte der Königin war beendet, die Heerführer hatten sich verabschiedet, die Königin saß allein, tief in Gedanken versunken an dem mit Karten und Pergamenten bedeckten Tische und bemerkte den Eintritt Edda's und Freia's erst, als diese sich ihr näherten. Sie blickte auf und schob die Papiere von sich, als wolle sie sorgenvolle Gedanken bannen; sie errieth aus dem verstörten Wesen ihrer Vertrauten, daß denselben etwas Besonderes begegnet sei.

„Du schaust mich an," sagte sie lächelnd zu Edda, „als hättest Du etwas auf dem Herzen, was Du mir nicht zu sagen wagst. Hast Du eine böse Vision gehabt, fürchtest Du, daß Gott uns morgen verlassen könnte?"

„Nein — aber wir hatten eine seltsame Begegnung," antwortete Edda. „Einer der beiden geheimnißvollen Ritter, die sich stets nur mit geschlossenem Visir zeigen, redete uns an."

„Was wollte er?" rief die Königin hastig und neugierig aufhorchend.

„Wir haben ihm Schweigen geloben müssen."

„Das war sehr unvorsichtig," rief Margaretha erregt. „Graf Brahe traut ihnen nicht; obwohl er nichts gegen sie vorbringen kann, ist er nicht frei von Verdacht. Ich habe aber gerade für Brahe, dessen Fähnlein am äußersten rechten Flügel steht, einen wichtigen Auftrag; wären Verräther unter seinem Banner —"

„Nein," rief Edda, die Königin unterbrechend, „diese Sorge mögt Ihr bannen, jetzt, wo ich den einen der Ritter gesprochen, möchte ich mich für die Treue Beider verbürgen."

„Du machst mich neugierig — Deine Wange flammt — wer sind die Ritter?"

Edda senkte den Blick verschämt zu Boden. „Scheltet mich," sagte sie, „ich schwatze thöricht und breche ein Gelöbniß. Ich hätte schweigen sollen. Freia verleitete mich zu einer Vermuthung, die ich gegen sie bestritt und Euch nicht verrathen darf. Forschet nicht —"

„Du muthest mir Sonderbares zu. Du wolltest Dich für die Ritter verbürgen und jetzt sagst Du, es sei nur eine Vermuthung, die Dir selber nicht glaublich erschienen."

„Ich will mich dafür verbürgen, daß die Ritter keinen Verrath spinnen," versetzte Edda, „denn der Eine hat für

den Fall, daß er unter Eurem Banner verblutet, eine Botschaft an Euch. Ich habe jetzt mehr verrathen, als ich darf."

Die Königin starrte bald Edda, bald Freia mit wachsender Erregung an, mehr als die Worte ließ das ganze Wesen, der Ton Edda's sie errathen, daß dieselbe ihr ein Geheimniß verberge, das ihr Herz berühre, und Freia wagte nicht aufzuschauen, ihr Antlitz war in Thränen gebadet.

Es flammte über das Antlitz Margaretha's, ihre Blicke schienen Edda durchbohren zu wollen. „Rede," herrschte sie, „nicht als Deine Königin fordere ich es, aber wenn ich glauben soll, daß Dir meine Freundschaft werth, so gebiete ich Dir, martere mich nicht mit Zweifeln und Räthseln. Wer sind die Ritter?"

„Wir wissen es nicht; aber Freia vermuthet, sie habe Hako Torsten erkannt."

Die Königin ward bleich wie eine Todte. „Weiter," murmelte sie düster, „rede."

„Der Ritter bat Freia, Euch etwas auszuhändigen, wenn er in der Schlacht falle, sonst aber ihm das Pfand zurückzugeben. Er beschwor uns, davon zu schweigen."

„Du hast die Botschaft an mich?" herrschte Margaretha, sich zu Freia wendend, „er gab sie Dir?"

„Ja, Königin — und Ihr werdet mich nicht zwingen, sein Vertrauen zu täuschen."

Margaretha schien mit sich zu kämpfen, welche Antwort sie geben solle. Es trat eine fast unheimliche Pause ein, sowohl Edda wie Freia ahnten, wie es in der Brust der Königin toben mochte.

Die Königin erhob sich plötzlich. „Lasset mich allein," gebot sie, „begebt Euch zur Ruhe. Ich habe kein Recht, mich in Eure Geheimnisse zu drängen, ich will nichts wissen."

Die beiden Mädchen verließen das Zeltgemach, aber kaum war der Vorhang hinter ihnen gefallen, da knickte die stolze hohe Gestalt der Königin wie gebrochen zusammen. Margaretha sank auf die Kniee, um zu beten, im Gebete Trost zu finden — noch in später Nacht hörten die Frauen der Königin ihr leises Weinen.

21.

Der Morgen des Entscheidungstages graute, dichter Nebel hüllte Berge und Felder in einen grauen, undurchsichtigen Mantel, man entnahm nur aus dem dröhnenden Hufschlag der Rosse und dem Klirren der Waffen, daß die Schaaren der Kämpfer sich in Bewegung setzten, die im Rathe der Königin bestimmten Stellungen einzunehmen, ehe der Feind den Aufmarsch störte. Endlich, gegen acht Uhr, brach die Sonne durch die Nebelwolken, und von der Anhöhe, auf der das Zelt der Königin stand, vermochte man die weite Ebene zu übersehen. Die Königin mit der gekrönten Haube auf dem Kopfe trat, gefolgt von ihren Räthen und ihren Damen, aus dem Zelte, nur eine kleine Schaar Gewappneter war zu ihrem Schutze zurückgeblieben, dieselbe hatte auch die Wagenburg zu hüten, die Rosse für die Königin und ihr Gefolge standen gesattelt und aufgezäumt, um je nach der Wendung, welche die Schlacht nahm, der Königin zu dienen.

Die Königin war sehr bleich, aber eine feste, ruhige

Zuversicht strahlte aus ihren Augen, als kein Anzeichen verrieth, daß der Aufmarsch ihres Heeres vom Feinde gestört worden sei; ihre Blicke suchten aber immer wieder einen entfernten Höhenzug, als erwarte sie, daß sich dort etwas Besonderes ereignen solle, und als dies nicht geschah, färbte sich ihre Wange, man sah die Ungeduld gespannter Erwartung, ja Unruhe in ihren Zügen.

„Ich sehe noch nichts vom Grafen Brahe," sagte sie endlich mit gepreßter Stimme, „er müßte jetzt dort auf der Höhe sein; er sagte, er brauche höchstens zwei Stunden, um dort hinter dem Wäldchen hart in die Flanke des Feindes zu gelangen.

Von den Höhen in der Front und gegen den linken Flügel der Königin donnerten bereits die schwedischen Feldschlangen, der Kampf entbrannte an verschiedenen Stellen, die gepanzerten Reitergeschwader stießen an einander, aber das Auge der Königin schien nur für den einen Punkt Interesse zu haben, wo Graf Brahe hervorbrechen sollte. Die Sonne warf ihre vollen Strahlen dorthin, man hätte das Blitzen der Panzer sehen müssen, wenn Brahe die Anhöhen hinansprengte, aber vergeblich harrte die Königin, es war nichts zu bemerken, und plötzlich, als ob in leidenschaftlicher Erregung ihr die Geduld reiße, befahl sie, die Rosse vorzuführen, sie wolle selber nachsehen, warum Brahe nicht angreife.

Die Räthe der Königin warnten und beschworen sie vergeblich, sich keiner Gefahr auszusetzen. Sie wies die Mahnenden zornig zurück, aber es schien ihr zu gefallen, daß auch ihre Damen sich bereit zeigten, ihr zu folgen.

Der kleine Trupp, von einer Schaar schwer gepanzerter Ritter geleitet, sprengte über die Felder, während zur Seite die Schlacht immer lauter tobte. Die Königin, hoch zu Rosse, Allen voran, gleich einer Amazone, die von Kampfeslust beseelt, sich selber in's Getümmel stürzen möchte, oder besser jener Heldenkönigin des Alterthums, mit der man sie so oft verglichen, wenn man ihre Schöpfungen, ihren Geist, die Energie ihres Willens bewunderte.

Da plötzlich stutzte sie. Das Räthsel, weshalb Brahe die Anhöhen in der Flanke des Feindes noch nicht erreicht hatte, war erklärt. In einer schluchtähnlichen Senkung des Terrains, die man weder auf den Plänen verzeichnet gefunden, noch von der Höhe aus bemerkt, hatte das Wasser von den Bergen, das infolge heftiger Regengüsse angeschwollen war, sich ein Bett gesucht; es war zu breit, um mit dem Rosse hinüberzusetzen zu können, und zu reißend, um es zu durchschwimmen. Man sah von der Höhe die Schlucht sich in weitem Bogen winden, es war zu errathen, daß Brahe mit seinen Reitern diesem Bogen hatte folgen und sich erst eine Furth suchen müssen.

Der Schlachtplan der Königin war auf ein rechtzeitiges Eingreifen der Abtheilung Brahe's berechnet. Der Graf sollte den Feind in dem Augenblick von der Flanke her angreifen, wo das Gefecht in der Front sich entwickelt hatte, und eine derartige Ueberraschung verbürgte auch die Verwirrung, die sie in den Reihen des Feindes erzeugen mußte, die Niederlage desselben.

Man hatte die Abtheilung Brahe's gewählt, weil dieselbe auf dem äußersten Flügel lagerte; norwegische Haupt-

leute, welche den schwedischen Hilfstruppen eine so wichtige und ehrenvolle Aufgabe neideten, hatten zwar Bedenken erhoben, ob die Truppen Brahe's, welche aus mißvergnügten Schweden bestanden, auch völlig zuverlässig seien, aber der Graf hatte natürlich einen solchen Argwohn zurückgewiesen und sich für die Ehre und Treue seiner Reiter verbürgt. Er hatte freilich nicht leugnen mögen, daß er für die beiden unbekannten Ritter, die sich ihm angeschlossen, nur insofern gut sagen könne, als er ihrem Handschlag vertraue.

Es bedarf bei einer heimlichen Umgehung, die unter dem Schutze der Dunkelheit vor Tagesanbruch begonnen wird, nur eines Verräthers, um den ganzen Anschlag vernichten zu können; gelingt es ihm, sich von der Truppe unbemerkt zu entfernen und zum Feinde zu gelangen, so kann derselbe mit leichter Mühe der Truppe einen Hinterhalt legen.

Der Graf protestirte jedoch dagegen, Männer, die er in seine Dienste genommen, dadurch auf's Empfindlichste zu beleidigen, daß man ihnen einen solchen Argwohn zu erkennen gab. „Ich werde den mir einmal ertheilten ehrenvollen Auftrag an keinen Anderen abtreten," rief er, „und ebenso wenig auf einen bloßen Verdacht hin zwei brave Männer dadurch beschimpfen, daß ich sie von dem Ritt ausschließe, ich werde meine Augen offen haben, nehme aber jeden Zweifel jetzt für einen Schimpf, den man meiner Fahne bietet."

Mit dieser Erklärung mußte der Streit entschieden sein, wollte Margaretha nicht einen Zwist im eigenen

Lager heraufbeschwören, aber der peinliche Eindruck, den die Erörterung hervorgerufen, war durch das später erfolgende Gespräch mit Edda und Freia in ihr aufgefrischt worden. Die beiden Mädchen hatten freilich ihre Zweifel an der Zuverlässigkeit der beiden Ritter widerlegt, aber in diesem Augenblick, wo Margaretha zittern mußte, daß der Schaar Brahe's ein Unglück begegnet sei, überkam es sie wie eine düstere Ahnung, daß mit dem Fehlschlagen der Umgehung auch die Schlacht verloren sein werde. Hatte auch kein Verrath stattgefunden, hatte der Feind zufällig die Absicht Brahe's entdeckt, so war diese Abtheilung für sie verloren, sie war jedenfalls längst in einen Hinterhalt gelockt und vernichtet. Von der Höhe, auf der Margaretha mit ihrem Gefolge jetzt hielt, war deutlich zu erkennen, daß das Centrum ihres Heeres bereits vor dem Anprall des Feindes zurückgewichen, daß man die besten Kräfte aufgehoben, ein Durchbrechen der Mitte noch zu verhindern.

König Albrecht schien es darauf abgesehen zu haben, das Heer der Königin zu zertheilen; gewaltige Reitermassen stürmten gegen die bereits schwankenden Kolonnen Fußvolk des Centrums, ihr Ziel schien das Zelt der Königin zu sein, König Albrecht dürstete danach, die Feindin persönlich in seine Gewalt zu bekommen.

Eine fest geschlossene Schaar dänischer Ritter wirft sich den Angreifern entgegen, die Schweden theilen sich, und während dort ein Wald von Lanzen sich gegen die Dänen senkt, bricht eine glänzende Ritterschaar, an ihrer Spitze der König, durch die Intervalle der Fußtruppen und

sprengt direkt gegen das Zelt Margaretha's, welches dieselbe glücklicherweise vor einer halben Stunde verlassen hatte.

König Albrecht, weithin kenntlich am gekrönten Helm und den um den Panzer geschlagenen Hermelin, hat schon die Reihen der Bogenschützen durchbrochen, es steht ihm nichts mehr entgegen, in zehn Minuten kann er die Wagenburg und das königliche Zelt erreicht haben, dann ist die Schlacht verloren. Findet er auch die Königin nicht im Zelt, so muß doch das ganze Heer Margaretha's glauben, daß sie in die Hände des Schweden gefallen und damit der letzte Muth ihrer Getreuen sinken.

Der Blick der Königin umdüstert sich. Die Schlacht ist verloren, ihr Heer zersprengt, sie kann nicht einmal flüchten, denn neben und vor ihr schäumt das reißende Wasser, dieser unselige Bergstrom, den Keiner gesehen, der Keinem bekannt gewesen war. Wo sollte sie sich hinwenden, ohne daß der Blick ihres Feindes sie erspähte? Vernichtet ist die stolze Hoffnung ihres Lebens, gestern noch Königin zweier Reiche und schon begrüßt von dem Adel und der Geistlichkeit des dritten — heute vielleicht in wenig Minuten die Gefangene des Tyrannen, der sie aus tiefster Seele haßt.

Da tönt ein Freudenschrei. „Sieg!" jauchzt Edda Olfström, „schaut dorthin, Königin, das Banner des Grafen Brahe!"

Nicht minder als in der Brust Margaretha's mochte die bange Erwartung Edda das Blut fieberheiß durch die Adern getrieben haben, und sie hätte sich wohl lieber in

die schäumenden Fluthen des Bergstromes gestürzt, als sich den Reitern König Albrecht's ergeben.

Jubelruf braust durch die Reihen der Dänen und Norweger, im Rücken der sie bedrängenden Feinde stürmt die gepanzerte Schaar Brahe's gleich einer blitzenden Kaskade von den Höhen herab, verwirrt, betäubt stutzen die Krieger Albrecht's und stäuben aus einander, flüchtige Massen reiten die eigenen Truppen nieder, es ballen sich ganze Knäuel von Flüchtigen zusammen, die nicht wissen, wohin sie sich wenden sollen, von allen Seiten droht der Feind.

König Albrecht hat mit seiner Schaar die Wagenburg erreicht, als der Jubel der Feinde in seinem Rücken ihm verkündet, daß den Seinigen ein Unheil geschehen. Das Zelt der Königin ist leer, und wie er sich umschaut, sieht er seine siegreichen Truppen zersprengt, flüchtig, ganze Kolonnen strecken die Waffen.

Er spornt sein Roß, sich mit der Ritterschaar, die ihn begleitet, durchzuschlagen, da sieht er vor sich auf der Höhe die Königin mit ihrem Gefolge, nur von wenig Gewappneten geschützt, und schadenfroh erglüht sein Auge — hat er auch die Schlacht verloren, seine Feindin ist in seiner Gewalt, das ist so gut wie ein Sieg — ist Margaretha seine Gefangene, so muß ihr Heer von ihm den Frieden erbetteln.

Der König weiß es, daß Margaretha ihm nicht entrinnen kann. War auch der Königin und ihren Heerführern von diesem Punkte aus die vom Bergwasser durchströmte Schlucht verborgen geblieben, so kannte Albrecht

dieselbe genau; er hatte sich durch dieselbe gegen jede Umgehung gesichert geglaubt. „Da ist die Dänin!“ rief er, „diese Beute kann uns nicht entgehen!“ und die Rosse spornend, daß sie bluteten, stürmte die Ritterschaar vorwärts.

Graf Brahe hatte, als er wie ein Unwetter von den Höhen niederbrach, die Gefahr nicht bemerkt, die den Zelten der Königin drohte, jetzt aber sah er die Reiterschaar, welche von dort aus gegen die Schlucht steuerte, und ahnend, was vorgehe, ließ er die Trompeten schmettern und sprengte vorwärts, die Königin zu retten.

Es war ein entsetzlicher Moment für die Königin und ihre Damen, eben noch aus tiefster Verzweiflung aufjauchzend, hatte der nächste Augenblick neuen, noch furchtbareren Schrecken für sie, und das in zitternder Angst spähende Auge erkannte, daß keine Rettung möglich; ehe Brahe mit seinen Reitern herankommen konnte, vermochte König Albrecht schon ihre Wache niedergehauen und mit seinen Gefangenen die Flucht ergriffen zu haben; zwischen der Königin und Brahe war ja das reißende Wasser, Brahe mußte einen weiten Bogen machen, sie zu erreichen.

Schon nahen die Ritter Albrecht's, schon sind in den hoch aufwirbelnden Staubwolken die Schärpen der Ritter zu erkennen, noch wenige Minuten und die Königin ist in ihren Händen, mag auch die Leibwache sich hinopfern, einer dreifachen Uebermacht ist sie nicht gewachsen.

Es flammt düster auf in den Augen Margaretha's. „Lieber todt als gefangen!“ ruft sie, „ergebt Ihr Euch, ich stürze mich in die Fluthen.“ Sie wendet das Roß und Edda folgt ihrem Beispiel, auch sie will lieber sterben,

als in die Hände Albrecht's fallen, da ist es Beiden plötzlich, als geschähe ein Wunder. Eine Schaar Ritter naht von jenseit der Schlucht, voran der „Enterbte" und der „Rächer". Sie haben die Gefahr erkannt, in der die Königin schwebt, und wagen das Unerhörte. Die Gepanzerten stürzen sich mit ihren Rossen in die reißende Fluth — können sie die Königin nicht retten, so wollen sie auch zu Grunde gehen. Das Gefolge der beiden Ritter zögert, ihnen nachzusetzen, aber das Glück ist den Kühnen hold, der „Enterbte", der zuerst den Sprung gewagt, leitet das schwimmende Roß geschickt durch die Strömung und findet eine Furth, der „Rächer" folgt ihm, und als Hako glücklich das jenseitige Ufer erreicht, da folgt die ganze Schaar, sie wirft sich den Rittern König Albrecht's entgegen. Der König stutzt, es scheint, daß ihm die Feinde aus dem Erdboden ersteigen. Das ist wie Zauberspuk, ein Lanzenstoß des „Rächers" und er stürzt vom Pferde, ein kurzer Kampf und seine Ritter, betäubt von dem unerwarteten Ueberfall, senken die Lanzen und strecken die Waffen, da sie sehen, daß ihr König und Feldherr gefangen ist.

Die Scene, die wir hier mit vielen Worten gemalt, war das Werk weniger Minuten, und der ungeheure Wechsel der Eindrücke, der sich für die Königin und ihre Damen in den Raum einer kurzen Spanne Zeit drängte, war von so gewaltigen Erregungen begleitet, daß die Frauen kaum die einzelnen Momente zu fassen vermochten, und, als das Handgemenge mit dem Waffenstrecken der Feinde endete, wie betäubt vor sich hinstarrten, als könnten sie noch nicht glauben, was geschehen.

Da stand die Königin, eben noch verzweifelt und jetzt den Blick geheftet auf den Mann mit dem gekrönten Helm, den man vom Boden aufrichtete, dem man das Schwert genommen und den man jetzt vor sie führte als ihren Gefangenen.

Der Mann trug die Krone als Preis dafür, daß er die Waffen gegen ihren Vater geführt, Margaretha hatte von Jugend auf in ihm ihren Feind gesehen, und als er es gewagt, ihr seine Hand anzutragen, das als einen Schimpf hingenommen. Mit allen Mitteln der Verleumdung, mit dem Gifte, das ein Frauenherz am tiefsten verletzt, hatte er sie bekämpft, ihre Ehre angetastet als Königin, als Mutter und als Weib, jetzt stand er vor ihr mit gesenktem Haupt, ein Besiegter, Entwaffneter, Gefangener.

Der Blick der Königin streifte das Antlitz Edda's, und sie las es aus den Augen der Gräfin, welche Rache dieselbe fordere.

„Führt den Gefangenen hinweg und bewahrt ihn sicher," so ertönte die Stimme Margaretha's, „ich will ihn nicht sehen und nicht mit ihm verhandeln. Ich betrachte ihn nicht als einen rechtmäßigen, von Gott eingesetzten König, sondern als einen Abenteurer, einen Partisan der Hansa, der die ihm aufgetragenen Pflichten gegen Schweden nicht erfüllt, das Land geknechtet und den Thron mit Blut und Verbrechen befleckt hat. Ich werde ein Gericht einsetzen, ihm das Urtheil zu sprechen."

Eine lautlose Stille herrschte, während die Königin sprach, und auch als sie geendet, wagte Keiner ein Wort

zu sprechen, bis man den Gefangenen gleich einem Verbrecher weggeführt hatte. Die Härte der Siegerin mußte einem Jedem gerecht erscheinen, aber wollte Margaretha den König nicht als Kriegsgefangenen, sondern als einen Verbrecher behandeln, über den sie Gericht halten ließ, so erklärte sie sich damit zur Königin von Schweden und forderte die Hansa heraus, den von ihr eingesetzten Fürsten zu schützen.

Die Königin bemerkte, welchen Eindruck ihre Worte gemacht, aber das änderte ihre Entschlüsse nicht.

„Wo sind die Ritter," rief sie, und der Ausdruck ihrer Züge ward plötzlich ein anderer, als habe sie eine unangenehme Angelegenheit erledigt und wolle dieselbe jetzt vergessen, „wo sind die Ritter, denen wir unsere Rettung danken? Wer sie auch seien, was sie auch bewogen haben mag, ihren Namen und ihr Antlitz zu verbergen, sie sollen nicht nur meinem Throne fortan die Nächsten sein, ich will ihnen jeden Dank, jede Gunst gewähren, die ich als Königin und als Weib tapferen Männern zu spenden vermag."

„Sie scheinen den Dank zu verschmähen, Königin," versetzte Edda, als Margaretha vergeblich mit dem Auge nach den Rittern suchte, „ich sah sie zuletzt im Handgemenge kämpfen, nachdem der ‚Rächer' Albrecht von Mecklenburg in den Sand geworfen, ich habe sie schon vergebens zu erspähen gesucht."

„Man soll sie suchen, man muß sie finden!" rief Margaretha, und es malte sich fast Schrecken und Bestürzung in ihrem Antlitz. „Tausend Spezies Dem, der sie zu mir führt. Aber da ist Graf Brahe."

Der Führer der schwedischen Ritter verneigte sich tief vor der Königin.

„Der Sieg ist erfochten," sagte er, „aber ich zitterte für Euer Leben. Wer hat Euch gerettet? Seid Ihr durch die Luft geflogen?" fragte er einen der Ritter, welche mit Hako und Moltke über das Bergwasser gesetzt.

„Der ‚Enterbte' führte uns," lautete die Antwort, „wir setzten durch den Strom."

Der Graf schüttelte den Kopf, als könne er den Worten nicht glauben.

„Hätte ich es nicht selbst gesehen," nahm die Königin das Wort, „ich hielte es für ein Wunder."

„Königin," flüsterte Brahe, indem er sein Roß dicht zur Seite Margaretha's lenkte und auf einen Wink von ihm das Gefolge zurückblieb, „ich wollte schon mit Bolzen auf die beiden Ritter schießen lassen, die wider meinen Befehl eigenmächtig mit der ihnen anvertrauten Reiterschaar den Weg hieher einschlugen, anstatt, wie ich befohlen, gegen das Gottländer Regiment einzuschwenken. Die Ritter müssen instinktmäßig die Gefahr, die Euch bedrohte, geahnt haben, ich glaubte schon an Verrath, als sie in anderer Richtung davon jagten. Jetzt danke ich Gott, daß es geschehen, Ihr waret verloren ohne diese That, und einen solchen Ritt wagt Keiner, der nicht sterben will, wenn er nicht retten kann."

„Das habe ich auch gefühlt, Graf Brahe. Warum sagt Ihr mir das in so geheimnißvoller Weise?"

„Wißt Ihr, wer die Ritter sind? Habt Ihr eine Vermuthung? Ich sehe sie nicht."

„Ich gab den Befehl, sie zu suchen. Ich werde nicht ruhen, bis ich ihnen meine Dankbarkeit bewiesen habe."

„Sie wären nicht verschwunden, wollten sie sich finden lassen," versetzte Brahe. „Ich habe eine Ahnung, doch mag ich davon nicht reden, ich bin es den Braven schuldig, ihr Geheimniß zu hüten. Aber ich habe Euer königliches Wort, daß Ihr ihnen gnädig gesonnen seid? Ihr würdet, wenn eine Schuld auf ihnen lastete, um der heutigen That willen ihnen dieselbe verzeihen, sei die Schuld, welche es sei?"

„Sie ist gesühnt," antwortete Margaretha leise, aber mit fester Stimme.

(Schluß folgt.)

Ohne viele Worte.

Novelle

von

A. Kistner.

1. (Nachdruck verboten.)

Helene Olten hatte nach dem Tode ihres Mannes die erste Reise gemacht und in der Familie ihres Bruders das Weihnachtsfest gefeiert. Sie dachte jetzt an die Kinderschaar zurück, die sie soeben verlassen, für die sie die gute Tante sein durfte und stets bleiben würde.

Man nannte sie eine wohlhabende Wittwe, wie man sie, vor ihrer Verheirathung, ein armes Mädchen genannt hatte.

Die öffentliche Meinung irrte in beidem. Was ihr von den Eltern als Erbtheil zugefallen, hatte sie dem Bruder geschenkt. In ihrer Ehe war sie versorgt, Kinder besaß sie nicht. Ihr Mann litt mehrere Jahre, bevor er starb, sie pflegte ihn liebevoll und trug drei Jahre lang die Trauer, welche sie kürzlich abgelegt.

Helene Olten lebte jetzt von dem Miethsertrag ihres Hauses, auf dem noch Schulden hafteten, außerdem von den geringen Zinsen ihres kleinen Vermögens. Bei bescheidenen Ansprüchen reichte dies für ihre Bedürfnisse gerade aus.

Sie war dreißig Jahre alt; man meinte, sie würde sich wieder verheirathen, sie dachte aber nicht daran. Die Welt sagte, sie stehe auf sehr festen Füßen, womit man ihre Energie bezeichnen wollte; dennoch waren diese Füße klein wie ihre ganze Gestalt. Schön war sie nicht, kaum hübsch, aber eine gewisse Anmuth konnte ihr Niemand absprechen. Es lag etwas Heiteres in ihrem Wesen, und ihre dunklen Augen blickten gern lachend in die Welt, aber manche schwere Erfahrung, die sie schon gemacht, verschleierte mitunter ihre Freudigkeit.

Eben verklärte ein zufriedener Zug ihre Mienen; sie dachte jetzt mit Behagen an ihr Heim und an die Freude der alten Dienerin, die sie am Bahnhofe empfangen und in ihr wohl durchwärmtes trauliches Zimmer führen würde, wo um diese Zeit im Ofen der Theekessel summte und das kleine Service mit dem Zwiebelmuster auf dem Tische zu stehen pflegte.

Es war vier Uhr und ein kalter Tag im Januar; die Coupéfenster starrten unter einer so dichten Eiskruste, daß man nicht hindurch sehen konnte. Der Zug kam von Stuttgart, ging nach Frankfurt und dann weiter. Nur wenige Passagiere theilten den Wagen mit Helenen, einige Herren hatten sich in das nebenan befindliche Rauchcoupé zurückgezogen, wo es ihnen gemüthlicher erscheinen mochte.

Helene hüllte sich fester in ihren Pelzmantel, denn der Zug hielt und der Wind blies durch die geöffnete Thüre. Die Herren aus dem Rauchcoupé drängten sich in ihren dicken Ueberziehern durch den Gang, das Handgepäck zurücklassend, denn: „Wir kommen wieder, wir wollen nur

etwas Warmes trinken," rief Einer von ihnen dem Schaffner zu Gleich darauf stiegen sie wieder ein und traten eine Menge Schnee auf dem Wagenteppich ab.

„Brr, es ist kein Vergnügen, dies Reisen im Winter!" bemerkte der letzte der Herren und wollte die Thüre schließen, als Jemand hinter ihm hereinstieg.

Der Ankömmling, ein schlanker Mann mit bereiftem Vollbart, war mit einem Sommerüberzieher bekleidet. Die kleine Coupélampe beleuchtete eine hohe Gestalt, ein edelgeschnittenes Gesicht und ein Paar unruhig flackernde Augen unter dem tief in die Stirn gedrückten breitkrämpigen Hute.

Er konnte so bald keinen ihm passenden Platz finden, suchte danach, öffnete auch die Thüre des Rauchcoupé's, sah hinein und schloß dieselbe rasch wieder Endlich warf er sich auf den Sitz Helenen schräg gegenüber. Er hatte die Handschuhe ausgezogen und legte seine Hand über die Augen, eine entnervte Hand, mit der er unruhig hin und her fuhr.

Nicht zwei Minuten saß er auf einer Stelle, er lehnte den Kopf in die Polster und richtete sich wieder empor, er öffnete seinen Rock und knöpfte ihn wieder zu. Seine Hand zitterte, jetzt sprang er auf, nahm den Hut ab, das Licht der Lampe fiel auf sein Gesicht. Es war erdfahl, seine Lippen waren bleich, dennoch hatte Helene ihn erkannt.

„Otto — Herr Armfeld!" rief sie. „Oder irre ich mich?" setzte sie leiser hinzu, als er, wie aus schwerem Traum erwachend, in ihr Gesicht starrte.

„Ah, Frau Helene," sagte er. „Verzeihen Sie, ich hatte Sie nicht gesehen."

Es war ihm offenbar nicht lieb, sie zu treffen.

Helene merkte es wohl, dennoch fragte sie ihn: „Sind Sie krank, Armfeld, oder waren Sie es?" Ihr Ton klang sanft und theilnehmend.

Er sah flüchtig zu ihr auf und sagte hastig: „Nein, o nein! Warum fragen Sie so?"

„Weil ich Sie verändert finde, seit ich Sie zuletzt gesehen. So verändert, daß ich Sie kaum erkannte."

„Zum Teufel, man wird älter!" Er lachte kurz auf. „Sie freilich nicht, Helene, ewig jung und ewig —" Er wollte noch etwas hinzusetzen, schwieg aber.

„Sie sind doch noch in dem Bankgeschäft in Karlsruhe?" fragte sie wieder.

„Ja, ja!"

„Eine angenehme Stellung, nicht wahr? Sie haben Glück gehabt, dieselbe zu erhalten?"

Er antwortete jetzt nicht; es schien ihm peinlich, mit ihr zu sprechen, überhaupt zu sprechen.

Helene dachte, er müsse krank sein. Hatte wohl gar sein Verstand gelitten? So seltsam war er ihr noch nie vorgekommen. Wieder richtete sie das Wort an ihn: „Wie befindet sich Ihre Mutter?"

Er zuckte zusammen, nur mit Anstrengung rangen sich die Worte von seinen Lippen: „Danke, immer das alte Leiden — Nerven. Arme, arme Frau!"

„Den Tod Ihrer Schwester konnte die liebe Frau wohl nur schwer verwinden? Es kam so plötzlich."

Helene erhielt keine Antwort und setzte mit herzlichem Tone hinzu: „Jetzt sind Sie ihr einziges Glück."

Es klang ihr, als ob Armfeld tief aufseufzte, aber sie konnte es bei dem Rasseln des Wagens nicht genau hören.

Jedenfalls wünschte er jetzt nicht mehr zu sprechen, hüllte sich in seine Reisedecke und schloß die Augen.

Helene konnte keinen Blick von ihm wenden. War das der Knabe, mit dem sie als Nachbarskind so gern und fröhlich gespielt hatte? Den sie lieb gehabt wie einen Bruder, dann später ihr selbst unbewußt noch inniger. Sie wurde sich erst klar darüber, als sie erfuhr, daß er ihrer nicht werth sei.

Da hatte sie ihr Benehmen gegen ihn geändert. Sie machte ihm keine Vorwürfe, dazu hatte sie kein Recht; aber seine Neckereien, seine Scherze riefen nicht mehr, wie ehedem, ihr fröhliches Lachen hervor. Sie hatte kaum einen Blick für ihn, der sich nach wie vor um sie mühte. Da nannte er sie spottend „Eisblümchen", und den Namen behielt sie; Gott allein wußte, wie wenig derselbe ihr zukam.

Die Jahre ihrer Ehe trennten sie noch mehr von dem Jugendgespielen. Helene wurde Wittwe, sie spendete und erwarb viele Liebe. Für Otto Armfeld war sie eine Fremde geworden seit langer Zeit.

So sahen sie sich an diesem Januarnachmittage wieder.

Otto Armfeld hatte noch immer die Augen geschlossen, aber seine Brust hob und senkte sich stürmisch, oft sogar klang es wie Keuchen. Er mußte schwer leiden. Helene sah es wohl. Was konnte sie thun?

Nun hielt der Zug wieder. Die Herren aus dem Rauchcoupé stiegen aus; der Raum war jetzt leer.

Helenens Gegenüber sprang auf. „Endlich!“ hörte sie ihn leise murmeln.

Er wollte in das Rauchcoupé eintreten, jetzt wandte er sich. Die gute Form verlangte, daß er sich von seiner Reisegefährtin verabschiedete.

Er stotterte etwas von einer Cigarre, die er rauchen wolle und reichte ihr die zitternde Hand; sie verstand kaum die Worte, mit denen er ihr Adieu sagte. Freundlich solle sie an ihn denken —, war es nicht so? Seine Mutter — was war's denn mit seiner Mutter? Er hatte sie auch „Lenchen“ genannt, wie in der Kinderzeit; dann war er gegangen.

In unsagbarer Angst blieb Helene zurück. Ihr Herz klopfte, alle ihre Pulse schlugen. Hilfesuchend sah sie um sich. Sie begegnete nur stumpfer Gleichgiltigkeit. Ihre Mitreisenden schliefen meist und zwei Damen, die leise plaudernd in der Ecke saßen, konnten ihr doch nicht sagen, was sie wissen wollte.

Ja, was wollte sie denn eigentlich wissen?

Sie denkt nicht, sie fühlt nur. Ist sie im Fieber, träumt sie, ist sie wahnsinnig? Eine Ahnung, daß irgend etwas Fürchterliches geschehen müsse, hatte sich ihrer bemächtigt und verwirrte ihre Sinne.

Nur wenige Minuten noch — sie fühlte, daß sie keine Zeit zu verlieren habe, wankenden Schrittes öffnete sie die Thüre des Rauchcoupé's und sank mit einem leisen Schrei dort auf die Polster nieder.

Otto Armfeld beugte sich herab zu seinem kleinen Handkoffer, der geöffnet vor ihm auf dem Sitz stand. Er bestrebte sich, etwas zu verbergen, sie hatte es aber doch gesehen, es war eine Pistole. Darum ihr leiser Schrei, darum sein Erschrecken, als sie zu ihm trat.

Beide waren einen Augenblick wie versteinert, in beider Antlitz malte sich Entsetzen.

Helene faßte sich zuerst. Mit bebenden Lippen fragte sie: „Um Gottes willen, Otto, was wollten Sie thun?“

Weshalb ihr Rechenschaft geben? Wozu ihre Frage? Er begriff nicht, wie sie dazu kam, ihn zu überfallen. Seine Worte waren unzusammenhängend, ohne Sinn.

„Sie wollten sich erschießen?“ sagte sie und setzte, ohne eine Antwort abzuwarten, hinzu: „O, wie entsetzlich!“

„Welch' ein Gedanke!“ murmelte er; er wollte jetzt lächeln und that es wie ein Sterbender, matt, mit aller Anstrengung.

In stürmischer Hast jagten die Gedanken durch Helenens Hirn. In einer Minute faßte sie eine Menge Entschlüsse und vernichtete sie wieder.

Wie konnte sie jetzt überlegen, ruhig, ernstlich?

Dennoch mußte sie es, nie würde sie sich's vergeben, wenn sie es nicht könnte! So lange sie in seiner Nähe bleibt, wird ihr Jugendfreund keine Hand an sich legen, sie wird es zu verhindern wissen! Aber später —!

Sie sprang auf und wollte das Fenster öffnen, es war eingefroren, ihre Kraft reichte nicht aus, sie sah sich nach Armfeld um: „Oeffnen Sie!“ bat sie.

Er gehorchte mechanisch. Er rüttelte an dem Fenster,

Helene stand hinter ihm, sie nahm etwas aus seinem Koffer, er sah es nicht. Er verdoppelte seine Anstrengungen. Endlich sank das Fenster nieder, der Zug fuhr eben über eine Brücke und über Armfeld's Kopf hinweg flog etwas Schweres in's Wasser.

Hastig wandte er sich um. „Was war das?"

„Ihre Pistole," antwortete seine Gefährtin ernst.

„Helene!" Er stand drohend vor ihr.

Sie ließ sich nicht einschüchtern, sie schloß jetzt selbst das Fenster wieder und hüllte sich fröstelnd in ihren Mantel.

Nach einer kleinen Weile streckte sie Armfeld die Hand hin und sagte sanft: „Haben Sie Vertrauen zu mir — ich will Ihnen helfen!"

Er fuhr auf. „Ich weiß nicht, was Sie eigentlich wollen?"

Sie sah ihn voll tiefen Mitleids an. Wie krank mußte er sein, um diesen harten Ton für sie zu finden. Aber gerade auf ihr Ziel losgehend, sagte sie: „Sie haben wieder gespielt, Armfeld!"

In ihrem Ausruf lag keine Frage, kaum ein Zweifel.

Der Unglückliche schwieg.

„Antworten Sie ‚nein', wenn es nicht wahr ist."

Keine Antwort.

Und wiederum fragte sie: „Wie viel ist es?"

Er wandte sich noch mehr ab. In die Ecke des Wagens gedrückt, schien er in düsterem Schweigen verharren zu wollen.

Helene rang die Hände. „O Gott, was soll ich thun? Sprechen Sie doch, Sie Unglückseliger! Fühlen Sie es

denn nicht, wissen Sie denn noch nicht, daß Sie sich auf mich verlassen können?"

Sie rückte nahe zu ihm und flüsterte: „Otto, um Ihrer Mutter willen — haben Sie Vertrauen zu mir. Wie viel ist es?"

Und nun sagte er leise: „Neuntausend Mark."

„Aus der Geschäftskasse?"

Er nickte; dieses Examen war ihm qualvoll. Natürlich, er hielt es für ganz fruchtlos. Was sollte nun geschehen? Wäre sie nicht gekommen, so wäre jetzt schon Alles vorbei gewesen.

„Lassen Sie uns zusammen überlegen, was geschehen soll," fuhr Helene fort. „Wir müssen einen Entschluß fassen."

„Den hatte ich gefaßt," entgegnete er bitter und vorwurfsvoll. „Sie haben mich an der Ausführung gehindert."

In Helenens Seele regte sich die Empfindung einer großen Verantwortung. Was das Leben ihm noch Schweres bringen mochte, fiel ihr zu Last. Und doch wußte sie klar und bestimmt: sie hatte recht gethan. Unter diesen Eindrücken sagte sie: „Ich werde Ihnen das Geld verschaffen."

„Unmöglich! Wie könnten Sie?"

„Das ist meine Sorge. Aber Zeit muß ich haben."

Er fuhr auf. „Zeit? Ja, die habe ich nicht. Morgen schon wird Alles entdeckt sein. Geben Sie es auf, Helene, mir zu helfen — oder wollen Sie es wirklich, nun gut, dann schenken Sie mir fünf Mark, damit ich mir eine neue Pistole kaufen kann. Ich habe kein Geld mehr, nicht ein-

mal dazu genug, und Sie haben meinen letzten Trost in's Wasser geworfen. In den Anlagen am Main — dort, ja dort wird mich Niemand hindern. Geben Sie mir fünf Mark."

Sie wandte sich schaudernd ab. „Schämen Sie sich, Armfeld!"

„Warum sind Sie so hart gegen mich, so rauh? Kein gutes Wort finden Sie für mich." Er drückte seinen Kopf in die Kissen und schluchzte jetzt wie ein Kind.

„Armfeld, ich will Ihnen helfen. Ist das nicht besser als schöne Worte? Ich will Ihnen wie ein treuer, redlicher Freund die Hand reichen, um Sie empor zu ziehen, aber Sie müssen diese Hand nicht zurückweisen, denn sonst bin ich machtlos."

Ihre Stimme klang traurig, aber gleich darauf setzte sie ermuthigend hinzu: „Nun seien Sie ein Mann! Sie glauben nicht, welche Qual es mir bereitet, Sie so zu sehen."

Das war ein gutes Wort und ließ die Augen des Unglücklichen sich hoffend zu seiner Trösterin erheben. Er drückte Helenens Hand und nun erzählte er.

Die alte Geschichte, so monoton und so traurig, von verbotenem Spiel und Hazard. Er war Kassirer in dem Bankgeschäft — morgen schon war Kassenab[illegible]luß. Morgen schon würde man ihn suchen. Wenn [illegible] sein Fortgehen entdeckte, würde ein Steckbrief [illegible] Zeitungen erlassen werden.

„Ich werde morgen das Geld vom Bankier holen, heute sind die Comptoire geschlossen, wenn wir in Frank-

furt ankommen," sagte Helene. „Vielleicht kann ich das Geld auf mein Haus aufnehmen, eine zweite Hypothek. Morgen wollen wir Alles ordnen. Reisegeld müssen Sie auch haben. Mit dem Mittagszuge können Sie nach Hamburg fahren."

Armfeld fügte sich ihren Anordnungen willig und nickte nur mechanisch zu dem, was sie bestimmte. Dann schlug sie ihm vor, die Nacht in Westendhall zu logiren, und stellte ihm ihre Börse zur Verfügung. Andern Tags um neun Uhr solle er zu ihr kommen, sie hoffe, daß bis Zehn Alles geordnet sein könne.

Dagegen lehnte er sich auf. In Westendhall dürfe er nicht logiren, überhaupt in keinem Hotel. Würde sein Fortgehen bekannt und faßte man Verdacht gegen ihn, so frage die Polizei zuerst in den Hotels nach.

Aufregende, qualvolle Bedenken, Sorgen, die Helene bis zu dieser Stunde nicht gekannt, beschäftigten die beiden angstvollen Menschen noch lange Zeit.

Sie entschloß sich endlich, Armfeld die Nacht in ihr Haus aufzunehmen. Sowie sie am andern Tage das Geld erhalten habe und er fort sein würde, wollte sie selbst nach Karlsruhe fahren und dasselbe seinem Bankhause überbringen.

In Frankfurt angekommen, traten sie den Weg nach Helenens Wohnung an. Hanne, die alte Dienerin, die ihre Herrin auf dem Bahnhofe erwartet hatte, trug die Handtasche. Sterne funkelten am Himmel und der Mond breitete sein glänzendes Licht über die Schneefläche. Schnee, wohin man sah. Auf den Dächern, den Bäumen und

Büschen der Anlagen, knisternd unter den Füßen der Dahinschreitenden.

Niemand redete. Jeder hatte vollauf mit seinen Gedanken zu thun, sogar Hanne, die, als sie sich Frau Olten's Hause näherten, ohne daß der ihr Unbekannte Miene machte, sich zu empfehlen, ihrer Dame zuflüsterte: „Bleibt er zum Thee bei uns?"

Helene nickte und die Umsichtige überlegte, ob für einen Gast auch noch etwas zur Vervollständigung des Theetisches zu besorgen sei.

In dem Heim der jungen Frau war Alles in bester Ordnung. Wohlthuende Wärme strömte den Eintretenden aus Helenens Wohnzimmer entgegen. Die Einrichtung war einfach, aber behaglich. Ein dunkler Teppich bedeckte den Boden, hübsche Stahlstiche in Goldrahmen schmückten die Wände; braune Polstermöbel, vor dem Sopha ein weißgedeckter Tisch, vor den Fenstern blühende Blumen vervollständigten den wohnlichen Eindruck.

„Nun machen Sie es sich bequem, lieber Freund, ich will gleich das Fremdenzimmer für Sie herrichten lassen," sagte Helene gütig.

Hanne war sehr erstaunt. Wie kam ihre Frau dazu, einen wildfremden Herrn am Abend in's Haus zu bringen und nun gar die Nacht über da zu beherbergen? Dergleichen war nie geschehen. Dagegen mußte sie Einsprache erheben. Sie folgte Helenen in's Schlafzimmer und begann: „Aber, Frau Olten —"

Doch Helene sagte: „Sei doch still, es ist ja Herr Armfeld."

„Otto?“ fragte Hanne mit der Vertraulichkeit, die sich ältere Dienstboten oft erlauben. „Den hätte ich aber nicht wieder erkannt, Gott bewahre, hat der sich verändert! Ich glaube, er ist krank, der arme Mensch! Aber wer reist auch bei dieser Bärenkälte mit einem Sommerüberzieher? Nun läßt sich unser Fremdenzimmer nicht heizen. Was fangen wir an? Wenn er uns nun ernstlich krank wird?“

Dies war ein Fall, an den Helene noch nicht gedacht hatte. „Großer Gott, das wäre furchtbar!“

Zum Arzt sollte Hanne nicht gehen, aber wenn sie Herrn Armfeld ihr Stübchen abtreten wollte, so wäre das für Frau Olten eine Beruhigung, und sie nannte Hanne ein gutes Geschöpf, als diese sich dazu bereit erklärte.

Fürsorglich mühte sich jetzt die Alte um den Leidenden. Alsbald bekam er trockene Strümpfe und Schuhe an seine gänzlich durchnäßten Füße, dann heißen Thee mit Rum. Sie bestand darauf, daß er sich nach einer Stunde in ein wohl durchwärmtes Bett legte, wo er erschöpft sofort in tiefen Schlaf sank.

Helene dagegen saß die ganze Nacht aufrecht in ihrem Bette. Sie sann, überlegte und rechnete. Am Morgen erst gelang es ihr, einzuschlafen, so daß sie sich beim Aufstehen sehr erschöpft fühlte.

Armfeld aber erschien als ein Anderer. Er sah nicht mehr so bleich, so verstört aus. Ja, heute würde Hanne ihn gleich wieder erkannt haben, trotz des großen Bartes.

Er trat Helenen mit ruhiger Festigkeit entgegen und reichte ihr die Hand, welche nun nicht mehr zitterte. Er

vermochte jetzt selbst zu denken, ihr seinen Rath zu geben und Vorschläge, wie Alles einzurichten sei, zu machen.

Nach dem Bankier mußte Helene allein gehen, das ließ sich nicht anders ordnen.

Eine Stunde später befand sie sich dem Chef des Bankhauses, der ihr lange bekannt war, gegenüber.

„Zehntausend Mark? Und Sie wollen mir nicht sagen, zu welchem Zwecke?“ Der Mann war sehr ungehalten. Er glaubte sich verpflichtet, ihr Vorstellungen zu machen, sprach sogar von leichtherzigen Frauen, die mit Geld nicht umzugehen wissen.

Kopfschüttelnd holte er ihr endlich gegen Annahme ihrer Werthpapiere das Geld, sie unterschrieb den Empfangschein und er versprach, die Papiere, so gut er könne, für sie zu verkaufen.

„Wollen Sie das Geld gleich selbst mitnehmen, oder soll ich es Ihnen schicken?“ fragte er.

Sie wünschte es gleich mitzunehmen und verwahrte die Scheine in ihrer Brieftasche, dann ging sie.

Unterwegs entschloß sie sich, wenn sie am Nachmittage das Geld selbst nach Karlsruhe bringe, sich Armfeld's Garderobe geben zu lassen und dieselbe ihm nach Hamburg nachzuschicken, so hoffte sie, alles Gerede über seine Entfernung abzuschneiden.

Sein Pelzrock hing noch in dem Vorzimmer des Bankgeschäfts. Armfeld hatte ihn dort absichtlich gelassen, als er sich am Nachmittage fortschlich. Man sollte seine Abwesenheit erst später bemerken. Alles dieses hatte er ihr gestern Abend noch anvertraut.

Sie fand Armfeld einen Brief an seine Mutter schreibend, er sah tief unglücklich aus, ja, sie glaubte, daß eine Thräne in seinem Auge schimmere.

Als er Helene bemerkte, sprang er auf und blickte sie gespannt an. Sie nickte nur und sagte einfach: „Ich habe das Geld."

Nun nahm er ihre beiden Hände und hielt sie fest in den seinen. „Helene, ich danke Ihnen — ich kann nicht viele Worte machen."

„Die verlange ich auch nicht." Sie war ihm gegenüber seit heute Morgen verlegen. Er fand ihr Benehmen kalt und dachte wieder an das Eisblümchen. Aber hatte er es denn anders verdient?

Noch einmal begann er: „Helene — Frau Ollen — ich bin ein leichtsinniger Mensch gewesen, mein Leben lang, aber ich schwöre Ihnen, daß ich als ein Anderer wieder zu Ihnen komme, früher oder später."

„Schwören Sie nicht," ermahnte sie ihn, wollte noch etwas hinzusetzen, schwieg aber. Was sie dachte, was sie in diesem Augenblicke fühlte, vermochte sie nicht auszusprechen.

Vor ihr stand er, ein ernster, kraftvoller Mann, ein Anderer als gestern Abend. Der vom gestrigen Tage schien abgethan, nicht einmal die äußere Erscheinung war geblieben. Diesem von heute konnte Helene vertrauen und sie that es voll und ganz.

„Warum wollen Sie nach Amerika. Bleiben Sie hier. Wenn Alles geord[illegible] [illegible]n —"

Er unterbra[illegible] [illegible]t das Ihr Ernst?"

„Nein, nein, es ist besser, Sie gehen. Hier ist es zu schwer für Sie, ein anderes Leben zu beginnen."

„Das meine ich auch."

Unter allem Besprechen, Ordnen kam die Zeit zum Abgang des Zuges heran. Er hatte einige Worte an seine Mutter geschrieben, Helene wollte den Brief selbst der alten Dame nach Wiesbaden bringen und ihr mündlich die fromme Lüge erzählen, die Otto ausgedacht, um seine so plötzliche Abreise zu erklären; von der guten Stelle, die er so unerwartet in Amerika gefunden, wollte sie reden, und wie ihm der Abschied von der Mutter zu schwer geworden sein würde.

Auch eine Karte mit Armfeld's Namen steckte Helene zu sich, er hatte die Bitte darauf geschrieben, der Ueberbringerin sämmtliche Garderobestücke auszuliefern.

So schien wirklich an Alles gedacht zu sein. Witzel's Hotel in Hamburg wurde als Armfeld's Logis bis zu seiner Einschiffung verabredet. Tausend Mark nahm er für die Reise und den Anfang einer neuen Existenz mit sich.

Und nun kam der Abschied; in Armfeld's Gesicht zuckte es. Er konnte vor Bewegung kaum sprechen, endlich sagte er. „Helene, zu allem übermenschlich Guten, was Sie für mich thun, fügen Sie noch ein theilnehmendes, ein gutes Wort. Ein Wort, das mir hilft, wenn ich verzagen will."

Sie wendete sich ab, er deutete ihre Bewegung falsch, er sah ja ihre Thränen nicht, er sollte sie nicht sehen.

Ein schwerer Seufzer rang sich aus seiner Brust: „Also doch verachtet — von Ihnen! O Gott!"

Noch immer schwieg sie, noch immer stand sie abgewendet. Er mußte gehen, aber er hielt ihre Hand fest. „Lenchen," flüsterte er, „Lenchen, darf ich Ihre Hand küssen?"

Da schlang sie plötzlich ihre Arme um seinen Hals und drückte einen heißen Kuß auf seine Lippen.

Mit diesem Kuß hatte sie seine Seele gerettet und ihr Herz verloren.

2.

Am selben Nachmittage stand Helene vor Armfeld's Prinzipal. Sie hatte ihm das Geld im Namen seines bisherigen Kassirers überreicht und bat nun um eine Quittung.

Der Herr war im höchsten Grade überrascht. Der eben erfolgte Kassenabschluß hatte die fehlenden neuntausend Mark nachgewiesen. Aber wenn Armfeld im Stande war, die der Kasse entnommene Summe wieder zu ersetzen, warum ging er dann fort?

Die Ueberbringerin des Geldes hatte ein peinliches Verhör zu bestehen, sie kam sich vor, als sei sie eine Verbrecherin.

Während der Reise hatte sie sich auf alle diese Fragen vorbereitet, die ja so natürlich waren. Sie hatte auf alle eine Antwort sich zurecht gelegt, und doch, jetzt, wo sie reden sollte, konnte sie es nicht. Sie war eine schlechte Schauspielerin, sie war aber auch ein schlechter Anwalt für ihn, dessen Freisprechung von aller Schuld sie so gern erwirken wollte, über den ein mildes Urtheil zu hören sie so heiß ersehnte.

Flehend sah sie zu ihrem Inquisitor auf, sie hätte „Gnade, Gnade!“ rufen mögen.

„Beruhigen Sie sich, verehrte Frau,“ sagte der Bankier endlich, als er nur unzusammenhängende Sätze, einzelne Worte aus Helenens Munde vernahm. „Ich sehe schon, wie die Sache steht, ich will Sie nicht weiter quälen. Ist Armfeld auf dem Wege nach Amerika?“

Sie nickte. Dann plötzlich rief sie angstvoll: „Sie werden ihn doch ungehindert reisen lassen?“

Er sah sie mit mitleidigem Lächeln an. Sofort fühlte sie, was der Herr jetzt dachte und ein heißes Roth breitete sich über ihr Gesicht, ehe er noch fragte, in welchem Verhältniß sie zu Armfeld stehe.

„Wir sind Freunde aus der Kinderzeit, die letzten Jahre haben wir uns gar nicht gesehen. Um ihm gefällig zu sein, übernahm ich es, Ihnen das Geld zu bringen.“ Sie sah wie ein sechzehnjähriges Mädchen aus, während sie dies sagte, und auch ihr Benehmen war in diesem Augenblick nicht ihren Jahren angemessen.

„Darf ich fragen, ob Armfeld selbst Ihnen das Geld eingehändigt hat?“ fuhr der Bankier fort.

„Gewiß dürfen Sie's, aber es wäre freundlich, wenn Sie es nicht thun wollten.“

Der Bankier nickte und schrieb die verlangte Bescheinigung. Als er fertig war, sagte er halb zu sich selbst: „Zum Henker, wenn ich nur begriffe, warum der Armfeld das Geld nicht selbst wiederbringt. So auf und davon zu gehen, es ist unerhört! Gewiß hat er wieder gespielt. Das ist ein Elend, und die Polizei sollte, wo sie ein solches

Nest findet, es nur unnachsichtlich ausräuchern. Schade um den Armfeld, sonst ein tüchtiger Kerl, ein fixer Arbeiter!"

Die letzten Worte ließen Helenens Augen hell aufleuchten. Sie dankte dem Herrn, der nicht wußte, wofür, dann empfahl sie sich.

Als Helene, mit Hilfe von Armfeld's Hauswirthin, seine Garderobe nach der Post sandte, erfuhr sie, daß der Herr Armfeld stets lieb und freundlich gewesen sei. „Wohl freilich ein bischen leichtsinnig," setzte die Frau hinzu, „aber nicht sehr schlimm, viele junge Herren treiben es weit toller!"

Helene fühlte sich jetzt von einer schweren Last befreit, und als sie am nächsten Morgen wieder im Coupé saß, versank sie in süße Träumereien. Alle hatten gut und freundlich von Otto Armfeld gesprochen. Sie wiederholte sich jedes Wort. Ja, sie hatte einem Menschen mit gutem Kern das Leben gerettet, ihre Opfer waren keinem ganz Unwürdigen gebracht.

Jetzt erst fand sie Ruhe, an Vergangenes zu denken. Der heutige Tag, der gestrige erschienen im freundlichen Lichte vor ihrer Seele — der vorgestrige dagegen in tiefen Nebel gehüllt. Sie hoffte, daß es ihr gelingen würde, diesen Tag ganz aus ihrer Erinnerung zu verbannen. Sie dachte an Armfeld's Abschied, eigentlich nur an die letzten Minuten.

Ein warmer Impuls hatte sie hingerissen, aber sie bereute es nicht, ihm diesen zärtlichen Abschied gegönnt zu haben. Würde er von jetzt an seinem Dasein einen besseren Inhalt zu geben vermögen?

Sie glaubte einen festen Entschluß zum Guten in ihm wahrgenommen zu haben. O, keine Entsagung sollte ihr zu schwer werden, wenn sie annehmen durfte, er sei dadurch gerettet, ein braver Mann dem Leben wiedergeschenkt! Welch' eine beglückende Hoffnung!

Unter diesen freudigen Gedanken schloß sie die Augen und schlummerte mit einem seligen Lächeln ein. Sie fühlte eine tiefe innere Befriedigung und körperlich erschöpft, wie sie war, schlief sie fest und erwachte erst wieder, als sie in Frankfurt ankam, wo Hanne sie mit den Worten: „Na, nun ist die Reiserei ja wohl vorbei?" empfing.

3.

Helene fühlte sich nach all' dem Erlebten etwas angegriffen und gönnte sich einen Tag Ruhe, ehe sie Armfeld's Mutter aufsuchte. Dieser Tag verstrich ihr in sehr glücklicher Stimmung. Sie hatte eine gute That vollbracht, sich selbst genug gethan, sie hatte Freude am Leben, Muth für die Zukunft. Hanne sah ihre Herrin kopfschüttelnd an, wenn diese so still vor sich hin lächelte und die Fragen der Alten ganz überhörte. Sie konnte ja nicht wissen, daß in Helenens Herzen eine zarte Hoffnung erblüht war. Helene gab derselben jetzt noch einen falschen Namen, sie kannte ja den rechten noch nicht, und hätte ihr Jemand denselben genannt, so würde sie ihm nicht geglaubt haben. —

Frau Doktor Armfeld war eine schlanke, sehr zarte Dame, die früher schön gewesen sein mußte. Sie sprach abwechselnd von ihrem Sohn und ihren Nerven, beides

für ihre Umgebung eine Unterhaltung von zweifelhaftem Reize. Otto war in ihren Augen unfehlbar, über ihre Gesundheit beklagte sie sich in traurigem Tone und mit Recht. Etwas Energie würde ihr wohl gethan haben, aber sie wandte dieses Mittel nicht an. Sie hatte ein warmes Herz für ihre Mitmenschen, soweit die beiden Hauptinteressen ihres Lebens dieses zuließen, und gab den Armen oft in verschwenderischer Weise und über ihre Mittel hinaus. Dadurch und weil sie nicht recht zu wirthschaften wußte, gerieth sie manchmal in Geldverlegenheiten.

Für kleine Aufmerksamkeiten, die man ihr erwies, war sie sehr dankbar und hatte eine äußerst liebenswürdige Art, sich über eine Blume oder sonstige kleine Gabe zu freuen.

Im Ganzen war Frau Doktor Armfeld eine liebe Frau, nur erforderte ein längeres Zusammensein mit ihr viel Geduld. Da nicht alle Menschen über diese viel begehrte Eigenschaft verfügen, beschränkten sich meistens die Bekannten, welche sie aufsuchten, auf kurze Visiten.

Ueber Helenens Besuch hatte die Gute eine aufrichtige Freude. Als sie den Zweck desselben erfuhr und den Brief ihres Sohnes gelesen hatte, wurde sie von einem ihrer Nervenzufälle erfaßt. Schon oft angewandte Mittel brachten jedoch Linderung und jetzt lag sie auf dem Sopha ausgestreckt und weinte leise. Sie hatte Helenens Hand ergriffen, die sie festhielt.

„Und nun erzählen Sie Alles, Alles, liebes Kind, was Sie von Otto wissen!"

Wort für Wort erzählte Helene zum dritten Male die

Geschichte von Armfeld's Fortgehen, so wie sie dieselbe sich ausgedacht.

„Mein lieber, guter Junge!" schluchzte die Kranke, „so fort zu gehen, ohne seiner Mutter nur etwas zu sagen, ohne einen Ab chiedskuß. Aber es war Güte, Schonung meiner Nerven! Wohin kann ich ihm denn schreiben?"

Helene hoffte, daß Armfeld seiner Mutter bald eine Adresse mittheilen werde. Diejenige von Witzel's Hotel erschien ihr jetzt schon etwas unsicher.

„Mir ist Alles so unbegreiflich. Mein Gott, er war doch so gern in Karlsruhe, wurde dort förmlich von aller Welt angebetet. Ich wundere mich, daß man ihn gehen ließ. Freilich, was sollte man machen? Wenn er fort wollte, wird er seine guten Gründe gehabt haben. Es ist äußerst diskret von ihm, daß er nicht darüber spricht. Das sieht ihm ganz ähnlich."

Und nun folgte eine Schilderung von Otto's Vorzügen, welcher Helene mit frohem Lächeln zuhörte, bei der die Leidende sich augenscheinlich erholte, und die sie in's Unendliche fortgesetzt haben würde, wenn nicht ein Klopfen an der Thüre eine Störung verursacht hätte.

„Es wird Mieze Meerheim sein," meinte Frau Armfeld.

„Richtig gerathen, es ist Mieze Meerheim!" rief ein zierliches Geschöpf von vierzehn Jahren, mit dickem, schwarzem Zopf, kirschrothen Lippen, lustig blitzenden Augen und tänzelte äußerst behend in's Zimmer. Sie machte eine Pirouette, wobei ihr ein paar widerspenstige kleine Löckchen über die Stirn fielen, dann verbeugte sie sich wie eine Ballettänzerin und sagte: „Ich habe die Ehre!"

„Unkluges Ding!“ schalt sie die Doktorin lächelnd. „Siehst Du nicht, daß ich Besuch habe? Frau Olten aus Frankfurt.“

„Darf ich nun nicht hier bleiben?“ fragte Mieze mit affektirter Schüchternheit.

„Ich habe nichts dagegen, wenn Frau Olten es erlaubt.“

„Kennte sie mich, so würde sie es gerne thun!“ lachte die Kleine.

Helene reichte ihr freundlich die Hand. „Meinetwegen bleiben Sie getrost da, liebes Kind!“

„Sie? Bis zu meiner Konfirmation dürfen Sie ‚Du‘ zu mir sagen,“ erlaubte Mieze herablassend. „Uebrigens wäre es auch schade, wenn Sie mich fortschickten, denn Tante Armfeld mag es schrecklich gern, wenn ich zu ihr komme. Nicht, Tante Armfeld?“ fragte sie schmeichelnd und umarmte die Kranke stürmisch, die sich die unbequeme Liebkosung mit dem Ausdruck eines Opferlamms gefallen ließ.

„Also eine Verwandte?“ fragte Frau Olten.

„Nur Verwandtschaft meiner Wahl,“ antwortete Mieze vorlaut. „Tante Armfeld hat es mir erlaubt. Ich hätte ja sonst gar keine Verwandte, wenn ich mir nicht selbst welche anschaffte. Ich habe nur einen alten Großpapa und das ist doch zu wenig. Kennen Sie den Musiklehrer Burger in Frankfurt?“ — Helene kannte ihn nicht. — „Nun, das ist mein Großpapa.“

Und weiter erfuhr jetzt Helene in einem ununterbrochenen Redestrom, daß Marie Meerheim früh ihre Eltern

verloren, Geschwister nie besessen habe, daß sie jetzt bei ein paar älteren Fräulein erzogen würde, die in diesem Hause zwei Treppen hoch wohnten, daß der Großpapa Kostgeld für sie bezahlte und sie die Schule besuchte. Auch etwas von der Eisbahn und der Aengstlichkeit ihrer Erzieherinnen lief mit unter, dann unterwarf Mieze die häusliche Einrichtung und den Küchenzettel ihrer Damen einer Kritik, was Helene nicht sehr freundlich von ihr fand und ihr dies auch sagte.

Dafür erfuhr sie jetzt noch nicht, daß Mieze jedes Buch verschlang, das ihr vorkam, mit elf Jahren „die Räuber", „Kabale und Liebe" und andere Sachen heimlich gelesen hatte und nun seit geraumer Zeit zu den Romanen der Marlitt und Werner übergegangen war. Daß infolge dessen die Schulzeugnisse des kleinen Fräuleins nicht besonders ausfielen und allerlei Liebesgeschichten statt der französischen Verben und der deutschen Grammatik in dem jungen Köpfchen herumspukten, würde sie ohnedem nicht verrathen haben.

Frau Doktor Armfeld hatte die Augen geschlossen. Die Unterhaltung der Beiden wurde ihr offenbar lästig. Auf die Kranke zeigend, winkte Helene, sie meinte, das kleine lustige Ding solle sich unbemerkt entfernen. Doch da kannte sie Mieze Meerheim schlecht.

Mieze wußte besser mit Frau Armfeld umzugehen, als manche Andere, und so fragte sie vernehmlich: „Frau Olten, kennen Sie Otto?"

Sofort öffneten sich die Augen der Ermatteten. Es war rührend zu sehen, wie diese Zauberformel wirkte.

„Ja? Sie kennen ihn?“ fuhr Mieze fort, „das ist schön, da hat Tante Armfeld Sie noch einmal so lieb. Ich kenne ja Otto nicht, habe ihn nie gesehen, so oft ich auch auf ihn gefahndet habe. Immer, wenn ich kam, war er gerade wieder fort. Es wär' so schön gewesen, es hat nicht sollen sein!“ sang sie mit heller Stimme.

Die Mutter sah sie mit mattem, aber sehr glücklichem Lächeln an und Mieze stürzte sich zu einer neuen Umarmung auf sie.

„Die böse Tante Armfeld! Nun will sie fortziehen von hier. Was soll ich ohne sie anfangen und sie ohne mich?“

Helene war verwundert, noch nichts von solchem Plane zu wissen. Nun wurde ihr mitgetheilt, daß die Frau Doktor sich entschlossen habe, ihrem alten Arzt, der nach Frankfurt gezogen, dahin zu folgen, dort sei bereits eine Wohnung gemiethet, so wie die in Wiesbaden aufgegeben. Eigentlich hatte der Arzt Alles, mit Zustimmung des Sohnes, in Ordnung gebracht.

„In diesen Tagen ist die Sache zum Abschluß gekommen. Ich habe gestern an Otto darüber geschrieben. Er wünschte es so sehr und hat sich erboten, zu den Mehrausgaben meines Frankfurter Haushalts den Zuschuß, den er mir alljährlich gibt, zu erhöhen. Es ist ein Glück, daß er immer Stellen mit hohem Salair hat, sonst könnte er für sein Mütterchen nicht so viel thun. In New-York ist die neue Stelle? Wissen Sie nicht, wie viel er dort bekommt, Helene?“

„Nein,“ antwortete diese mit gepreßter Stimme.

Mieze fing an sich zu langweilen; sie erinnerte sich jetzt plötzlich, daß sie zu Tisch müsse, nahm zärtlichen Abschied von Helene und erklärte ihr, daß sie ganz gewiß für sie schwärmen würde, wenn sie sie öfter sähe.

„Dann nähme ich Sie auch in meinen Verwandtenkreis auf, Frau Olten," betheuerte sie, „aber nicht als Tante, dazu sehen Sie zu jung aus. Ich würde keinen Respekt vor Ihnen haben. Als Cousine, ja, das ginge. Adieu, Cousine Helene," sagte sie dann dreist, aber so anmuthig, daß man ihr gut sein mußte.

Noch ein Ueberfall der Tante Armfeld, bei dem man nichts merkte von dem angeblichen Respekt, den Mieze für die Vertreterinnen dieses Verwandtschaftsgrades zu besitzen behauptete, und sie huschte aus der Thüre.

Wie nach dem Schwinden eines Sonnenstrahls, dessen Licht und Wärme man sich erst dann bewußt wird, erschien nach ihrem Fortgehen den Zurückbleibenden das Zimmer trübe und kalt.

4.

Helenens Bankier hatte die ihm anvertrauten Papiere bei niedrigem Kurs nicht vollwerthig verkaufen können, so daß der ohnehin bescheiden gestellten jungen Frau durch neues Darauflegen einer kleinen Obligation endlich von den aufgenommenen zehntausend Mark ein Zinsenausfall von sechshundert Mark erwuchs, den sie nur bei äußerster Sparsamkeit zu tragen vermochte.

Frau Doktor Armfeld siedelte bald nach Frankfurt über, Helene half bei der Einrichtung ihrer neuen Woh-

nung und strebte vergeblich, die alte Frau von mancherlei Ausgaben zurückzuhalten, von denen diese hoffte, daß ihr Sohn sie mit Vergnügen bezahlen würde. Dadurch bemächtigte sich Helenens eine unbestimmte Angst, die sie vergeblich zu überwinden trachtete. Oft war es ihr, als trieben sie alle einem Abgrunde zu und sie fühlte sich versucht, Otto's Mutter Alles zu gestehen.

„Sie sehen oft so angegriffen aus, Kind," sagte Frau Armfeld. „Haben Sie Sorgen, liebe Helene?"

Sie wartete kaum die Antwort ab und begann gleich wieder von dem zu sprechen, was ihr eigenes Herz beunruh'gte. Otto schrieb nicht, nur zweimal hatte sie eine flüchtige Karte erhalten. Sie solle sich nicht um ihn sorgen, es gehe ihm gut, nächstens schreibe er mehr, ein Gruß für Frau Olten, das war Alles.

Helene selbst hatte keine Zeile von ihm erhalten. Sie redete sich ein, daß sie es nicht anders erwartet habe, daß es nur natürlich sei. Was sollte er ihr schreiben? Heimlich wünschte sie doch, er hätte es gethan, sie sehnte sich immer danach, sie hoffte stets darauf, und als später alle vier Wochen Postkarten, in derselben lakonischen Kürze abgefaßt, für die Mutter eintrafen, entwendete sie eine davon und verwahrte sie sorgsam in ihrer Briefmappe.

Endlich hatte auch Armfeld seine Adresse angegeben, sie lautete: New-York p. b. 440. Die Damen wußten diese Zeichen nicht zu deuten. Ein kaufmännischer Freund erklärte ihnen dann bei Gelegenheit, daß jedes größere Handelshaus seinen nummerirten Kasten auf der Post habe, mithin die Buchstaben „post box", Postbriefkasten



bedeuteten. Daraus folgerten sie, daß Otto in einem ansehnlichen Hause engagirt sein müsse.

„Natürlich," meinte seine Mutter, „man wird dort längst seine Fähigkeiten erkannt haben. Hoffentlich wird er dort nach Verdienst gestellt sein und mir bald die versprochenen Umzugskosten senden."

Und nun wurde das Gespräch in gewohnter Weise fortgesetzt und da der Kopf der kleinen Mieze Meerheim nicht wieder durch die Thüre schaute und Helene die Geschichte von Otto dem Schönen, dem Kühnen, dem Herrlichen mit immer gleichem Interesse und sehr glücklichem Lächeln anhörte, so wurde das mütterliche Weihrauchfaß über den Sohn ununterbrochen fortgeschwungen.

Halb in Träumerei verloren, trat Helene dann den Heimweg an. Die Blume, welche bei Armfeld's Fortgehen so still in ihrem Herzen sich erschlossen, trieb und grünte mächtig weiter. Die Hoffnung, mit der Phantasie im Bunde, malte ihr ein farbenprächtiges Bild aus, vor dem sie fast erschrak. Sie schämte sich vor sich selbst und hätte um keinen Preis gemocht, daß Jemand ahnte, welch' thörichter Gedanke ihr soeben durch ihren alten Kopf geschossen war.

Sie hielt sich eine harte Strafpredigt, doch in ihr lebte das Streben nach einem unbestimmten Ziele. Ihr Denken, Hoffen, Fühlen war in die Zukunft gerichtet. Sie sagte sich am Abend mit Befriedigung: „Wieder ein Tag hin" und freute sich jeder verflossenen Woche, ohne daß sie wußte weshalb.

Im Uebrigen ging das Leben seinen gewohnten Gang.

Helene nähte, las, spielte Klavier, besuchte ihre Freunde, gerade wie andere Damen in ihren Verhältnissen es thaten. Sie fuhr fort, sich in Armenvereinen nützlich zu machen und pflegte im Sommer ihre Blumen. Eine Reise erlaubte sie sich in diesem Jahre nicht, sie mußte sehr sparsam sein. Machte sie eine kleine Tour, so fuhr sie dritter Klasse. Auch eine neue Mantille konnte sie sich nicht anschaffen, obgleich Hanne diese Ausgabe für nöthig hielt. Die sechshundert Mark Zinsen zu entbehren wurde ihr schwer, aber vielleicht kam Armfeld in die Lage, ihr bald etwas von seiner Schuld abzutragen, wie es seine Absicht gewesen. Und seine Mutter? Nein, sie durfte an sich nicht denken.

„Warum schreibt Armfeld mir nicht?" fragte sich Helene, als Woche auf Woche, Monat auf Monat vergingen. „Warum schreibt er mir nicht? Habe ich das um ihn verdient?" — Ja, hatte sie denn auf Dank gerechnet? Nein, nein, gewiß nicht auf Dank. Aber seit er fort gegangen, mußte sie immer an ihn denken und er — gedenkt nicht an die letzten Augenblicke. O Gott!

„Warum schickt Otto kein Geld?" fragte Frau Armfeld. „Noch nie hat er mich so lange warten lassen."

Es kam die Weihnachtszeit heran, in der jeder Geschenke zu machen wünscht. Helene verzichtete ungern auf diese Freude. Durch die Geschicklichkeit ihrer Hände suchte sie Ersatz zu schaffen. Allerlei niedliche Kleinigkeiten entstanden, mit denen in der Familie ihres Bruders jeder bedacht werden sollte.

Während des Häkelns und Strickens schweiften ihre

Gedanken wieder ab. Sie jagten einem Phantom nach. Unzählige Male fragte sie sich: Was will ich eigentlich? Sie machte sich klar, daß in Frankfurt in ihrem Stübchen Alles genau so war, wie es schon seit Jahren gewesen war und voraussichtlich noch Jahre lang so bleiben würde.

„Hanne, ich will selbst Kuchen zum Feste backen,“ sagte sie plötzlich.

„Was ist das nun wieder für ein Einfall!“ knurrte die Alte. „Mache ich es Ihnen etwa nicht zu Danke?“

„Doch, Hanne, aber bitte, laß mich es thun! Es ist doch eine kleine Veränderung.“

„Läuft es da hinaus? Nun ja, die müssen Sie wirklich haben. Ist das auch ein Leben, wie Sie es jetzt führen. Kein Theater, keine Gesellschaft, kein ordentliches Stück Zeug angeschafft. Statt der hübschen Weihnachtsgeschenke, die wir früher einkauften, nichts als Firlefanz, bei dem Sie sich noch die Augen verderben.“

„Hanne, was fällt Dir ein?“ unterbrach Helene unwillig diese Vorwürfe.

„Ja, Frau Olten, ich muß es 'mal sagen. Es hat mich schon lange gewurmt. Seit der Armfeld hier war, sind Sie ganz anders als sonst. Lassen Sie den nur ruhig in Amerika sitzen. Solch' ein großer, starker Mann wird wohl seinen Weg machen. Und wenn er es nicht thut, hilft all' Ihr Sorgen und Quälen doch nichts.“

Nun wußte Helene Bescheid. Der unerbittlichen Logik ihrer Dienerin konnte sie nichts entgegensetzen. Sie hatte mit grausamer Offenheit das ausgesprochen, was ihre

Herrin sich selbst nicht eingestehen wollte. Ihr gegenüber machte sich Helene lächerlich, wenn sie ferner zeigte, was sie nicht zeigen konnte, nicht durfte.

Ja, sie wollte alle dummen Gedanken von sich weisen, der Gegenwart leben, jede kleine Blume, die an ihrem Lebenswege blühte, dankbar pflücken und sich daran erfreuen. Aber kostspielige Blumen durften es nicht sein, Geld durfte sie nicht dafür ausgeben, sie mußte auch Hanne zu täuschen suchen. Die Alte würde es nicht gleich bemerken, wenn sie ihr einen Strauß zeigte, in dem nur Wiesen- und Waldröslein enthalten waren, Helene würde denselben geschickt zu arrangiren wissen. „Darauf kommt ja schließlich Alles im Leben an. Nicht Jeder hat die Wahl der Blumen nach seinem Geschmack,“ sagte sie sich.

Frau Armfeld zu besuchen erschien ihr gefährlich; dadurch würde sie gleich wieder in das alte Fahrwasser gerathen. Als sie es endlich that, traf sie die Arme in größter Aufregung.

„Seit sechs Wochen keine Nachricht von Otto!“ jammerte die Mutter. „Mein Gott, wenn er krank wäre! Aber an wen soll man sich wenden, um das zu erfahren? Unter p. b. 440 habe ich schon zweimal geschrieben. Ach, das ist ja auch gar keine ordentliche Adresse. Er wird meine Briefe gar nicht bekommen haben. Helene, Helene, was fangen wir an?“ Mit hastigen Schritten irrte die trostlose Mutter im Zimmer hin und her. Die Aufregung gab ihr Kräfte.

„Helene, ich habe wieder Fieber, fühlen Sie nur! Ich werde sterben, ehe ich mein Kind wiedersehe! Helene, ich

möchte ein paar Worte aufschreiben, meinen letzten Willen. Thun Sie mir die Liebe, hier, schreiben Sie."

Helene wollte die Erregte beruhigen, es gelang ihr nicht. Sie schickte sich nun an, ihren Wunsch zu erfüllen. Die Feder in der Hand erwartete sie die Bestimmung der Kranken.

Frau Doktor Armfeld erschien unentschlossen. Eigentlich war es unnöthig, ein Testament zu machen. Otto würde ja doch Alles erben.

Das meinte Helene auch und legte die Feder nieder.

„Aber kleine Andenken möchte ich meinen Freunden vermachen. Auch Ihnen, liebes Kind. Was möchten Sie von meinen Silbersachen haben?"

Helene wußte es nicht. Frau Armfeld machte allerlei Vorschläge, ohne daß man zum Entschluß kam. Dann wünschte sie ein Glas Wein zu trinken, und als man es ihr brachte, wollte sie lieber Bouillon. Sie nahm auch diese nicht, sondern ein Stück Schinken. Darauf wurde Besuch gemeldet und in heiterer Plauderei über Otto's Vorzüge und seine glänzenden Engagements vertieft, ließ Helene ihre Freundin zurück.

Sie fand daheim auf ihrem Tische einen Brief aus Amerika. Mit zitternden Fingern öffnete sie das Couvert. Es war ein Wechsel von hundertfünfzig Mark auf ein Frankfurter Bankhaus. Dazu von Armfeld's Hand die Worte:

„Helfen Sie mir Geduld haben. Mehr kann ich augenblicklich nicht schicken. Grüßen Sie meine Mutter. Mir geht es nicht schlecht."

Wieder so kurz, so abgerissen, kein freundliches Wort. Doch ja, er bat sie, ihm zu helfen in der Geduld. An dieses Wort klammerte sie sich.

„Mir geht es nicht schlecht.“ Also gut auch nicht? Armer Otto, wann würde er dies wieder von sich sagen können?

Wenigstens durfte Helene ihm jetzt schreiben, ohne sich etwas zu vergeben. Es war sogar nothwendig, ihm den Empfang des Geldes zu melden.

Eine Adresse war in seinem Briefe nicht angegeben. Sie ging zu dem Bankier, man zahlte ihr das Geld aus.

„Weiß man Näheres von Herrn Armfeld?“

„Die Adresse ist noch immer p. b. 440. Ein großes Handlungshaus.“

„Hat er dort auf dem Comptoir wohl eine gute Stellung, die ihm weiter hilft?“ fragte Helene.

Der Bankier zögerte mit der Antwort, dann sagte er: „Ich habe zufällig gehört, daß der elegante Armfeld dort — Hausknecht ist. In Amerika ist das übrigens keine Schande,“ setzte er beruhigend hinzu. „Sprechen Sie aber lieber nicht weiter darüber, Frau Olten.“

Um keinen Preis hätte Helene das gethan. Das empfangene Geld brannte ihr jetzt förmlich in der Hand. Wie schwer mochte er es sich erworben, wie mochte er gespart und gedarbt haben, um es ihr senden zu können. Eine tiefe Rührung erfüllte ihr Herz, aber auch zugleich eine innige Freude. Hielt sie doch das Zeugniß seiner Redlichkeit, seiner Tüchtigkeit in der Hand. Sie wünschte ihm jetzt gleich zu schreiben und freute sich dann später,

daß sie noch acht Tage damit gewartet. Viel länger als Armfeld's Brief war dann auch der ihrige nicht, doch standen die Worte darin: „Ich weiß, daß Sie ein guter Mensch sind."

Daß sie seiner Mutter unter irgend einer Ausrede das Geld eingehändigt hatte, erfuhr er erst, als diese ihm dafür dankte und hinzufügte, daß sie für die Mühe, die Helene beim Erheben des Geldes gehabt, ihr zu Weihnachten einen Rehbraten in's Haus geschickt habe.

5.

Mieze Meerheim war im vorigen Jahre eingesegnet und genoß jetzt ihr Leben in übermüthiger Weise zum Verdruß ihrer Erzieherinnen, Fräulein Amelie und Luise Schwarz.

Erstere war durch ihre schwache Gesundheit an's Haus gefesselt, Letztere versuchte Mieze auf Schritt und Tritt zu folgen. Dabei benahm sie sich wie eine Henne, die ein Entchen ausgebrütet hat.

Die kleine Ente schwamm lustig im Wasser und verkroch sich oft vor den sorglich spähenden Blicken des alten Huhns im dichten Uferschilf.

Die wenigen Unterrichtsstunden, welche Mieze auf Fräulein Amelie's energisch ausgesprochenen Wunsch noch beibehalten hatte, wurden von ihr sehr oberflächlich aufgefaßt. Kam es darauf an, so wußte sie doch stets, was sie wissen wollte. Ihr genügte das vollkommen. Uebrigens war sie kreuzfidel, sang wie eine Lerche vom Morgen bis Abend, auf Treppen und Korridoren, obgleich ihr dieses wiederholt als unpassend untersagt worden war.

„Was soll eigentlich aus Dir werden, Mieze?“ fragte bald Amelie, bald Luise. „Was willst Du beginnen, wenn Du gar nichts lernst?“

„Heirathen!“ sagte das Entchen äußerst keck.

„Ja, wenn sich Einer findet?“ wandte Luise ein.

„O, er wird schon!“ Mieze lachte, sie war ihrer Sache sehr sicher.

„Wenn Du das auch denkst, so sprich es wenigstens nicht aus,“ ermahnte Amelie. „Das schickt sich nicht.“

„Es ist aber doch die Bestimmung der Frau, zu heirathen,“ vertheidigte sich das junge Mädchen. „In allen Büchern könnt Ihr das lesen und bei allen öffentlichen Reden erklären es die Männer und die müssen es doch wissen.“

Darauf schwiegen die beiden Fräulein, denn daß die Statistik die Ueberzahl der Frauen über die Männer nachweist, sowie daß oft mancherlei Hindernisse sind, ehe man standesamtlich vorgehen kann, bedachte Mieze nicht, und die Beiden hatten keine Neigung, sich als Beispiele der Enttäuschung und überwundener Herzenskämpfe ihrer Pflegebefohlenen vorzustellen.

Mieze war jetzt Stunden lang auf der Eisbahn, wo ihr die halbe Prima und drei Vertreter der Sekunda zu Füßen lagen. Letztere nannte sie „dumme Jungen“, gegen Erstere war sie sehr gnädig, mit beiden Klassen kokettirte sie.

„Der alte Burger ist entsetzlich schwach gegen seine Enkelin,“ klagten die beiden alten Fräulein. „Alles kann sie bei ihm durchsetzen.“

Dieses „Alles“ bezog sich auf die Tanzstunde, dieses höchste Glück der Backfische, welches sich Mieze sehr eigenmächtig verschafft hatte.

Fräulein Luise hielt sich für verpflichtet, ihre Pflegebefohlene dahin zu begleiten, obgleich diese erklärte: es sei ganz und gar nicht nöthig, sie betrage sich außerordentlich sittsam und vernünftig.

Darüber war man aber allgemein anderer Ansicht und fand Mieze's Benehmen gegen Karl Merten, einen der Schüler, der ihr sehr die Cour machte, ganz ungehörig.

Luise nahm sie darüber vor. „Fühlst Du denn nicht, wie Du Dich blamirst, wenn Du den Leuten zu solch' einem Gerede Veranlassung gibst?“ sagte sie streng.

Mieze that sehr reumüthig, sie weinte und schluchzte endlich laut, als Luise hinzusetzte: „Du glaubst gar nicht, wie es mich schmerzt, wenn ich alle die häßlichen Bemerkungen über Dich hören muß und doch die Anklagen nicht widerlegen kann.“

„Ja, ja, schweige nur, Tante Luise. Ich will mich gewiß bessern, ganz gewiß. Ach, Ihr seid so gut und ich mache Euch so vielen Kummer. Ihr werdet Eure Mieze gar nicht mehr lieb haben.“

„Doch, doch!“ lautete die zärtliche Versicherung, und Mieze schmiegte sich in Luisens Arm und legte ihr thränenüberströmtes Gesichtchen an die Schulter der älteren Freundin.

„Und die grünen Jungen will ich gar nicht mehr ansehen,“ fuhr sie fort. „Ich will so grob gegen sie sein, daß sie sich wundern sollen.“

„Das ist nicht nöthig," rieth Fräulein Schwarz. „Gleichmäßig höflich und freundlich gegen Alle mußt Du sein."

„Ja, ja, laß mich nur! Was bilden die dummen Jungen sich denn ein? Ich mache mir nichts aus ihnen, gar nichts, gar nichts." Ihre Stimme erstickte in Schluchzen. Plötzlich richtete sie ihren Kopf auf, ein freudiger Glanz leuchtete durch ihre Thränen hindurch in ihren Augen, und ihr Pflegemütterchen stürmisch in die Arme schließend, erklärte sie: „Aber reizend war es doch, und — und — Karl Merten ist ein himmlischer Mensch!"

Da war denn also nicht viel zu machen, das Geschick ging seinen Gang und gipfelte zuletzt in einer förmlichen Schülerverlobung, und zwar ereignete sich dieses folgendermaßen:

Mit den Freuden der Tanzstunde und den daraus folgenden Kränzchen und Bällen nicht zufrieden, plante der jugendliche Herrenkreis eine Maskerade mit Zigeuner- und Fischerquadrille. Bereits waren die ersten Schritte zur Verwirklichung dieser Idee gethan, die Rollen vertheilt, die Paare geordnet, wobei es sich von selbst verstand, daß Mieze von Karl Merten engagirt ward, als die Lehrer davon erfuhren, und da sich bei ihnen einige Zweifel regten, ob die verschiedenen Zigeuner und Fischer auf der Schulbank auch ihre Pflicht und Schuldigkeit thun würden, ja, da man in letzter Zeit schon häufig Strafen für höchst mangelhaft geleistete Schularbeiten hatte diktiren müssen, so wurde die Maskerade von dem gestrengen Herrn Direktor kurzweg untersagt.

Mieze war wüthend und schalt weidlich auf alle zopfigen Schulmeister, welchen alles Verständniß für die Freuden der Jugend fehle, und welche ihre weise Nase in Alles hinein steckten, was sie nichts angehe. Auch Karl Merten war äußerst niedergeschlagen und brummte von Philistern, ja, er gebrauchte sogar die Bezeichniß „alte Kessel".

Alle diese Erörterungen gingen vor sich, als Mieze einen Brief nach der Post tragen wollte, wobei sie es so einrichtete, gerade den Schluß der Nachmittagsschule abzuwarten, und diese Lehranstalt in dem Augenblick passirte, als die männliche Blüthe Wiesbadens daraus hervorstürmte. Natürlich hatte Karl Merten sofort die Dame seines Herzens gesehen, natürlich folgte er ihr und natürlich war sie sehr verwundert, als sie ihn, nachdem sie ihren Brief abgegeben, an der Thüre auf sie wartend antraf.

Beide gingen nun so eifrig sprechend auf und nieder, als wären sie die Genossen einer Partei, deren jüngste Vorlage der Reichstag im Plenum abgelehnt hat. Endlich und unbemerkt wanderten sie weiter, geriethen in die Anlagen und bemerkten nicht, wie die Dunkelheit herabsank. Im Januar sind die Tage nicht sehr lang und dazu regnete es jetzt.

Mieze hatte einen Regenschirm, den sie durchaus Karl, der keinen mit sich führte, leihen wollte. Er betheuerte, keines Schutzes zu bedürfen, wenigstens wolle er den Schirm tragen, dann müsse Fräulein Meerheim sich aber nahe zu ihm halten. Vielleicht würde sie seinen Arm annehmen? Es sei ja dunkel, Niemand würde es sehen. Das wollte Mieze indeß durchaus nicht, überhaupt regte sich jetzt ihr

Gewissen. Tante Luise würde ihr Benehmen gewiß nicht korrekt finden. Sie äußerte etwas dem Aehnliches, aber ihr Ritter suchte sie zu beruhigen.

„Mein Gott, Fräulein Meerheim, Sie sind doch nicht die gehorsame Dienerin des Fräulein Schwarz," schloß er seine Trostrede.

Mieze verstand nicht, was er eigentlich damit sagen wollte, aber es beruhigte sie, daß er so respektvoll mit ihr umging und sie ehrerbietig „Fräulein Meerheim" nannte.

Der ritterliche Primaner fragte sie dann, ob sie kein Vertrauen zu ihm habe?

„O, gewiß habe ich das!" flüsterte sie. Dann folgte stotternd noch allerlei Verworrenes und zuletzt nannte er sie Mieze und küßte sie. Sie hatte auch etwas gesagt, sie wußte hinterher nicht recht was, aber daß sie zuletzt seinen Arm genommen und er den Schirm ganz tief gehalten hatte, damit Niemand sie erkenne, als er sie nach Hause geleitete, das wußte sie ganz gewiß. Vor der Hausthüre angelangt war er, allen ihren Protesten zum Trotz, ihr auf den Hausflur gefolgt, und — Männer sind immer so unvorsichtig — hatte sie wieder geküßt.

Mieze ging nun die zwei Treppen hinauf und fragte sich unterwegs, ob sie jetzt wohl Karl Merten's Braut sei? Sie glaubte es, denn ganz deutlich hatte sie gehört, daß er etwas von „Zukunft" und „sie erringen" gesagt, und aus den verschiedenen Romanen, die sie gelesen, erinnerte sie sich, daß dergleichen in Heirathsanträgen vorkommt.

„Also nun ist mein Loos entschieden," seufzte sie und fühlte sich sehr verwirrt und sonderbar.

Oben angelangt wurde sie aus ihrem Traume unsanft aufgeschreckt. Beide Tanten empfingen sie mit Vorwürfen.

„Bei diesem Regen umherzulaufen und noch dazu ohne Schirm. Wie naß Du bist! Nun wechsele nur schnell die Kleider."

Mieze wollte sich vertheidigen, da sah sie, daß wahre Wasserströme von ihr herabliefen. Karl Merten mußte den Schirm während seiner Liebeserklärung schräg gehalten haben, denn auch in dem Rande ihres Baretts halte sich der Regen gesammelt. Aber wo war der Schirm geblieben? „Den hat er mitgenommen," beruhigte sich Mieze und fand, daß die Tanten mit einer Braut auch wohl etwas respektvoller umgehen könnten. Diese Ansprüche hütete sie sich aber doch geltend zu machen. Die ganze Sache mußte ja tiefes Geheimniß bleiben, soviel stand fest.

Abends im Bette konnte sie keine Ruhe finden und dachte daran, daß sie nun künftig Marie Merten heißen würde. Also die Anfangsbuchstaben bleiben M. M. Gut für das Monogramm in ihrer Wäsche. Sie kicherte leise, wenn sie sich Karl Merten als ihren Mann vorstellte. Zu komisch! Sie biß die weißen Zähne in die kirschrothen Lippen, damit man sie nicht lachen höre. So schlief sie ein.

Am folgenden Tage war ihr Alles wie ein Traum. Eigentlich mochte sie nicht gern daran denken, auch nicht auf die Straße gehen, aus Furcht, Karl Merten zu begegnen. Als dies nach einigen Tagen geschah, schämte sie sich und wurde roth. Sie freute sich nur, daß Tante Luise mit ihr ging, sonst hätte er sie angeredet. Geradezu unangenehm war es ihr, daß Karl Merten immer am Hause

vorüber ging, und einmal, als sie sich gerade am Fenster befand, ihr verstohlen eine Kußhand zuwarf. Ein Brief von ihm, in dem er viel von Mannesehre und Herz und Hand des Mannes schrieb, rührte sie zuerst, sie wollte denselben beantworten, da sie aber nicht wußte, was sie Karl schreiben sollte, unterließ sie es.

Ihr „Verlobter" fand nicht ein einziges Mal Gelegenheit, seine Braut zu sprechen, geschweige denn zu umarmen. Er hatte sich das Verhältniß viel schöner gedacht, Mieze auch, und als sie nach zwei Monaten erfuhr, Karl Merten sei im Examen durchgefallen, war sie gründlich mit der Geschichte fertig. Sie wandte nun ihr Interesse Bob Randon zu, einem lang aufgeschossenen Engländer von zweiundzwanzig Jahren, der mit seiner Familie den Winter in Wiesbaden zubrachte und dem sie sich als Dolmetscherin in einem Obstladen sehr nützlich erwiesen hatte. Dafür widmete er ihr als Gentleman seine Dienste, suchte und fand Gelegenheit, sie seiner Mutter und seinen beiden Schwestern vorzustellen. Alle drei Damen gaben Mieze die Hand und fragten: „How do you do?"

Mrs. Randon sprach kein Wort Deutsch und wollte es auch nicht lernen. Letzteres beabsichtigten die beiden Misses, welche sich in Mieze's Alter befanden und an denen Alles lang war. Die Gestalten, die Stirn, die Zähne und die Paletots, welche in der Farbe mit dem blonden Haar der Damen korrespondirten, was mehr auffallend als geschmackvoll erschien.

Inmitten dieser groß angelegten Familie nahm sich Mieze wie ein kleines Wieselchen neben Giraffen aus, und

eben so munter und graziös, wie die jenes Thierchens, waren auch ihre Bewegungen im Vergleich zu denen der Inselbewohner. Sie plauderte stets lebhaft, wie es ihre Art war, obgleich Mrs. Randon sie gar nicht, Lizzie und Hanna sie nur halb verstanden. Bald langweilte es Mieze, auf alle ihre amüsanten kleinen Geschichten nichts weiter als dann und wann ein erstauntes: „Indeed?“ oder „O yes!“ zu vernehmen, und sie trug Sorge, daß ein Klavier in's Haus komme.

Da saß sie nun manche Stunde, sang ihren Freunden vor und hatte das Bewußtsein, daß sie großen Eindruck auf Bob mache und seine Schwestern sie für „a very nice girl!“ erklärten.

Wäre Bob nicht ganz anders und viel hübscher als der weibliche Theil seiner Familie gewesen, würde sich Mieze ganz gewiß nicht so um ihn bemüht haben. So aber, da Bob wunderschöne blaue Augen und dunkle Locken hatte, auch ein allerliebster Schnurrbart sich bei ihm zu zeigen anfing, lohnte es sich. Den Tanten gegenüber diente die Freundschaft mit den Schwestern als Folie für dieses neue Unternehmen.

In dieser Zeit lernte Mieze viel englisch, gewöhnte sich ab, mit dem Messer zu essen, und lachte nicht mehr so laut, da das nicht „ladylike“ sei. An Heirathen dachte sie nicht und daran dachte auch Bob nicht. Mieze hatte auch vorläufig genug vom Verloben, bei dem es, nach ihren Erfahrungen, mehr unangenehme als beglückende Gefühle gab.

Als es Sommer wurde, packte die Familie Randon ihre Koffer, Lizzie und Hanna schrieben mit großen Buch-

staben irgend etwas in Mieze's Album, das man, bis auf das „most affectionate friend", welches darunter stand, schwer lesen konnte, und reisten nach der Schweiz ab. Es war aber Aussicht vorhanden, daß Bob im nächsten Winter wieder kommen würde; er erklärte Wiesbaden für „a most charming place", als er Mieze's Hand zum Abschiede sehr kräftig schüttelte, so daß ihr, jedenfalls nur davon, die Thränen in die Augen traten.

6.

Während diese Ereignisse sich in Mieze's Leben abspielten, quälte sich Helene mit materiellen Sorgen.

Nach den zuerst erhaltenen hundertfünfzig Mark hatte Armfeld kein Geld mehr geschickt. Seit geraumer Zeit liefen auch keine Postkarten mehr ein, und als dieses endlich wieder geschah, war ihr Inhalt noch kürzer als sonst, eigentlich nur ein Lebenszeichen. Eine Adresse wurde nicht angegeben, also mußte er sich p. b. 440 nicht mehr befinden. Neue Sorge, neue Angst für Helene, für die Mutter, bei der ein Verdacht leise zu dämmern begann, daß es doch mit dem Fortkommen des Vortrefflichen sehr zweifelhaft aussehen möchte.

Noch immer versuchte die alte Frau sich zu täuschen, redete sich ein, daß die Schuld an Anderen liegen müsse, daß man seinen Werth nicht zu schätzen wisse. Sie dachte an sein eiliges Fortgehen ohne Abschied. Plötzlich zuckte es wie ein Blitzstrahl durch ihre Seele, man hatte sie getäuscht, man täuschte sie noch; ihr Sohn — ihr einziges Kind hatte — — O Gott, wie entsetzlich! Nein, nein!

Sie nahm ein Tuch, einen Hut, was sie fassen konnte. Sie, die sonst wie eine Treibhauspflanze sich pflegen ließ, eilte durch den kalten Ostwind den Weg nach Helenens Wohnung. Sie dachte an keine Schwäche, sie fühlte auch keine. So erschien sie plötzlich in Helenens Zimmer, zerzaust, verweht, athemlos, keines Wortes mächtig.

Dieser Anblick raubte Helene fast die Besinnung, sie wußte sich nicht zu fassen, sie war unfähig, noch länger Komödie zu spielen, und mit halben Worten, unter krampfhaftem Schluchzen gestand sie Frau Armfeld einen Theil der Wahrheit. Otto hatte gespielt, Alles verspielt — mehr nicht.

Dieser Theil der Wahrheit war schon zu viel für die arme Mutter. Wie immer folgte ein heftiger Nervenanfall. Sie wurde mit Hannens Hilfe in Helenens Bett geschafft, verbrachte dort eine sehr schlechte Nacht, konnte vor Entkräftung zwei Tage lang nicht aufstehen, während Helene sie nicht verließ und sich selbst des Nachts mit dem Sopha als Lagerstatt begnügte. Endlich konnte die Kranke, in Kissen und Decken gepackt, in einer Droschke nach ihrer Wohnung gebracht werden. Sie wollte Helene gar nicht von sich lassen, mit Niemanden sonst vermochte sie jetzt über Otto zu sprechen.

Armer Otto! Wie unglücklich mochte er sein! Und sie konnte ihn nicht trösten, ihm nicht helfen, sie, seine Mutter! Sie weinte immer, wenn sie an ihn dachte.

Unschuldig mußte Otto sein, sie wußte das ganz gewiß, man hatte ihn verleitet, er war so gutherzig, so gefällig. Was würde er beginnen? Wo, wie leben?

Auf alle diese Fragen hatte Helene keine Antwort. Dennoch harmonirte das Jammern der Mutter augenblicklich mit ihrer eigenen Stimmung. Es war ihr leichter zu ertragen, als das Rühmen und Preisen des Mannes, den sie mit kräftiger Hand vom Abgrunde zurückgezogen, für den sie solch' große Opfer gebracht hatte. Davon sollte die Mutter aber nie etwas erfahren. Nie, nie!

Helene hatte heute versprochen, den Abend wiederzukommen, jetzt war sie in ihre Wohnung zurückgekehrt. Sie sehnte sich nach Ruhe, sie war sehr angegriffen. Aber Ruhe? Ja, wenn die Gedanken nicht wären!

Die Bewohner der oberen Etage ihres Hauses zogen an einen anderen Ort. Seit sechs Jahren war so gut wie nichts in der Wohnung ausgebessert, sie erforderte eine gründliche Reparatur. Die Polizei hatte eine bauliche Veränderung an den Schornsteinen befohlen. Für Alles dieses lagen die Kostenanschläge auf Helenens Schreibtisch; es machte eine beträchtliche Summe.

Was sollte sie jetzt nur anfangen. Sie stützte den Kopf, sie grübelte und überlegte. Sie hatte Niemanden, der ihr rathen konnte, sie wollte auch Niemanden haben, sie wußte, daß es so besser sei. Sie rief ihre Energie zu Hilfe, die würde sie nicht im Stiche lassen. Hanne abschaffen? Sich mit einer Aufwärterin begnügen? Das war unmöglich, das durfte sie der Alten nicht anthun. In's Speisehaus gehen, dort essen? Nein, nein! Sollte sie Malunterricht geben? Das wäre eine Aushilfe, aber wo Schüler finden?

Jetzt fiel ihr etwas ein. Ja, das würde gehen! — Die

Klingel rief Hanne herbei. Wie der geschickteste Diplomat wußte Helene ihre Wünsche als eigenen Einfall der Alten hinzustellen, und auf diese Weise erhielt sie Erlaubniß, ihr Gesellschafts- und Fremdenzimmer möblirt zu vermiethen.

Was geschehen sollte, mußte rasch geschehen. Noch an demselben Abend trug Hanne eine Anzeige in das Intelligenzblatt, und am folgenden Tage bereits stellten sich verschiedene Reflektanten ein, die der alten Hanne aber nicht gefielen.

Helene war recht niedergeschlagen. Sie nahm einen Brief zur Hand, den sie vorhin, als ihn der Briefträger gebracht, nur flüchtig gelesen, kaum beachtet hatte. Ein älterer Herr wünschte bei ihr in ganze Pension zu treten, wenn Helene sich entschließen könnte, vegetarisch für ihn zu kochen und ihm erlauben wollte, Musikunterricht in ihrem Hause zu geben. Auf beides wollte sie sich ungern einlassen. Der unterzeichnete Name fiel ihr auf. „Burger.“ Wo hatte sie denselben doch schon gehört?

Am nächsten Morgen ließ Herr Burger sich bei ihr melden. Es war Mieze's Großvater. Ein kleiner Mann mit schneeweißem Haar und einem Augenpaar, in dem ein ganzer Himmel von Liebe und Güte lag. Burger hatte ein äußerst zutrauliches, kindliches Wesen, und man gewann sofort den Eindruck, daß er zu denjenigen Menschen gehöre, die in idealen Ideen befangen, sich im praktischen Leben nicht recht zu helfen wissen. Helene fühlte sich unendlich zu ihm hingezogen. Sie und Hanne entschlossen sich also, vegetarisch zu kochen und die Musikstunden in seinem Zimmer zu ertragen.

Wie es oft zu geschehen pflegt, daß nach einem gefaßten Entschluß derselbe unnöthig wird, so geschah es auch hier.

Noch ehe Herr Burger eingezogen war, erhielt Helene von dem Bankier, mit welchem Otto Armfeld in Verbindung stand, die Nachricht, daß dieser, wie schon einmal, eine Summe für sie angewiesen habe.

Helene säumte nicht, sich nach dem Bankhause zu begeben. Die Summe überstieg bei Weitem ihre Erwartungen, und sie gewann durch die Aussagen des Bankiers die Gewißheit, daß ihr Freund, muthig seinen neuen Lebensweg fortsetzend, jetzt im Comptoir arbeitete und die höchste Anerkennung seines Prinzipals genoß.

Es war schwer zu entscheiden, ob Armfeld's Mutter oder Helene eine größere Freude über diese Nachricht empfand.

Das Zusammenleben mit dem alten Burger gestaltete sich für alle Theile übrigens recht angenehm und gemüthlich. Hanne, die seit langer Zeit an fehlender Arbeit kränkelte, fühlte sich frisch und gesund, und Helene fand eine Ableitung für ihre Gedanken. Als echte Frau war es ihr ein beglückendes Gefühl, für Jemanden sorgen zu können, dazu verschaffte Herr Burger ihr hinreichend Gelegenheit. Täglich, oft stündlich, kam er mit allerlei kleinen Anliegen zu ihr, ja, er unternahm zuletzt nichts mehr ohne Frau Olten's Rath. Sie war ihm bald so unentbehrlich, daß er oft lächelnd versicherte, nicht zu begreifen, wie er so lange ohne solch' liebe, treue Fürsorge habe existiren können.

Helene ordnete Herrn Burger's Geldangelegenheiten und Wäsche, sie kannte aus seinen Erzählungen die Namen seiner Schüler und nahm Theil an ihren Fortschritten. Er brachte ihr Konzertbillets und die neuesten Bücher und Zeitschriften, sie las ihm Abends aus diesen vor, während Burger, seine Augen schonend, hinter dem grünen Lichtschirm am Theetische saß.

„Es ist nur ein Glück, daß Herr Burger Thee trinkt," meinte Hanne, die sich mit der vegetarischen Kost nicht befreunden konnte. „Manche von den ‚Vegethieren' sollen ja nur Kartoffeln und Rettiche essen."

Die Besorgung der Küche machte allerdings der guten Hanne manches Kopfzerbrechen, obgleich Herr Burger keine großen Ansprüche erhob. Man wollte ihm doch Veränderung schaffen, auch sehen, daß es ihm mundete, und Helene freute sich immer, wenn sie ein neues Gericht herausgefunden hatte, obgleich Hanne behauptete, daß Herr Burger oft gar nicht wisse, was er esse.

Der alte Musiker vertraute Helene ganz; es war ihm eine schmerzliche Freude, von vergangenen Zeiten zu reden. Helene kannte bald sein ganzes Leben. Er hatte eine sehr schöne Tochter gehabt, sein Schwiegersohn Meerheim war Opernsänger gewesen. Nur kurze Zeit währte diese Ehe, ein großes Glück war es nicht gewesen; Beide starben früh, als Mieze eben ihr sechstes Jahr erreicht hatte.

„Von ihrem Vater hat das Kind die hübsche Stimme geerbt," erzählte der Großvater, „ich fürchte aber, auch das leichte Blut. Nun, von der Mutter besitzt sie das gute Herz, das gleicht Alles wieder aus. Ja, gut ist mein

kleine, liebe Mieze, hell wie ein Sonnenstrahl, fröhlich wie eine Lerche."

Er sagte dies mit einem unbeschreiblich zärtlichen Ausdruck, und freute sich, daß Helene sein Urtheil durch ein liebevolles Kopfnicken bestätigte. So bildete das Interesse für Mieze ein Bindeglied zwischen den beiden Hausgenossen.

„Die Fräulein Schwarz sind ausgezeichnete Damen, ihnen kann ich meine Enkelin anvertrauen. Aber ein wenig streng wohl, ein wenig streng!"

Der alte Burger hielt einen Brief von Fräulein Luise in der Hand, in dem die bittersten Klagen über Mieze's kokettes, übermüthiges Benehmen enthalten waren. Ach, was sollte er dabei thun? Er konnte doch den Lieutenant nicht fordern, der jetzt so oft von Mainz nach Wiesbaden kam, und Mieze bald am Bahnhof, bald beim Kurhause begegnete, ihr Zeichen machte, die sie genau zu verstehen schien, wie die Tante schrieb.

Das Alles beunruhigte ihn sehr.

Mieze dagegen entschieden weniger, wie ein Brief derselben bewies, der Tante Luisens Brief auf dem Fuße folgte, und in dem sie ihre beiden Pflegemamas „alte Philister" nannte, die keinen Begriff von ein wenig Courmacherei hätten, und gleich bei jedem Gruß, jedem Bouquet meinten, es müsse ein Heirathsantrag darauf folgen, sonst sei die Sache nicht richtig. Daran denke sie nicht und denke auch er nicht, der ein sehr lustiger, hübscher Bengel sei, dem die Uniform zum Entzücken stehe, und der trotz aller seiner Schulden [illegible] stets so viel Geld abspare,

um ihr Blumen zu schenken. Doch habe sie ihm dieses jetzt ernstlich untersagt und sich dafür Bonbons bei ihm bestellt, da sie von den Bouquets doch nur stets Aerger mit den Tanten gehabt hätte. Einen neuen Hut und Sonnenschirm hätte sie auch gern, also wenn der Großpapa so gütig sein wolle u. s. w.

Der Großpapa war so gütig, nachdem er gehörig gebrummt, und dieses Mal auf Helenens dringendes Abrathen nicht gehört. Er bemaß die Summe sehr reichlich, welche er nach Wiesbaden sandte, und bat Mieze, sich ferner keine Bonbons mehr bei fremden Herren zu bestellen, sondern sich ihren Bedarf selbst kaufen zu wollen.

Auch Fräulein Luise Schwarz erhielt einen Brief, in dem sie und ihre Schwester gebeten wurden, doch recht viel Geduld mit Mieze zu haben. Die Angelegenheit, wegen deren sie die Kleine verklagt, sei sicher ganz unschuldig, und werde von den beiden Damen wohl etwas zu schroff aufgefaßt.

Ueber diesen Brief ärgerten sich die beiden Fräuleins sehr und nannten, als sie unter sich waren, den alten Burger einen Schwachkopf. Sie überlegten ernstlich, ob sie nicht lieber die Flinte in's Korn werfen und Mieze's Erziehung anderen Händen übergeben sollten.

Mieze verlebte infolge dieses Briefes acht recht unangenehme Tage.

7.

„Frau Olten möge doch, so schnell sie könne, zu Frau Doktor Armfeld kommen! Sie habe ihr etwas mitzutheilen!“ Mit dieser Bestellung trat Hanne eines Morgens in's Wohnzimmer.

Helene sprang auf, aber ehe sie noch fragen konnte, setzte Hanne tröstend hinzu: „Es sei aber etwas Gutes.“

„O, dann muß es von Otto sein!“ dachte Helene und eilte, mehr laufend als gehend, zu Frau Armfeld.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Die erfreute Mutter kam ihr schon auf dem Flur entgegen, ihr ganzes Gesicht leuchtete vor Seligkeit, die Thränen standen ihr in den Augen. Mit zitternden Händen zog sie Helene in's Zimmer. „Da, lesen Sie, lesen Sie!“ weiter vermochte sie nichts zu sagen.

Sie deutete auf eine Zeitung, die man ihr vor einer halben Stunde aus Wiesbaden geschickt; roth angestrichen stand da:

„Im Anschluß an die Nachricht, welche unser Blatt neulich über das entsetzliche Eisenbahnunglück bei San Francisco brachte, theilen wir heute noch mit, daß auch ein Kind unserer Stadt, Herr Otto Armfeld, dabei betheiligt war. Derselbe hatte nicht allein das Glück, sich selbst zu retten, sondern auch einen gelähmten Mitreisenden vor einem entsetzlichen Tode zu bewahren. Im letzten Augenblicke vor der furchtbaren Katastrophe gelang es ihm, mit seinem hilflosen Gefährten im Arm, die Coupéthüre zu öffnen und hinauszuspringen. Herrn Armfeld ließ seitdem der kranke alte Herr, der Besitzer der weltbekannten Firma H. W. & Comp., nicht mehr von seiner Seite.“

„Helene, Helene! Was sagen Sie?“

Helene sagte gar nichts. Sie hielt die Frau Doktor in ihren Armen, weinte und lachte in einem Athem. Sie war wirklich ganz närrisch, und die glückliche Mutter gab ihr darin nichts nach.

So ging es eine Zeit lang fort; endlich faßten sie sich, besprachen nun die Einzelheiten, lasen jedes Wort auf's Neue und priesen Otto's That.

„Da steht es ja schwarz auf weiß, daß er der edelste, der beste Mensch ist!"

Die Doktorin wollte natürlich die kostbare Zeitung nicht hergeben, so schrieb Helene sich die Notiz ab. Ihre Hände zitterten noch immer, sie vermochte die Feder kaum zu führen, und als sie, nach Hause geeilt, Hanne die Mittheilung machen wollte, konnte sie vor Thränen kaum sprechen, so daß diese ganz erstaunt rief: „Aber Frau Olten, das ist ja eine sehr gute Nachricht. Darüber brauchen Sie doch nicht zu weinen!"

Hanne wußte nicht, obgleich sie schon alt war, daß es auch Freudenthränen gibt.

* * *

Mieze saß im Coupé und fuhr von Wiesbaden nach Frankfurt. Sie fühlte sich für den Augenblick sehr zerknirscht, denn das so oft Angedrohte, das Unerhörte war geschehen: man hatte sie fortgeschickt!

In Mieze's Kommode wurde ein Packet Liebesbriefe gefunden. Bob Randon war auch nach Wiesbaden zurückgekehrt, von ihm befand sich aber kein Brief darunter.

„Er ist noch der Beste von Allen," erklärte Fräulein Luise, welche durch ihr Spioniren Alle in's Unglück gebracht hatte.

Die gefundenen Briefe waren älteren Datums, seit Bob wieder auf der Bildfläche erschienen, hatte die Um-

schwärmte alle amüsanten Verhältnisse schroff abgebrochen. Die ruhig ernste Art seiner Verehrung gefiel ihr weit mehr, als die flotte Weise der Anderen. Bob sagte ihr nie eine Schmeichelei, im Gegentheil, er fand stets etwas an ihr zu tadeln. Mieze fühlte, daß er wirklich einen sehr guten Einfluß auf sie habe. Sie war auf dem besten Wege, ein verständiges Mädchen zu werden, und nun kam Tante Luise mit ihrer Neugierde und verdarb Alles!

Tante Amelie war durch den Skandal ernstlich erkrankt, und Luise glaubte es nicht länger verantworten zu können, ihre Schwester diesen Aufregungen ausgesetzt zu sehen.

„Wirklich köstlich, sie allein verursacht diese Aufregungen; ich halte gewiß Frieden, wenn man mich nur in Ruhe läßt," philosophirte Mieze.

Leider kam es auf ihre Meinung nicht an, und nachdem allerlei aufregende Briefe zwischen Wiesbaden und Frankfurt gewechselt waren, nachdem Herr Burger mit Helene, die seit kurzer Zeit alle trüben Sorgen abgeschüttelt zu haben schien und mit sanft lächelndem Gesichte einher ging, verschiedene Berathungen gepflogen, bekam Mieze den Befehl, ihre Koffer zu packen und sich nach Frankfurt zu begeben.

Daß es so bitterer Ernst werden sollte, hatte sie doch nicht geglaubt.

Als sie einpackte, flossen die ersten Thränen und nachher am Bahnhofe gab es wahre Ströme, da auch Luise bei der Trennung von dem Kinde ganz fassungslos wurde:

„Ich habe Dich so schrecklich lieb, Tante Luise!"

„Ich Dich auch, Mieze!"

„Du kommst bald einmal nach Frankfurt und schreibst gleich, wie es Tante Amelie geht. Nicht wahr, das versprichst Du mir?"

Kuß auf Kuß, Umarmung, Schwenken der thränenfeuchten Taschentücher. Der Zug, mit Mieze darin, war fortgerollt.

Jedoch schon in wenigen Tagen hatte sich Mieze in Frankfurt so vollständig eingelebt, als sei sie stets in Frau Olten's Hause gewesen. Ihr heiterer Sinn, ihr lustiges Lachen wirkten unwiderstehlich, Alle waren ihr gut. Sie redete Helene sofort als Cousine an, und bat in der ersten halben Stunde, sie „Du" nennen zu dürfen.

Auch mit Hanne hatte sie sich am ersten Tage befreundet. Sie hielt sich viel in der Küche auf, dort konnte sie nach Herzenslust schwatzen. Daß Bob dieses sicher nicht sehr passend finden würde, fiel ihr nicht ein, und die Bemerkungen, welche Helene darüber machte, kümmerten sie nicht. Mieze hatte sich fest vorgenommen, ihre Erziehung jetzt endlich als vollendet zu betrachten und keinerlei Autorität über sich zu dulden. Frau Olten sollte nichts sagen, und ihr Großvater —?

„Pah, will er raisonniren, singe ich ihm ein Lied, dann ist er fein still und ich bekomme meinen Willen," dachte Mieze.

Der alte Mann war in der That entzückt gewesen, als er sie zum ersten Male singen hörte: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein!" und dann am Schluß jubelnd: „Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben!" Er meinte, daß man wirklich glauben solle, sie empfinde an

sich selbst, was sie singe, wozu Mieze sehr schlau mit den Augen blinzelte und sich zu einer Umarmung auf Helene stürzte, denn Jemanden mußte sie in diesem Augenblicke wirklich umarmen.

Trotz des Beifalls, den ihr Gesang gefunden, entbrannte schon eine Stunde nachher heftiger Kampf zwischen Großvater und Enkelin um ein Stück Schinken, welches Mieze sich verschafft hatte. Das Gefecht endete damit, daß Mieze ihr heimlich erbeutetes Stück auf dem Teller liegen lassen mußte. Nur knurrte sie laut über Hunger und Grausamkeit und — ganz leise — über Verrücktheit. Aber in der Fleischfrage fand sie den Großvater unerbittlich, bei allen gemeinschaftlichen Mahlzeiten mußte sie sich, wohl oder übel, mit Pflanzenkost begnügen.

„Ich begreife nicht, Mieze," sagte Helene eines Tages, „daß Du Deinem Großvater nicht darin gehorchen willst, selbst wenn Dir seine Lebensweise als eine Laune erscheint, er ist doch im Uebrigen so gut gegen Dich."

Mieze hielt ihr den Mund zu. „Einzige, Süße, Liebe, predige nicht! Du machst mich krank und ich weiß schon Alles, was Du sagen willst."

„Ja, aber —"

„Ich werde mich bessern, Du mußt Dich bessern, er, sie, es wird sich bessern," konjugirte Mieze und lief lachend davon.

„Sorge doch etwas für den alten Mann," ermahnte Frau Olten ihre kleine Freundin später; „Du denkst auch nur an Dich."

„O Gott!" sagte Mieze erschrocken und lief fort, die

Pantoffeln für Herrn Burger zu holen. Sie steckte ihm auch die Pfeife an, obgleich er gar nicht rauchen wollte, und fragte unaufhörlich: „Großpapa, möchtest Du dieses, möchtest Du jenes?“

Ihr Herz mit allen großen und kleinen Liebesgeschichten darin schüttete sie vor der Cousine ihrer Wahl nicht aus. Sie gab Hanne darin den Vorzug, die ihr lächelnd Schweigen gelobte und dann Alles Helene wieder erzählte. Helene nahm Mieze sofort über den fraglichen Punkt in's Verhör.

Mieze wurde roth und sehr zornig. Die Welt ist auch gar zu schlecht! Sie war sehr heftig gegen Helene, die sie mit den Worten: „Du beträgst Dich wie ein ungezogenes Kind, ich will mich nicht mehr um Dich kümmern!“ verließ.

Mehrere Stunden sprachen die Beiden nun nicht mit einander. Mieze trällerte leise, ja, sie pfiff sogar: „Ein freies Leben führen wir!“ um ihre Heiterkeit zu zeigen. Am Abend aber lag sie, in Thränen aufgelöst, auf der Matte vor Helenens Schlafzimmer und flehte um Einlaß. Sie saß dann bis um ein Uhr auf Helenens Bettrande, beichtete, bereute und versicherte, sich jetzt ganz gewiß bessern zu wollen, wie schon so oft.

„Sieh, Helene,“ wiederholte sie zum zehnten oder zwanzigsten Male. „Sieh, Bob ist ganz anders als alle Uebrigen, und — er allein veredelt mich!“

Lächelnd war Helene eingeschlafen. Mieze drückte leise einen Kuß auf ihre Stirn, in der so viel reine und gute Gedanken wohnten, löschte das Licht und schlich behutsam davon.

Bob erschien übrigens plötzlich in Frankfurt. Eines Tages kam er und wünschte Frau Olten einen Besuch zu machen. Helene begegnete ihm im Hausflur, konnte also nicht umhin, die ihr zugedachte Aufmerksamkeit anzunehmen. Bob hatte sein Deutsch in der letzten Zeit wieder etwas verlernt, Helenens Englisch war nicht fließend, daher gewährte die Unterhaltung beiden Theilen wenig Vergnügen. Es entstanden lange Pausen, in denen sich Bob nach Mieze umsah, welche nicht erschien, da sie einen Besuch bei Frau Doktor Armfeld machte.

Endlich empfahl er sich.

Was nun? Unaufgefordert konnte Bob seinen Besuch nicht wiederholen. Wie sollte er Mieze sehen?

Eines Tages sagte der alte Burger bei Tische: „Ich habe auch wieder einen neuen Schüler. Er ist aber noch ein großer Anfänger."

„Wer ist es denn?" fragte Helene.

„Ja, wo habe ich denn seine Karte?" Herr Burger faßte in die Tasche und zog das Gesuchte hervor. „Robert Randon" las er.

Mieze ließ vor Schreck ihren Löffel fallen. Sie warf einen flehenden Blick auf Helene, welche Erbarmen mit ihr hatte und lächelnd schwieg.

Von nun an kam Bob einen um den anderen Tag; Mieze verfuhr nach ihrer alten Taktik, sie ließ sich auf seinem Wege finden. Da schüttelten sie sich die Hand und sprachen einige Worte über Befinden und Wetter.

Helene aber fürchtete die Bemerkungen der Hausbewohner, sie bat also Bob, in's Zimmer zu treten. Sie

selbst blieb bei ihm. Nun sprachen Bob und Mieze etwas länger mit einander und sogar über Theater und Bob's Familie. Als er dann gegangen, stürzte Mieze an's Klavier und wünschte mit so lauter Stimme „es in alle Rinden einzuschneiden", daß Bob es nothwendig noch hören mußte; er hörte es auch und war sehr vergnügt.

„Helene, wenn er mir doch einmal etwas sagen wollte!" klagte Mieze.

„Was soll er Dir denn sagen?"

„Ach, Helene, Du weißt es wohl, was ich meine."

„Ist ja Unsinn, Mieze, er ist ja noch so jung." Helene küßte sie zärtlich, Mieze seufzte und dachte bei sich, daß sie wohl nie zum Heirathen kommen würde.

Der alte Burger merkte nichts, und da Mieze, nachdem ihr Herz diesesmal ernstlich gesprochen, keinerlei andere Liebesverhältnisse anfing, glaubte er, daß das Fräulein Schwarz dem armen Kinde sehr Unrecht gethan und aus jedem mückenartigen Verehrer einen Elephanten gemacht hätte. Recht ärgerlich wollte er eines Tages die ganze Korrespondenz mit den Damen in Wiesbaden vernichten, als ihm beim Nachlesen der Briefe der Name Randou auffiel. Nun begann es bei ihm zu dämmern, er eilte in Helenens Zimmer, die er dort nicht traf, dafür Mieze. Sie las einen Roman und weinte bittere Thränen dabei, was sie jedoch nicht hinderte, zu gleicher Zeit mit ihren weißen Zähnen ein mit Schinken belegtes Butterbrod zu verzehren.

Dieser Anblick brachte den gutmüthigen Alten dermaßen in Zorn, daß Mieze fast die erste Ohrfeige von ihm bekommen hätte.

Die darauf folgende Scene drehte sich nun ausschließlich um den verbotenen, mit so vielem Appetit verzehrten Schinken, Randon's wurde mit keinem Worte gedacht.

So vergingen wieder einige Tage. Mieze war die Liebenswürdigkeit selber und schmeichelte so lange, bis Helene eine Gesellschaft gab und auch Bob Randon einlud. Das Unglück wollte aber, daß dieser gerade einen Ausflug nach Heidelberg unternommen hatte. Er war sehr unglücklich, als er nachher erfuhr, was er versäumt hatte, und Mieze nicht minder. Sie wollte nun gar nicht singen, ließ sich aber dazu bereden, ja sang sogar das bewußte Müllerlied mit so viel Ausdruck, als solle ihre Versicherung bis nach Heidelberg bringen.

Helene machte eine allerliebste Wirthin, die Gäste waren entzückt von ihr. Sie erschien seit einiger Zeit so heiter, wirklich ganz verändert. Sie gab auch viel mehr Geld aus als früher. Mieze glaubte, daß sie etwas geschickt bekommen habe. Warum war Helene nur gegen sie so verschlossen? Sie wollte nicht sagen, von wem der lange Brief sei, den sie empfangen, und den sie, wie Mieze recht gut gemerkt, seitdem mit still seligem Lächeln immer wieder gelesen. Sie behandelte Mieze noch stets wie ein Kind und würdigte sie nicht ihres Vertrauens, so dachte diese.

Ganz athemlos stürzte Mieze eines Tages in's Haus. „Helene! Helene!" schallte ihre Stimme laut durch den Korridor. Rufend eilte sie durch die Zimmer, alle Thüren hinter sich offen lassend. „Helene, wo bist Du?"

„Nun, Mieze, wo br[illegible] fragte diese lachend, indem sie aus dem Gar[illegible] trat.

„Helene! Helene! Er ist ja da!"

„Wer?"

„Otto, Otto!"

„Otto Armfeld? Woher weißt Du es?"

Helene, jetzt ebenso erregt wie Mieze, wurde leichenblaß.

„Eben bei seiner Mutter. Vor einer Stunde ist er erst angekommen, ganz unerwartet. O Gott, Helene, wie schön ist er! Tante Armfeld hat nicht zu viel gesagt von ihm. Sie lacht und weint jetzt in einem fort, er kann sie nicht verlassen, sonst wäre er schon hier. Ich wollte Dich holen, das gab er aber nicht zu. Er wird mir gleich folgen. Ah — da ist er schon!"

Otto Armfeld stand plötzlich in der geöffneten Thüre.

Helene war wie erstarrt. Die Freude, das Glück dieses unerwarteten Wiedersehens raubte ihr alle Fassung, eine große Verlegenheit bemächtigte sich ihrer, versagte ihr jedes Wort des Willkommens und ließ Armfeld, der in freudiger Erregung ihr entgegengeeilt war, scheu zurücktreten.

Er wagte jetzt nur, ihr stumm die Hand zu reichen. Sie bat ihn, Platz zu nehmen, und dann schien es gerade, als sähen sich Beide zum ersten Male, denn so wurde die Unterhaltung geführt. Fragen nach dem gegenseitigen Befinden und — und — ja was?

Mieze konnte diese Förmlichkeit nicht begreifen; Otto Armfeld that ihr leid. Warum hieß Helene ihn nicht willkommen? Sie begann daher jetzt zu reden und fragte Otto nach Allem und Jedem, was Helene sich sehnte zu erfahren, und der kleinen Mieze stand er unbefangen und fröhlich Antwort. Er erzählte von seinen Reisen,

fernen Ländern und Zonen. Mieze wünschte zu wissen, ob er nun hier bleiben würde, und erfuhr, daß Herr W., sein jetziger Chef und Wohlthäter, der mit ihm nach Europa gekommen sei, ihn unter sehr günstigen Bedingungen zum Vertreter seiner Firma in Hamburg ernannt habe. Darauf ein leiser Freudenlaut von Helenens Lippen und ein strahlendes Lächeln, mit dem sie hinfort an Armfeld's Zügen hing. Unter diesem Lächeln schwand auch seine Kälte, der Glanz seiner Augen gab denen Helenens nichts nach.

Wie seltsam dies Alles war! Helene hatte so oft und viel von Otto Armfeld gesprochen, und jetzt verkehrten sie fremd mit einander. Und es plaudert sich doch so nett mit ihm, er hatte so viel Interessantes gesehen, wußte so hübsch zu erzählen.

Dieses Alles dachte Mieze, während Otto Armfeld sich jetzt empfahl.

Schnell schlüpfte sie aus dem Zimmer, Helene sollte mit ihm allein sein. Er stand bereits an der Thüre und sagte nur: „Welch' ein entzückendes Geschöpf ist doch die Kleine!"

Als er fort war, eilte Helene in ihr Schlafzimmer, warf sich vor ihrem Bette nieder und drückte krampfhaft schluchzend ihren Kopf in die Kissen.

8.

Armfeld begleitete seinen gelähmten Chef nach Teplitz, dann kehrte er wieder zurück. Vorher hatte Herr W. Frau Doktor Armfeld einen Besuch gemacht und Helene

dort getroffen. Aus seinem Munde hörten beide Frauen noch einmal die Einzelheiten von Armfeld's muthiger That, von der dieser selbst nicht zu sprechen liebte.

Er meinte, wenn man etwas Gutes thue, müsse man nicht viele Worte darum machen, sonst verliere es seinen Werth. Dabei nahm er Helenens Hand und drückte einen Kuß darauf. Sie erröthete und wandte sich ab. Er seufzte nur.

Im Anfange kam Armfeld alle Tage in Helenens Haus. Sie freute sich darauf, sobald sie Morgens die Augen öffnete, sie zählte jede Stunde, bis sein Tritt erschallte. Und dann dachte sie: „O Gott, er darf ja nicht sehen, wie sehr ich ihn liebe. Mein Kuß zum Abschiede hat ihm Alles verrathen. Er fühlt nur Dankbarkeit für mich, so große Dankbarkeit, daß er sich entschließen könnte — nein, nein! An mir ist es, diesen unglückseligen Kuß aus seinem Gedächtniß zu verwischen!"

Oft wollte Armfeld zu ihr sprechen, ein paarmal faßte er ihre Hand und sah ihr warm in die Augen, und immer wieder wandte sie sich ab, immer wieder wollte sie sich nicht rühmen lassen.

Ganz geschäftsmäßig besprachen nun Beide die Geldangelegenheit, Armfeld war jetzt im Stande, seine Schuld zu tilgen. Als man Alles arrangirt hatte, wollte er ihr wiederum danken, herzlich, innig. Bei den ersten Worten erhob sich Helene.

„Wir sind nun quitt," sagte sie einfach und reichte ihm die Hand.

„Nein, nein, das sind wir nie!" Er wollte noch etwas hinzufügen, aber er fand nicht den Muth.

Warum machte sie es ihm so schwer? Hatte sie früher nichts, gar nichts weiter für ihn gefühlt, als Mitleid? Würde sie nie etwas Anderes fühlen können?

Mieze fand dieses Verhältniß entsetzlich, Alle litten darunter, und bei den größeren Touren, die man jetzt gemeinschaftlich unternahm und an denen sich auch der alte Burger und einmal ganz unerwartet und unaufgefordert Bob Randon betheiligte, suchte Mieze Helenens Kälte durch doppelte Freundlichkeit und Munterkeit wieder auszugleichen. Sie scherzte und lachte und sah so hübsch und fröhlich dabei aus, daß Bob vollständig in Feuer und Flammen gerieth und gewiß endlich das so sehnlich erwartete Wort gesprochen hätte, wenn ihr Armfeld nur von der Seite gegangen wäre.

Aber Herr Otto schien sich über ihr Geplauder außerordentlich zu amüsiren, freilich beobachtete die kleine Dame im Stillen, daß er dann und wann einen vorwurfsvollen Blick auf Helene warf, die im ernsten Gespräch mit Burger blaß und ehrbar hinterher schritt.

Helene glaubte von heute an ganz bestimmt, daß Armfeld Mieze liebe, noch ehe sie den warmen Blick gesehen, mit dem er dem reizenden Kinde zum Abschiede die Hand gereicht.

Bedauernswerther Armfeld! Sie wußte ja, daß Mieze ihn nicht wieder liebte, der kleine Schmetterling, der so lustig durch's Leben flatterte, hatte seit Kurzem sich die Flügel verbrannt. Ahnte Armfeld nicht, daß dieses ge-

schehen? Und dennoch, wenn Mieze die Wahl hatte: Bob oder Armfeld? Würde sie lange im Zweifel sein?

Welche Gedanken! Welche Qualen!

Helene warf sich in dieser Nacht schlaflos hin und her. Endlich stand sie auf. Sie ging im Mondschein im Zimmer auf und nieder.

„Was will ich eigentlich?" fragte sie sich, wie sie es schon vor Jahren gethan. „Ich bin schon so alt und noch immer schweigt das Hoffen und Sehnen nicht. Worüber beklage ich mich? Hat mir Jemand etwas genommen, das mein war?"

Sie schüttelte den Kopf. Armfeld's Herz war nie ihr Eigen gewesen, seine Hand konnte ihr nur als ein Tribut der Dankbarkeit gehören. Dieser Gedanke gab ihr allen Stolz zurück.

Sie öffnete das Fenster und beobachtete das Spiel der Wolken am klaren Nachthimmel. Der Wächter schritt vorüber, als er wiederkehrte, zog sie sich zurück.

* * *

„Nenne Herrn Armfeld nicht immer Otto, wenn Du von ihm sprichst, Mieze. Das klingt so familiär," ermahnte Helene am anderen Tage das junge Mädchen.

Mieze rümpfte die Nase und Helene fuhr fort: „Dein ganzes Benehmen ist jetzt wieder so frei, ja, so kokett —"

„Nun, ich glaube, daß mein kokettes Wesen für Armfeld viel amüsanter ist, als Deine Feierlichkeit," sagte Mieze schnippisch.

„Darauf kommt es gar nicht an. Um so weniger, als —"

„Um so weniger," fiel Mieze ein, „als Herr Otto Armfeld fortgeht."

„Was sagst Du?"

„Ja, weißt Du es denn noch nicht?"

In diesem Augenblicke wurde Herr Armfeld gemeldet. Helene war völlig fassungslos.

„Sie wollen fort?" Ihr Ton war sehr erregt.

Armfeld nickte bejahend, er blickte Mieze an und schien sie um etwas bitten zu wollen; die Kleine war taktvoll genug, das Zimmer zu verlassen.

Nun gab es wieder zwischen den Zurückbleibenden die alte Verlegenheit, die große Höflichkeit, dann endlich ermannte sich Armfeld.

Er sprach von seiner Dankbarkeit — ach, das entsetzliche Thema! — er nahm Helenens Hand, als er seines Fortgehens erwähnte. Dann stammelte er von einer Hoffnung, einer warmen, innigen Liebe, die sein ganzes Herz erfülle. Aber er fürchte, daß seine Liebe nicht erwiedert werde. „Helene, Sie sind schon einmal der gute Engel meines Lebens gewesen, sagen Sie mir, ob ich hoffen darf?"

Sie lächelte so traurig, so tief schmerzlich, daß Armfeld betroffen zurückfuhr und ihre Hand los ließ, dann sagte sie: „Nein, mein armer Freund, es ist keine Hoffnung für Sie. Suchen Sie zu vergessen."

Nun war es heraus, aber Armfeld wollte sich nicht dabei beruhigen. „So gehört das Herz, von dem ich mein Glück erhoffe, schon einem Anderen?" fragte er mit zitternder Stimme.

Als Helene auch dieses leise bejahte, sprang er empor und nahm seinen Hut. „Leben Sie wohl, Helene!“ sagte er kurz.

„Aber Armfeld! Otto! Müssen wir Beiden denn darum auf solche Weise scheiden?“

„Sie haben Recht, ich bin ein schlechter Mensch, nachdem Sie so viel für mich gethan haben. Helene, als ich damals ging, gaben Sie mir einen Scheidegruß mit, der mich auf meinem neuen Lebenswege gestählt und ermuthigt hat. Damals — o, ich bin ein verzweifelter Narr gewesen, ich bin es jetzt wieder!“

Nun kehrte Mieze in's Zimmer zurück. Armfeld küßte beiden Damen die Hand. Mieze rief: „Soll dies ein Abschiedsbesuch sein?“ Er bejahte es, dann war er fort.

„O Gott, Helene, habt Ihr Euch noch immer nicht verlobt?“ fragte sie vorwurfsvoll.

Helene hatte den Kopf abgewandt, sie machte sich an ihrem Blumentische zu schaffen. Mieze nahte sich ihr. Da schlangen sich ein paar Arme fest um ihren Hals, ein thränenfeuchtes Antlitz preßte sich an ihre Wange und zitternde Lippen flüsterten: „Kind, Kind, Du weißt nicht, wen Du verschmähst!“

„Himmlische Barmherzigkeit, Helene, sei doch vernünftig! Mich will er ja gar nicht. So glaube mir doch!“

„Er hat es mir eben selbst gesagt,“ versicherte Helene.

Mieze war jetzt ganz verwirrt. Da lag doch gewiß ein jammervolles Mißverständniß vor. Sie wollte das aufzuklären suchen, sie mußte es. Ob sie nach Armfeld's Hause gehen sollte? Wer weiß, ob sie Otto dort trifft,

und dann — seine Mutter, die sie keinen Augenblick mit ihm allein lassen wird. Und was sie ihm zu sagen hatte, konnte doch nur unter vier Augen geschehen, schon Helenens wegen. Vielleicht war es besser, ihn Abends am Bahnhofe aufzusuchen? Fortreisen durfte Armfeld ja nicht, so viel stand fest.

Während sie noch hin und her überlegte, hörte sie ein heftiges Rütteln an des Großpapa's Zimmerthüre und endlich Bob's Stimme, die rief: „Hanne, öffnen Sie die Thüre!"

Mieze lief an die Thüre und wurde höflichst um den Schlüssel ersucht. Der alte Burger, zerstreut wie immer, war nach Bob's Stunde fortgegangen, während dieser ein Packet Noten durchblätterte, und hatte seinen Schüler eingeschlossen.

Da war guter Rath theuer. Der Alte hatte den Schlüssel eingesteckt, und einen zweiten gab es nicht. Zwar konnte man von der anderen Seite durch Miezens Schlafzimmer in des Großvaters Stube gelangen, aber es war doch nicht schicklich, daß der junge Engländer diesen Weg einschlug.

Um dieses Alles ihm aus einander zu setzen, ging Mieze zu ihm in's Zimmer. Da Bob sich nun in solch' angenehmer Gesellschaft befand, lag ihm nicht viel mehr an seinem Fortkommen. Er erklärte, geduldig warten zu wollen, bis Burger wiederkomme.

Diese Zeit wußten Beide so vortrefflich zu benutzen, daß, als der Großpapa später ganz harmlos sein Zimmer aufschloß, er ein fix und fertiges Brautpaar vor sich sah, welches bereits die Anfangsgründe der Brautzeit mehrfach

geübt hatte. Mieze war roth wie ein Borsdorfer Apfel, und Bob nahm all' sein Deutsch zusammen, um bei dem Großpapa in wohlgesetzten Worten um die Hand von Miß Mary Meerheim anzuhalten.

„Sieh, Großpapa, Bob ist vermögend, wir können bald heirathen und dann gehen wir für den Winter nach Italien. Und er hat mich so schrecklich lieb und ich ihn, und ich habe schon immer gedacht, er müsse bald etwas sagen. Immer hatte er keine Gelegenheit, und nun hast Du ihn eingeschlossen, Großpapa, und es war nun so schön und —"

Jetzt lachte sie und dann lief sie an's Klavier. Stimme hatte sie in diesem Augenblick nicht, und „Dein ist mein Herz" klang nicht sehr melodisch. Aber Bob gefiel es über alle Maßen und er schloß seine tolle, liebe, übermüthige Mieze stürmisch in die Arme.

Der alte Burger fühlte sich in einer gewissen Verlegenheit, er wußte nicht, was er dabei thun sollte, aber die glückliche Braut half, sie machte ihm klar, daß er jetzt nur seinen Segen zu geben brauche.

Helene kam nun auch herbei, gottlob war sie derselben Meinung. So geschah es denn feierlich und förmlich. Mieze war dem Großpapa sehr dankbar und küßte den lieben alten Mann mit Thränen in den Augen. Als sie auch dann Helene umarmte, flüsterte sie ihr zu: „Heute gibt es noch eine zweite Verlobung, dafür laß mich nur sorgen."

Helene schien Mieze nicht zu verstehen, oder wollte sie es nicht?

Diese hatte jetzt viel mit ihrem Bob zu tuscheln, es

war ja nur natürlich. Sie hatten sich ja auf englisch und deutsch so mancherlei köstliche Dinge zu sagen. Und dann nahm die neugebackene kleine Braut ihren Hut und Schirm und schickte sich an, mit ihrem Verlobten auszugehen. Mit Otto Armfeld wollte sie noch ein ernstes Wort reden. Und als sie ihn am Bahnhofe wirklich auffanden, das schon gelöste Billet in der Hand, reichten einige Worte für ihn hin, dieses mit einem Freudenschrei von sich zu werfen und sich rasch mit dem Brautpaar auf den Weg zu machen.

Frau Olten stand am Fenster, sie sah die Drei kommen und sah Armfeld's strahlendes Lächeln. Dann befand er sich bei ihr im Zimmer, hielt sie in seinen Armen.

Mieze schloß die Thüre, drehte sogar den Schlüssel um und rief lachend: „So, jetzt kommt Ihr nicht eher heraus, bis Ihr Euch verständigt habt. So muß man es machen!"

Seit zwei Jahren bewohnt Herr Otto Armfeld mit seiner Frau eine kleine Villa auf dem Uhlenhorst, jener hübschen Vorstadt Hamburgs, und Mistreß Mary Randon schwärmt ebenso lange in der Schweiz und Italien umher. Da aber in letzter Zeit die Existenz eines jungen Bob das Zigeunerleben seiner Eltern etwas schwierig macht, so haben sich die Herrschaften bis auf Weiteres nach England begeben, wo es sich an der See auch angenehm leben läßt. Man sagt, daß Mieze noch mit demselben Ausdruck wie früher singt: „Dein ist mein Herz!"

Armfeld's Mutter ist in Frankfurt bei ihrem Doktor und ihren Gewo[illegible]n geblieben, bringt aber den größten



Theil des Jahres in Hamburg zu, wo die frische Luft des Uhlenhorst ihren Nerven ganz besonders wohl zu thun scheint. Herr Burger hat seine Stunden aufgegeben und ist Helenen gefolgt, ihm erschien es fast unmöglich, von nun an ohne seine töchterliche Pflegerin zu existiren. Er ist gütig, zufrieden und zerstreut wie immer, und erfreut sich an dem Schatz der neuen Opern, die das Hamburger Stadttheater alljährlich zur Darstellung bringt.

Die Ehe Armfeld's und Helenens war eine überaus glückliche. Nie wieder aber war zwischen ihnen die Rede von jener verhängnißvollen Stunde im Eisenbahnwagen, die Beide eigentlich zusammengeführt.

Eines Tages jedoch trat Helene in ihres Gatten Zimmer, als dieser gerade eine der Pistolen in der Hand hielt, die über seinem Schreibtisch hingen, und sie reinigte. Beider Blicke begegneten sich und unwillkürlich fanden sich die Herzen in derselben Empfindung. Armfeld schloß Helene in seine Arme und drückte einen langen Kuß auf die Lippen der geliebten Frau. Gesprochen wurde in diesem Augenblicke keine Silbe, sie verstanden sich ja ohne viele Worte.

Ein spanisches Liebespaar.

Nach einer wirklichen Begebenheit mitgetheilt

von

Klara Reichner.

(Nachdruck verboten.)

Im Nordosten Spaniens liegt die fruchtbare Landschaft Aragonien, welche einst ein selbstständiges Königreich bildete, bis sie mit Spanien vereinigt wurde. Aragonien selbst theilt sich wieder in verschiedene Provinzen, von denen die südlichste Teruel heißt, ebenso wie ihre Hauptstadt, welche, am Zusammenfluß des Guadalaviar und Rio Alhambra, 2800 Fuß hoch über dem Meeresspiegel gelegen ist.

Zu Anfang des 13. Jahrhunderts spielte in dem Städtchen Teruel jene merkwürdige Begebenheit sich ab, von der die Chroniken Spaniens Folgendes berichten.

Es war im Jahre 1217, als der König Jayme von Aragonien zu Teruel seinen Hof hielt und dort ein tapferes Heer sammelte, um gegen den berühmten Maurenkönig Abu Ali von Valenzia zu ziehen. Da dieser Maurenfürst an Tapferkeit und Stärke seines Gleichen suchte, so bot Don Jayme die ganze Ritterschaft von Aragonien, berühmt von Alters her durch Tapferkeit und ade-

lige Sitte, gegen ihn auf. Ihr folgte alle nur irgend waffenfähige Mannschaft als Fußknechte und Reisige.

In Teruel lebte zu dieser Zeit ein reicher Mann, Don Pedro de Segura, dessen schöne Tochter Isabella die Bewunderung der ganzen Stadt war. Unter allen stolzen Rittern Aragoniens, welche um die Gunst der holden Schönheit sich bewarben, war jedoch kein Einziger, der ihr Herz höher schlagen machte. Die Liebe fragt ja nicht nach Stand und Rang und Reichthum, und so kam es, daß gerade der Aermste und Aussichtsloseste von allen ihren Bewerbern schließlich ihr Herz gewann.

Don Juan de Marzillo war ein junger Rittersmann von edler Abkunft; auch war er so schön und stattlich, als tapfer, aber trotz aller seiner Vorzüge so arm an weltlichen Gütern, daß er lange Zeit hindurch die Dame seines Herzens nur von Weitem zu betrachten und im Stillen zu verehren wagte. Endlich — in der Frühmette der Klosterkirche zu San Bernardo — faßte er den Muth, seiner heimlich Angebeteten ein Zettelchen an die Mantilla zu heften, welches seine innige Liebe ihr gestand. Wohl wußte er, daß dieser Schritt ein gewagter war, trotzdem aber vertraute er auf glückliches Gelingen.

Und wirklich fand die schöne Isabella die an ihre Mantilla angeheftete Liebeserklärung, las sie, und was noch mehr ist, sie war sogar nicht einmal erzürnt darüber. Der junge Ritter, dessen stumme Bewunderung ihrem weiblichen Scharfblick wohl nicht entgangen war, gefiel ihr nicht weniger, als seine feurigen Liebesworte.

Nachdem diese Einleitung zu einem heimlichen Ver-

kehr der Liebenden geführt hatte, entschloß sich Donna Isabella endlich, ihrem Vater die Mittheilung von ihrer Liebe zu Don Juan de Marzillo zu machen. Don Pedro aber war auf's Aeußerste erzürnt, daß seine Tochter ihr Herz an einen so armen Ritter gehängt, und Alles, was die schöne Isabella erlangen konnte, war, daß er versprach: wenn Don Juan de Marzillo innerhalb fünf Jahren ein reicher, angesehener Mann sein werde, wolle er seine Einwilligung nicht versagen, andernfalls jedoch müsse Isabella nach Ablauf dieser Frist den Freier nehmen, den er selber für sie wählen würde.

Was glaubt und hofft man nicht Alles, wenn man jung ist, und so glaubten und hofften auch unsere Liebenden. Don Juan beschloß sogleich gegen die Mauren mitzuziehen, um nebst Gold und Ehre sich so auch die Geliebte zu erkämpfen. Schwer war die Trennung, herzbrechend der Abschied, aber die Hoffnung lächelte den Liebenden tröstreich zu, und am bestimmten Tage befand sich auch Don Juan de Marzillo mit all' den anderen Tapferen, welche die Zierde der aragonischen Ritterschaft bildeten, draußen auf dem Campo grande, vor dem Thore Teruels, wo der König selber sich an ihre Spitze stellte, um sie in den Kampf zu führen.

Beinahe fünf Jahre hatte bereits der Krieg zwischen den Christen und den Mauren gedauert, und weil schon viele aragonische Ritter von dem Schwert der Heiden gefallen waren, so verbreitete sich eines Tages in Teruel das Gerücht, daß auch Don Juan de Marzillo das gleiche Schicksal getroffen habe.



Grenzenlos war Isabella's Schmerz bei dieser Nachricht, doch noch immer konnte und wollte sie die Hoffnung nicht aufgeben, obwohl ihr Vater bereits in sie drang, nun auch ihr Versprechen zu halten, und dem reichen Don Rodrigo de Alzagra, der sie längst anbetete und dessen Werbung er begünstigte, das Jawort zu ertheilen.

„Noch sind die fünf Jahre nicht zu Ende," erwiederte hierauf fast unnatürlich ruhig Donna Isabella. „Und ehe nicht der letzte Glockenschlag verklungen ist, der sie beendigt, eher reiche ich nicht Don Rodrigo meine Hand zum Ehebunde."

Don Pedro zuckte unwillig die Achseln. Er war so sicher, daß der unwillkommene Schwiegersohn für immer beseitigt sei, daß er bereits die Vorbereitungen zur Vermählung traf, damit nach Ablauf der vertragsmäßigen fünf Jahre auch nicht ein Tag Verzögerung eintreten sollte.

So verging wie im Flug die kurze Zeit, welche noch an der vereinbarten Frist der fast abgelaufenen fünf Jahre fehlte.

Mit dem Läuten der Vesperglocke hatte vor fünf Jahren Don Juan de Marzillo Teruel verlassen, bevor der letzte Ton des Vesperglöckleins nicht verhallt war, wollte Donna Isabella nicht dem ihr aufgedrungenen Freier zum Altare folgen. Wie eine Bildsäule, so starr und weiß, ließ sie auf Befehl des Vaters sich von den Dienerinnen schmücken. Ach! ihre Gedanken weilten nicht hier bei all' dem eitlen Tande; sie suchte in der Ferne einen unbekannten stillen Ort mit einem einsamen, verlassenen Grabe, das den Geliebten in sich barg.

Die Dienerinnen hatten ihr trauriges Geschäft beendigt. Die reichgeschmückte Herrin hatte das Ansehen einer Todtenbraut. Da trat Don Pedro ein mit dem von ihm erwählten Schwiegersohne, Beide ebenfalls in reichen, festlichen Gewändern. Rodrigo de Azagra wollte mit jugendlichem Feuer seiner Braut entgegeneilen, doch Isabella wies ihn mit einer so entschiedenen Geberde von sich, daß er bestürzt einige Schritte zurücktrat.

„Ich bitte Euch um einige Minuten Gehör, Don Rodrigo," sprach sie mit unnatürlicher Ruhe und ohne auf das Stirnrunzeln ihres Vaters zu achten.

Dieser schien auf Azagra's zustimmende Verneigung eine Einsprache erheben zu wollen. „Das Brautgefolge wartet!" sprach er.

„Die Vesperglocke hat noch nicht geläutet!" erwiederte bedeutungsvoll Donna Isabella. „Ich muß noch ein paar Worte mit Don Rodrigo sprechen."

Auf Alzagra's Bitte entfernte sich denn auch endlich Don Pedro; die Dienerinnen hatten bereits beim Eintritt der beiden Männer das Gemach verlassen.

Isabella entdeckte nun mit bewegten Worten Demjenigen, der ihre Hand begehrte, daß ihr Herz gefesselt sei für ewig, ob an einen Todten, einen Lebenden, das freilich vermöge sie ihm nicht zu sagen.

„Das Alles ist mir wohl bekannt, Schönste aller Frauen," erwiederte Rodrigo. „Jedoch den Todten habe ich wohl kaum zu fürchten, und vor dem Lebenden wollte ich mir schon Ruhe zu schaffen wissen, wenn Ihr erst einmal meine Gattin seid."

„So kann denn nichts Euch bewegen, auf eine Hand freiwillig Verzicht zu leisten, die nicht zugleich das Herz begleitet?“ rief Isabella außer sich. „O, laßt als eine Braut des Himmels mich dem irdischen Bräutigam entrinnen. Mein Vater ist unerbittlich, doch Ihr, Ihr sagt, daß Ihr mich liebt — so laßt mich denn zu Euren Füßen —“

„O nicht doch, schöne Donna,“ wehrte Rodrigo. „Es geziemt sich Euch nicht, das Knie vor mir zu beugen. Alles, was Ihr wollt, will ich Euch gern zu Liebe thun, nur dieses Eine begehrt nicht von mir, daß ich Euch entsagen soll. Ich bin gewiß, der Tag wird kommen, an dem meine treue Zuneigung Euch rühren wird, und Ihr mir Gegenliebe nicht versagen werdet.“

„Niemals!“ sagte entschieden Isabella. „Wollt Ihr mich aber trotzdem nicht freilassen, so gewährt mir wenigstens die eine Bitte: laßt mich diesen heutigen Abend allein in meinem Zimmer mit Gebet zubringen.“

„Euer Wunsch ist mir Befehl,“ erwiederte Don Rodrigo. „Nur müßt Ihr nicht verlangen, daß der mich beglückende Vermählungsakt hinausgeschoben werde.“

„Sobald die Vesperglocke ausgeläutet hat,“ versetzte blaß wie eine Leiche Isabella, „löse ich mein Versprechen ein und folge Euch zum Traualtare.“

Die Vesperglocke hatte geläutet, die Trauung war vollzogen, das reiche Festmahl mit Musik und Tanz und Becherklang war abgehalten, wie ein fürchterliches Traumbild war Alles vor dem wirren Sinn der bleichen Braut vorbeigezogen.

Endlich ward die Tafel aufgehoben. Isabella befand sich allein in ihrem Zimmer. Der Mond warf sein volles Licht durch das große, offene Fenster, das in den Garten führte, und beleuchtete mit geisterhaftem Schein die blassen Züge der Neuvermählten, welche vergebens vor dem Bild der heiligen Jungfrau Trost und Ruhe im Gebet suchte.

Da — rauschte es nicht draußen in den Blättern der Kastanien und Granaten?

Donna Isabella hörte nichts davon; sie kniete unbeweglich, als wäre sie von Marmor, vor dem Bilde der Madonna, das eine Ampel schwach beleuchtete. Sie wendete dem Fenster den Rücken und sah auch nicht, wie von draußen ein Mann hineinschaute, und dann — als er die helle, kniende Gestalt erblickte, deren kostbares Brautgeschmeide, das sie noch nicht abgelegt hatte, durch die Dunkelheit blitzte und mit dem Mondschein unheimlich um die Wette leuchtete — ohne Weiteres in's Zimmer sprang.

„Isabella!"

Erschrocken blickte Isabella sich um und hätte fast laut aufgeschrien, als sie die dunkle Gestalt eines Mannes im Mantel vor sich sah, den breiten Hut mit den wallenden Federn tief in die Stirne gedrückt, hätte nicht der Schreck ihr die Zunge gelähmt.

Da warf der Mann Mantel und Hut von sich, und das Auge Don Juan de Marzillo's blickte Isabella entgegen.

Kampf, Wunden, Gefangenschaft, Alles hatte Marzillo ruhmreich überstanden, Geld und Gut erworben, um — unterwegs aufgehalten — nur wenige Stunden zu spät

Teruel zu erreichen und dort die Schreckenskunde zu vernehmen, daß Isabella für ihn verloren sei.

„O Isabella, Isabella!" klagte er verzweifelt, „konntest Du nicht wenigstens die Sonne dieses Tages untergehen lassen, der jene fünf Jahre vollendete, bevor Du am Altare das verhängnißvolle Wort aussprachst, das unsere Trennung besiegelte? Ohne Aufenthalt, meinen Wunden und allen Hindernissen trotzend, eile ich hieher nach Teruel, um Dich, die ich erringen will, vermählt zu finden. Das bricht mir das Herz."

Isabella faßte sich zuerst. „Es ist geschehen," sagte sie tonlos. „Wir müssen scheiden, Marzillo — für immer scheiden."

„Einen Kuß nur," bat er, „einen einzigen zum Abschied!"

„Ich bin vermählt!" versetzte Isabella einfach. „Ewig werde ich Dein Bild in meinem Herzen tragen, aber einen Treubruch gegen meinen Schwur kann und darf ich nicht begehen."

Marzillo's Gestalt erbebte in herbem Schmerze. Er blickte sie an, lange und voll Wehmuth, dann sagte er nur noch mit leiser Stimme: „Lebe wohl, Isabella, lebe wohl!"

Dann wendete er sich der Thüre zu. Doch wenige Schritte nur machte er, dann begann er plötzlich zu taumeln und fiel zur Erde nieder.

Angstvoll stürzte Isabella zu ihm hin. Sie faßte seinen Arm, er sank kraftlos herab; sie richtete das Haupt des Ritters in die Höhe, doch es senkte sich wieder auf die Brust — Don Juan Marzillo war todt.

Der verzweiflungsvolle Aufschrei Isabella's rief Hilfe herbei, und man beschloß, um Aufsehen zu vermeiden, den Verblichenen in der Stille der Nacht vor die Thüre seiner eigenen Wohnung zu tragen und an der Schwelle niederzulegen. So geschah es. Don Juan wurde am anderen Morgen dort aufgefunden und drei Tage später war ganz Teruel in Bewegung, um das stattliche Leichenbegängniß des edlen Ritters zu schauen.

Er lag, seinem adeligen Stande gemäß, in einem eigenen, offenen Sarge, anstatt in dem allgemeinen, wie es sonst üblich war, aus welchem die Todten wieder herausgenommen, um — nur in ein Tuch gehüllt — versenkt zu werden. Er trug über seinen gewöhnlichen Kleidern eine Franziskanerkutte, weil man dies seiner Seele für nützlich hielt. Auf dem Kopfe hatte er einen Blumenkranz, in den Händen einen Strauß auserlesener Blumen, und zwölf Jünglinge trugen die Bahre in die Kirche, während der Rath der Stadt und alle Vornehmen, darunter auch Don Pedro de Segura und Don Rodrigo de Azagra, folgten.

Als an dem offenen Sarge die Leichenrede gehalten wurde, drängte eine dicht verschleierte Gestalt sich durch die Menge, flüsterte dem Pfarrer ein paar Worte zu, worauf sie auf den Todten zuschritt und ihr verhülltes Antlitz auf seine blassen Züge drückte. Jedermann glaubte, daß sie eine nahe Verwandte des Gestorbenen sei.

Während nunmehr für die Seelenruhe des Verstorbenen eine Litanei gebetet wurde, sank die Verschleierte plötzlich wie im Uebermaß des Schmerzes mit dem ganzen Körper

auf die Leiche nieder. Als die Litanei zu Ende war, näherte sich der Geistliche der Unbekannten und flüsterte ihr die Bitte zu, jetzt sich zu erheben.

Sie hörte nicht, antwortete nicht, auch auf seine wiederholte Bitte nicht. Da erfaßte er sanft ihre Hand, fuhr aber erschreckt zurück. Die Hand war kalt und leblos. Man entschleierte das Antlitz der Dame — sie war todt! Zugleich aber ging ein einstimmiger Ruf des Schreckens durch die Menge, denn man hatte in der Todten die schöne Tochter des Segura, Donna Isabella, erkannt.

Laut jammernd stürzte der unglückliche Vater auf die Leiche, starr vor Schmerz und Entsetzen stand Rodrigo.

Man setzte das Begräbniß aus, denn der Regidor der Stadt fand den Fall so merkwürdig, daß er erklärte, erst mit dem Stadtrath darüber berathen zu wollen. Das Ergebniß war der Beschluß des Rathes: die beiden Liebenden fortan nicht mehr zu trennen, sondern sie zusammen in ein größeres Grab in der Kirche zu legen, dessen Monument die Stadt auf ihre Kosten errichten lassen wollte.

So geschah es auch. Links vom Hauptaltare der Kathedrale erhob sich bald darauf ein Denkmal, das die Inschrift zeigte: „Hier liegen die berühmten Liebenden von Teruel." —

Und nicht minderen Respekt wie einst das romantisch-ritterliche Volk der Spanier, bewies auch der Tod selber gegen so seltene und heiße, dennoch aber pflichtgetreue Liebe, indem er die durch ihn vereinten Liebenden auch noch im Grabe schonte.

Es war im Jahre 1619, als man diese überraschende

Entdeckung machte. Die Kirche sollte damals restaurirt werden und das Geschenk von tausend Goldmünzen zur Verwendung kommen, das eine reiche Dame in ihrem Testamente der Kirche für einen Altar und Stiftung eines ewigen Lichtes vermacht hatte. Man fand hiefür den Platz, wo das Denkmal der Liebenden bis dahin gestanden, am passendsten, und faßte den Beschluß, dasselbe zu versetzen, und, falls die Ueberreste der Liebenden noch vorhanden, diese abermals darunter zu bestatten.

Welch' allgemeines Erstaunen aber ergriff Alle, die sich zu diesem feierlichen Akte versammelt hatten, als die Leichen des berühmten Liebespaares sich völlig unversehrt erwiesen!

Mit Blitzesschnelle drang die wunderbare Kunde durch ganz Aragonien, von Nah und Fern strömte man herbei, und dieser Zudrang bestimmte den hohen Rath von Teruel, die Liebenden gegen ein festgesetztes Schaugeld zum Besten der Stadtarmen einen Monat hindurch öffentlich zu zeigen. Da aber auch nach dessen Verlauf der Zudrang nicht abnehmen wollte, ward der Beschluß gefaßt, die Liebenden von Teruel fortan in einem Glasschranke aufzubewahren, der in einer Abtheilung der Sakristei der Kirche sich befand, denn der hohe Rath erwog, daß der Anblick der Liebenden erbauend und belehrend auf Jung und Alt einwirken müsse, und daß vornehmlich die Jugend Aragoniens daran ein erhebendes Beispiel von Liebe und Treue nehmen könne.

Infolge dieses Beschlusses zeigte jener Glasschrank, der das berühmte Liebespaar von Teruel barg, zwei Figuren, sonderbaren, lebensgroßen Puppen gleichend in ihrer wun-

derlichen, altmodischen Tracht. Beide aufrecht stehend, er im langen Scharlachmantel mit breiten Tressen als Besatz, den spanischen Hut mit großen Federn auf dem Kopfe; sie in einem seidenen Gewande, dessen einstige Farbe nicht mehr recht erkennbar, dessen Spitzenbesatz ein Opfer der Zeit zum Theil bereits geworden war; von ihm fast nur das Kinn mit kurzem Barte, von ihr ein graubraunes Antlitz, altem Holze ähnlich, sichtbar.

Das waren die Ueberreste des berühmten spanischen Liebespaares: des ritterlichen Don Juan de Marzillo und der schönen Isabella de Segura, wie sie sich erhalten hatten — treu bis in den Tod, ja über diesen noch hinaus.

Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden sie gezeigt. Was dann aus ihnen geworden, ist unbekannt. Wahrscheinlich sind sie, wie so vieles Alte und Ehrwürdige, bei den ungeheuren Verwüstungen der Napoleonischen Kriege ebenfalls zerstört worden.

Eine nordische Eisfahrt.

Reiseskizze

von

A. Berghaus.

(Nachdruck verboten.)

Die Ueberfahrt von Abo nach Stockholm ist kaum eine Seereise zu nennen. Das Auge verliert das Land nicht. Wenn das Dampfboot seine gefährliche Bahn durch die Aboer Schären glücklich zurückgelegt hat, trifft der vorwärts gerichtete Blick, über einen schmalen Sund hinweg gleitend, von Neuem auf eine Reihe von Inseln, in ihrer äußeren Erscheinung durch ihre Wald- und Felscontouren den eben gesehenen gleich, aber zahlreicher und größer. Das ist die sogenannte Alandsgruppe (Ländska Skargarden), oft auch schlechthin Aland genannt.

Die Ostsee, welche sie von allen Seiten bespült, behält nur im Süden der Inseln ihren Namen, im Norden heißt sie bottnischer Meerbusen, und ihre Hauptverbindungen, die breitere zwischen der schwedischen Küste und Aland, das Alandshaff, die schmälere zwischen Aland und Finnland, Skiftet (d. h. die Theilung). Die Alandsinseln selbst sind wiederum durch zwei enge Seepässe, Lappwesi und Delet, die von Süd nach Nord durchgehen, getheilt. Das Alandshaff hat eine Breite von 37½ Kilometer, Skiftet ist im

Süden nicht über 34, im Norden an der schmalsten Stelle kaum 3 Kilometer breit. Die Alandsinseln haben einen Flächeninhalt von etwa 42 Quadratmeilen; ihre Zahl übersteigt 200, aber nur 80 sind bewohnt. Drei Fünftel der Bevölkerung, schwedischen Stammes, die sich auf ungefähr 16,000 Köpfe beläuft, wohnt auf der sich bis auf 37½ Kilometer Länge und 45 Kilometer Breite ausdehnenden und an Areal 5 Quadratmeilen umfassenden Hauptinsel, dem sogenannten festen Aland (Fasta Aland). Die gesammte Inselgruppe, welche in politischer Beziehung unter das Gouvernement Abo fällt, in kirchlicher in acht Kirchspiele getheilt wird, die zum Bisthum Abo gehören, hat keine Stadt aufzuweisen, ja die Menge an den Küsten zerstreut liegender, rothbemalter Holzhäuser und Holzhütten hat nur selten das Ansehen eines Dorfes, wie etwa in Eckerö, Skarpans und Degerby, wo die Häuser näher an einander treten und sich Zoll- und Postgebäude aus Stein erheben.

Das Klima ist — bei unverkennbarem Einfluß des Meeres — mild und feucht; der Herbst verlängert sich oft in guten Jahren bis in den Dezember, dagegen ist, bei häufigem Nordwind, das Frühjahr kalt und trocken und erscheint spät, zuweilen erst im Juni. Dafür ist der Sommer herrlich mit seinem glänzenden Sonnenschein und seinen kurzen, sternenhellen Nächten. Charakteristisch für die Alandsinseln ist der außerordentlich schnelle Temperaturwechsel. Es kommt im Winter nicht selten vor, daß das Thermometer im Verlaufe einiger Stunden von 3 oder 4 Grad auf 10, 15, ja 20 Grad Kälte sinkt. Die Aländer

wissen sich gegen die Gefahr, welche so schroffer Wechsel erzeugen muß, wohl zu schützen, indem sie, in Boot oder Schlitten, stets ein Reservekleidungsstück mitnehmen. Die Herbststürme sind fürchterlich, kein Oktober vergeht, wo nicht die Alandsinseln und ihre Sunde und Klippen den Schauplatz zahlreicher Schiffbrüche abgeben.

Die Seen und kleinen Sunde der Alandsinseln bedecken sich im Winter regelmäßig so stark mit Eis, daß der Verkehr darüberhin zu Fuß, zu Pferde und mit Schlitten ungehindert stattfinden kann. Eine Eisstärke von 10 Centimeter reicht dazu hin. In solchem Falle muß aber mit großer Vorsicht verfahren werden, und nicht selten kostet die Nachlässigkeit, welche sich die Einwohner selbst dabei zu Schulden kommen lassen, Opfer. Erst wenn das Eis eine Dicke von mindestens 30 Centimeter erreicht hat, darf sich eine größere Anzahl Menschen zugleich und ein schwer belasteter Schlitten darüber wagen. Die beiden Seepässe zwischen den Alandsinseln, Delet und Lappwesi, sowie die Verbindung der Ostsee und des bottnischen Meerbusens nach Finnland zu, Skiftet, frieren wohl an den engsten Stellen zu, aber sie bleiben, wo sie eine breitere Fläche darbieten, den größten Theil des Winters hindurch frei.

Um das Alandshaff in eine feste, sicher von Menschen und Fuhrwerk zu passirende Eisstraße zu verwandeln, bedarf es eines ganz außergewöhnlich strengen Winters. Ehedem war das Zufrieren dieses Haffs ein unerhörter Fall; 1546, wo er eintrat, hielten die Einwohner die Erscheinung für ein Wunder. Seitdem ist sie aber wiederholt vorgekommen, namentlich werden die Jahre 1709,

1799 und 1809 als solche bezeichnet, wo das Haff vollständig von einer starken Eisdecke gefangen war, so daß im letztgenannten Kriegsjahre am 19. März russische Reiterkolonnen, Husaren- und Kosakenschwadronen, ohne Gefahr in wenigen Stunden von Eckerö nach dem schwedischen Küstenstädtchen Grißlehama über die Eisbahn gelangten.

Das Bild, welches im Winter die erstarrten Wogen des unruhigen und deshalb von dem der Seereise Ungewohnten gefürchteten Alandshaff gewähren, ist ein wunderbares, über alle Maßen großartiges, aber vom Eindruck des Schreckens nicht freies. Der Postverkehr zwischen Finnland und Schweden, welcher über Aland besorgt wird, hat im Winter mit großen Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen. Den Gefahren, welche der schnelle Temperaturwechsel mit sich bringt, begegnet das Eisboot, dessen sich dann der zum Postdienst verpflichtete Aländer bedient, nicht immer, und leider nur zu häufig ist der Verlust von Menschenleben zu beklagen.

Vor drei Jahren machte ich nun im Januar eine solche Winterreise von Stockholm über die Alandsinseln nach Finnland. Der beschwerlichen Passage über das Alandshaff, dessen stürmische Wogen mit großer Stärke an das Boot schlugen, folgte die wirklich mit ernsten Gefahren verknüpfte über die kleineren Seen und Sunde, die beiden größeren Seepässe, Delet und Lappwesi, und über Skiftet. Der genannte Monat war ein verhältnißmäßig milder; Thauwetter wechselte unaufhörlich mit Nachtfröstén, so daß die Möglichkeit der Passage oft für die nächste Stunde nicht vorauszusagen war. Das geringste Ungemach war

es noch, daß meine Mitreisenden und ich zuweilen, der Unsicherheit des Eises wegen, den Schlitten verlassen und einzeln hinter einander über die fußhoch mit Wasser und schmelzendem Schnee bedeckte, oder durch hoch sich aufrichtende Eisschollen unwegsame Fläche wandern mußten. Das Gepäck wurde dann auf kleinen Handschlitten nachgezogen. Oft war keines der drei Fortschaffungsmittel, auf eigenen Füßen, auf Schlitten oder Boot möglich, es mußte gewartet werden. Dabei waren wir armen Reisenden, wie sich später erwies, nicht selten die Opfer der Habsucht der Einwohner, welche uns, dem Sturme und Regen ausgesetzt, unsere gefahrvolle Reise auf Umwegen machen ließen, um dafür höhere Bezahlung zu erlangen.

Von besonderem Interesse war uns stets der wunderbare Instinkt der Pferde. Fast immer, wenn sie das Eis betraten, gingen sie anfangs Schritt, um die Stärke des Eises zu erkunden, und erst, wenn sie sich zu ihrer Zufriedenheit darüber vergewissert hatten, folgte Trab oder Galop; sowie aber die Eisdecke wieder schwächer wurde, nahmen sie Paß oder Schritt an, ja zuweilen standen sie plötzlich still und waren auch durch das lebhafteste Antreiben des Führers nicht vorwärts zu bringen. Dann konnte man darauf rechnen, daß das Eis für Fuhrwerk nicht mehr zu passiren war.

Besonders schwierig war das letzte Stück unserer Reise, von einer der größeren Alandsinseln, von Kumblinge über Skiftet nach den Aboer Schären.

Die kurze Strecke vom Dorfe Kumblinge nach der Küste wurde heiter und guten Muthes in Schlitten zurück-

gelegt. Auch das Küsteneis — es war altes Eis — erwies sich als stark und fest und die Pferde sausten im Galop dahin. Plötzlich aber verfinsterten sich die Züge unserer Führer; an Stelle ihrer heiteren Gespräche trat düsteres Schweigen.

„Was gibt's denn?" fragte ich endlich, „wird der Weg nicht immer schön bleiben?"

Der Erste unter den Leuten wies mit dem Finger auf eine Fläche am Horizont, die blank wie Stahl herüber leuchtete, und sagte: „Sehen Sie dort jenen Sund (Skiftet)? Gestern sind wir mit dem Boot darüber gefahren, heute ist er gefroren, aber wer sagt uns, ob das über Nacht gewordene Eis halten wird?"

„Wir müssen es probiren!" antwortete ich entschlossen.

In kurzer Zeit waren wir an der Stelle, wo jenes Eis anfing. Es war durchaus anderer Art als das, was wir bisher unter uns gehabt hatten. Die Fläche war glatt wie ein Spiegel, denn das Eis hatte sich bei ruhiger Luft gebildet, gleichmäßig glänzend, ohne die geringste Unebenheit, ohne alle Schneeflecken. Aber dieses Eis, so prächtig anzuschauen, war um so gefährlicher für die Passage. Jeder Stoß mit der Sonde fuhr durch und ließ das Wasser hervorquellen.

Vor weiterem Vorschreiten wurde nun erst Rath gehalten. Es wurden verschiedene Auskunftsmittel vorgeschlagen. Einige wollten Eisboote holen, jene Fahrzeuge, die wie Schlitten über das Eis gleiten, so lange es hält, und sogleich als Boote auf dem Wasser schwimmen, wenn es über dem brechenden Eise aufsteigt; Andere wollten ein

langes Seil haben, an das wir uns, Einer hinter dem Anderen hergehend, halten sollten, damit Jeder, dem das Eis unter den Füßen wiche, gleich durch die Uebrigen oben erhalten werde; endlich schlugen Andere vor, sich, mit dem Oberleibe flach auf ein Brett gelegt, mittelst Haken oder Messer auf dem Eise fortzuziehen und zu stoßen. Aller dieser Hilfsmittel bedienen sich die Aländer, je nach dem einzelnen Falle, bei ihren Winterreisen. Allein uns fehlte es an den dazu erforderlichen Apparaten; sie sich zu verschaffen, hätte viel Zeit gekostet. So beschlossen wir, Pferde und Schlitten zurückgehen zu lassen und zu Fuß weiter vorzudringen.

Bald waren wir denn mitten auf dem wenige Stunden alten Eise. Unsere Aufregung zu schildern wäre unmöglich. Wir konnten nicht gehen, sondern nur die Füße schleifen, so unsicher war es. Der geringste falsche Tritt konnte einen Fall verursachen, der uns unfehlbar in die Tiefe gestürzt hätte. Und doch war es so schwierig, das Gleichgewicht zu behalten, denn das Eis wallte wie Wellen. Jeder Stoß der mit der Sonde Voranschreitenden auf das Eis durchzuckte uns wie elektrisches Fluidum. Viermal schon hatte ich gefühlt, daß das Eis unter meinen Füßen nachgab. Und wenn ich die weite Fläche mit den Augen maß, die sich vor uns ausdehnte, wenn ich daran dachte, daß eine einzige Erschütterung, vielleicht nur ein falscher Tritt hinreichte, eine Spaltung zu bewirken, die in einem Augenblick die Eismassen rund um uns her losgerissen hätte, dann fing ich an, mich nach dem langweiligen Aufenthalt in Grißlehama, nach der stürmischen Fahrt

über das Alandshaff, nach den Schneebergen, nach all' den Schrecken, die uns doch so grausam gepeinigt hatten, zurückzusehnen.

„Stopp!" ertönte plötzlich der Ruf von den Männern mit der Sonde her.

Sofort blieb Alles stehen. Unsere Leute eilten zu den Vordersten, um die Stärke des Eises nach allen Richtungen vorwärts untersuchen zu helfen. Die Eisrinde wurde nämlich dermaßen dünn, daß zu weiterem Vorschreiten erst förmliche Nachforschungen angestellt werden mußten. Wir blieben bei unserem Gepäck stehen, schweigend und bewegungslos. Unterdeß begann es zu dunkeln, die Luft wurde schneidender.

Die Untersuchung dauerte über eine Stunde. Das Ergebniß war ein schlechtes: unsere Leute kamen mit dem Bescheid zurück, daß nirgendwo vorwärts zu kommen sei.

„Was werden wir nun thun?" fragte ich.

„Den Weg wieder zurück machen bis nach Enklinge."

„Und wo ist Enklinge?"

„Da, vor uns, in zwei Stunden sind wir dort."

„Das wäre ein schlechter Spaß."

„Ja, dann müssen wir bis morgen früh hier auf der Stelle bleiben."

Es leuchtet ein, daß der letzte Vorschlag unannehmbar war. Keiner von uns konnte daran denken, die Nacht hier auf dem Eise zuzubringen. Wir entschieden uns also nothgedrungen für den mühsamen Marsch nach Enklinge. Dort verbrachten wir in einem schlechten Wirthshause und in noch schlechteren Betten eine schlaflose Nacht. Desto zeitiger

machten wir uns am anderen Morgen auf, um unsere Reise fortzusetzen.

Und siehe da! Das Eis, welches uns den Abend vorher nicht hatte tragen können, war während der wenigen Stunden unseres Aufenthalts in Enklinge so stark geworden, daß wir unsere Reise sogar im Schlitten und mit Pferden fortsetzen konnten. So passirten wir in rascher Flucht die Stationen Brändö, Wartsala, Helsinge. Die Alandsinseln lagen nun hinter uns und bald war Finnland erreicht.

Wenn wir einige Tage später Lust gehabt hätten, diese Reise von Neuem zu machen, würde sie mit der größten Leichtigkeit von statten gegangen sein; der Winter hatte seinen ernstesten Charakter angenommen, alle Seen und Sunde, das Alandshaff ausgenommen, waren hart gefroren wie Felsen.

Jene Nacht auf dem Eise aber, bei jedem Schritte dem Versinken in die Tiefe des Meeres ausgesetzt, wird mir unvergeßlich bleiben.

Etwas vom Munde.

Physiognomische Skizze

von

Ernst Jederfall.

(Nachdruck verboten.)

Lavater, der die Physiognomik — die Kunst, aus den Gesichtszügen auf das geistige und moralische Wesen des Menschen zu schließen — einmal die schönste und bedeutungsvollste aller Sprachen genannt hat, preist den **Mund** als den herrlichsten und sprechendsten Theil des Angesichtes, als das beseelteste und bedeutsamste aller unserer Organe, weil „Alles im menschlichen Munde liegt, was im menschlichen Geiste liegt".

In der That ist dieses Sinnesorgan nicht nur das Thor aller leiblichen Nahrung und damit, wie auch als Ein- und Ausgangspforte des Athems, die Bedingung alles Lebens; es vereinigen sich in ihm nicht nur Geschmackssinn und Tastsinn (der Zunge) auf merkwürdige Weise, wie es bekanntlich ja sogar die Thätigkeit des Gehörorganes unterstützt; es macht nicht nur das wichtigste Bildungsmittel des Geistes überhaupt, die Sprache, allererst möglich; sondern es ist, physiognomisch betrachtet, durch die unendliche Ausdrucksfähigkeit seiner Theile zugleich das im höchsten Grade charakteristische und vielleicht das bedeu-

tungsvollste Gebilde für die Kenntniß der seelischen Eigenthümlichkeiten des Menschen.

Fassen wir das zu besprechende Sinnesorgan zunächst ohne Rücksicht auf seine Bewegungen nach seinen einzelnen Theilen und bleibenden Formen in's Auge, so sind — abgesehen von Kinn und Wangen — die eigentliche Mundöffnung mit den Zähnen und der Zunge von der Ober- und Unterlippe zu unterscheiden.

Von diesen Theilen des Mundes besitzt die für gewöhnlich der äußeren Wahrnehmung sich entziehende Zunge die geringste oder fast gar keine physiognomische Bedeutung, denn sie tritt bekanntlich eigentlich nur im kindlichen Alter offen zu Tage, so lange eben die hoffnungsvolle Jugend ihrer Geringschätzung einen angenehmeren Ausdruck zu geben nicht befähigt oder geneigt ist.

Was die Mundöffnung betrifft, so will man bemerkt haben, daß die seelisch hervorragenden Menschen ein durchaus mittleres Verhältniß der Größe derselben aufweisen. Während aber sowohl ein übermäßig breit geschlitzter Mund, den man sprichwörtlich bis zu beiden Ohren aufzureißen vermöchte, wie ebenso ein übermäßig kleiner Mund ein schlimmes Zeichen für das Geistes- und Gemüthsleben des Betreffenden sein soll, hat man einen mäßig großen Mund, wie er im Allgemeinen dem männlichen Geschlechte eigen ist, mit größerer Lebensenergie in symbolischen Zusammenhang gesetzt. Jedenfalls hängt es von der Länge der Mundspalte wesentlich ab, wie viel von den Innentheilen des Mundes, insbesondere von den Zähnen gesehen werden kann, und wie wichtig in physiognomischer

Hinsicht dieser Umstand ist, wie ein Antlitz durch ein geringeres oder erheblicheres Entblößen der Zahnreihen verschönt oder andererseits auf's Empfindlichste verunstaltet werden kann, lehrt die tägliche Erfahrung.

Aerztliche Beobachter haben den Zähnen eine besondere symbolische Bedeutung beigelegt, wonach starke und dichtstehende auf ein langes und thatkräftiges, kleine und getrennt stehende auf ein kürzeres und schwaches Leben schließen lassen, lange und sehr weiße meist auf eine gewisse Unvollkommenheit der Athmungsorgane und damit auf beschränktere Lebensdauer, schlecht entwickelte und zeitig verderbende auf skrophulöse Konstitution, wenn auch nicht eben auf Kürze des Lebens hindeuten sollen.

Ohne Zweifel ist das Gesicht des Menschen um so edler, je mehr das Gebiß in den Hintergrund tritt, denn stark vorspringende Kiefer, die meist mit übermäßig großer Mundöffnung und ebensolchem Gebiß im Zusammenhang stehen, verleihen immer den Ausdruck einer gewissen „Bestialität", wie sie auch den am meisten menschenähnlichen Affen noch anhaftet. Ueberhaupt hat das menschliche Gebiß etwas so Eigenthümliches und in seiner Art von dem aller übrigen Zähne besitzenden Wesen so Abweichendes, daß das Besondere des menschlichen Antlitzes durch nichts mehr so charakterisirt wird, als durch die geringe und doch so harmonische Entwickelung der Kiefer, insbesondere des Unterkiefers, dessen vorn zusammenstoßende Knochenarme zudem die Grundlage des menschlichen, allen Thieren fehlenden Kinnes bilden.

Die hervorragendste physiognomische Bedeutung, auch

schon im Zustande der Ruhe, haben aber von allen Theilen des Mundes die Lippen, deren zart geschwungene Linien bei verschiedenen Menschen eine erstaunliche Mannigfaltigkeit der Formen aufweisen. Wie der bemerkenswerthe Gegensatz zwischen der oberen und unteren, der geistigen und der mehr sinnlich-praktischen Hälfte des Antlitzes sich unverkennbar in dem Gegensatz der Ober- und Unterlippe wiederholt, so kommt der Oberlippe vor der Unterlippe — welch' letztere mehr dem leiblichen Bedürfnisse der Nahrungsaufnahme dient — offenbar die höhere geistige Bedeutung zu. Aus diesem Grunde entspricht die Anforderung an jede edlere menschliche Gesichtsbildung, daß — gleichwie der Geist den Körper, die Vernunft die sinnlichen Triebe — die beseeltere Oberlippe die untere beherrsche und überrage, oder daß die Unterlippe die obere trage. Und fürwahr ist dies Verhältniß so unerschütterlich begründet, daß kaum etwas den Gesammtausdruck des Antlitzes so verunedelt und verroht, wie eine Umkehrung desselben, wie ein augenfälliges Vorstehen der Unterlippe.

Aus demselben Grunde darf für Gesichtsformen edlerer Art die so charakteristische Verbindung der Oberlippe mit der Nase eine verhältnißmäßig nur kurze sein, weil durch die Kürze dieses Raumes, mit der fast stets eine feine Modellirung desselben Hand in Hand geht, gleichsam angedeutet wird, daß der Mund der geistigen Region näher gerückt ist. In der That findet sich eine lange, in der Mitte etwa gar noch vorgewölbte oder affenartig aufgetriebene Oberlippe meist nur bei grobdrähtigen Naturen,

wie sie überhaupt ein deutliches Symbol einer rohen Gesinnung zu sein pflegt.

Im Allgemeinen zeichnet sich die kaukasische Rasse durch feingezeichnete Lippen vor allen anderen aus, insbesondere vor den Negern, deren aufgeworfene, wulstige Polsterlippen auf uns einen abstoßenden Eindruck machen, als Symbol einer sinnlich materiellen Denkungsart.

Wirklich physiognomisches Leben und zugleich eine ausnehmend sprechende Bedeutung gewinnt der Mund jedoch allererst durch seine mimischen Bewegungen, jene unendlich fein abgestuften Regungen der Lippen und Mundwinkel, die in überraschender Weise die wechselnden Zustände und Stimmungen des Gemüthes energischer und unwillkürlicher wiederspiegeln, als irgend ein anderer Theil der gesammten Physiognomie.

Der einfache, allen diesen verschiedenartigsten Bewegungen zu Grunde liegende Muskelapparat des Mundes besteht, der Hauptsache nach, aus dem schlingenartig gebildeten Mundschließmuskel, der in platter und kreisförmiger Gestalt vor der Mundhöhle liegt und in seiner Mitte eine horizontale Spalte, die Mundöffnung, zeigt, und ferner aus den sogenannten Antagonisten dieses Mundschließmuskels, den diesem entgegenwirkenden und an seinem äußeren Rande angehefteten Muskeln. Durch diese beiden Muskelgruppen kann die Mundspalte auf das Verschiedenartigste verzogen und in ihrer Form verändert werden.

Wie kaum anders zu erwarten, stehen, wie die organischen, so auch die mimischen Bewegungen des Mundes zum größten Theil in innigster Beziehung zu dem Ge-

schmacksinn, denjenigen Sinn, der sich von allen Sinnen am frühesten entwickelt und wie kein anderer den Menschen bis zur letzten Stunde beherrscht; schon die erste mimische Bewegung des Mundes, die der Mensch lernt und übt, die Saugbewegung der Lippen, bezieht sich bemerkenswerther Weise auf den Geschmacksinn. Als grundlegende Züge aber, durch deren Kombinationen alle die mimischen Bewegungen, die sich auf den Geschmacksinn beziehen, gebildet werden, sind der prüfende, der süße, der bittere, der verbissene und der verächtliche Zug zu betrachten.

Der prüfende Zug des Mundes ist an Menschen zu beobachten, die den Werth eines Gegenstandes oder Urtheils in Gedanken abwägen. Er äußert sich ganz ebenso durch rüsselartiges Vorschieben der Lippen, wie bei der Prüfung von Speisen, die man zwischen die Lippen bringt und langsam über die Zunge gleiten läßt, um den zu beurtheilenden Geschmackseindruck möglichst zu verlängern, wobei eben — was namentlich bei Weinprobirern stark auffällt — die Lippen sich sehr erheblich vorschieben. Wer in Gedanken eine Sache prüft, spitzt die Lippen wie zum Pfeifen, Küssen, zur Aussprache der Vokale O und U, und stets wird sich in diesem Zuge ein gewisses Selbstgefühl offenbaren, weil der Urtheilende — auch wenn er falsch urtheilen sollte — sich stets, und wenn auch nur vorübergehend, als Autorität fühlt. Es ist daher begreiflich, daß der prüfende Zug des Mundes sich physiognomisch am häufigsten und ausgeprägtesten bei denjenigen Menschen findet, die ihn viel üben, und das sind entweder solche,

die in wirklichen oder in Gedanken vorweggenommenen oder wiederholten Genüssen von Tafelfreuden schwelgen, oder solche, die in der selbstgefälligen Ueberzeugung ihrer eigenen Würde und Vortrefflichkeit sich berufen fühlen, über ihre Mitmenschen und fremde Verhältnisse abzuurtheilen; also die Schlemmer und die Wichtigmacher.

Da man das Süße möglichst vollkommen auszukosten sucht, so werden die Mundmuskeln bei einer süßen Geschmacksempfindung so gestellt, daß möglichst wenig von derselben verloren geht. Man zieht den Mundschließmuskel kräftig zusammen und preßt — wovon sich Jeder, der ein Stück Zucker und einen Spiegel zur Hand hat, leicht überzeugen kann — die Wangen und die geschlossenen Lippen fest an die Kinnladen, um alles Süße auf die Zunge zusammen zu drängen, wodurch der Mund jedoch nicht breit, die Lippen vielmehr eigenthümlich platt zusammengedrückt erscheinen. Als mimischer Ausdruck tritt dieser „süße Zug" genau so wie bei süßen Geschmacksempfindungen dann auf, wenn wir uns in Gedanken mit besonders angenehmen Gegenständen beschäftigen, mit „süßen" Hoffnungen und Erinnerungen. Der süße Zug ist selten physiognomisch, d. h. konstant ausgebildet und fast nie bei Männern, weil eben die süßen Augenblicke nur spärlich in's Leben gesäet sind, und somit die mimische Uebung, die in beständiger Wiederholung einer und derselben Gesichtsbewegung allererst das physiognomische Resultat — den konstanten Gesichtszug — zeitigt, eine nur sehr geringe ist. Wo der süße Zug deshalb dennoch ausgebildet ist, läßt sich fast stets auf ein gezierles oder zur Schau gestelltes

„süßliches Wesen“ schließen, das auf Feinfühlige ungefähr wie der beständige Genuß von süßen Speisen wirkt, mehr oder wenig Ekel erregend.

Gerade entgegengesetzt bildet der bittere Zug sich, wenn er auch im letzten Grunde wiederum nur durch seine Beziehung zum Geschmackssinn erklärlich wird. Stoßen wir beim Essen unverhofft auf einen unangenehm schmeckenden Gegenstand, so reißen wir unwillkürlich den Mund auf und bringen die Kinnladen aus einander, und zwar aus dem Grunde, um einer Wiederholung des unangenehmen Geschmackes vorzubeugen, um die Zunge, die erst dann eigentlich zu schmecken im Stande ist, wenn die auf ihrer Oberfläche endigenden Geschmacksnerven an den Gaumen gedrückt und an demselben gerieben werden, von ihm zu entfernen. Nicht nur die Unterlippe entfernt sich dabei von der Oberlippe, sondern diese selbst bäumt sich in die Höhe, und zwar wird sie durch die sogenannten Oberlippenheber, Muskeln, die an den inneren Augenwinkeln entspringen und deren zwei Enden sich einerseits an die Nasenflügel, andererseits an die Mitte der beiden Hälften der Oberlippe heften, aufwärts gezogen. Durch diese Muskelbewegung werden naturgemäß zugleich die Nasenflügel in die Höhe gezogen, wodurch dann die beiden Mundfalten entstehen, die scharf und tief ausgeprägt und fast geradlinig von den Nasenflügeln zum Munde verlaufen. Ganz derselbe Zug entsteht nun als mimischer Ausdruck des Antlitzes bei sehr unangenehmen, recht eigentlich „bitteren“ Vorstellungen und Stimmungen.

Wie bei allen mimischen Bewegungen des Mundes ist

besonders bei dem „bitteren Zug“ auf den gleichzeitigen Ausdruck des Blickes zu achten, insofern dieselben je nach der Art des Blickes verschiedene Bedeutung annehmen können, so daß z. B. bei mattem Blick der bittere Zug des Mundes dem Antlitz das Gepräge bitteren und duldenden Leidens, bei energischem Blick dasjenige zorniger Erbitterung, bei entzücktem das des Hilfeflehens aufdrückt, bei gleichzeitig durch einander laufenden horizontalen und vertikalen Stirnfalten und weitgeöffneten Augen aber den Ausdruck heftigen Entsetzens hat. Physiognomisch wird der bittere Zug des Mundes bei Menschen, die mit anhaltenden „Bitternissen“ des Lebens zu kämpfen haben, die auf die Seele beständig wie bittere Speise auf die Geschmacksnerven wirken. Der „verbitterte“ Mensch ist eine Folge von außerordentlich unangenehmen Verhältnissen. Der „erbitterte“ dagegen laborirt meistens nur an allzu großer Empfindlichkeit, die ihn seine Umgebung gleichsam durch eine entstellende Brille betrachten läßt.

Noch interessanter in seiner Entstehung ist der verbissene Zug. Wie jede Erregung der Seele sich nicht nur in einem vereinzelten Körpertheil äußert, sondern das ganze Nervensystem und damit alle Muskeln des Körpers in Mitleidenschaft zieht, die Ungeduld z. B. sowohl im Auge wie in den Fußspitzen, der Zorn sowohl in dem sprühenden Blick, wie in der bebenden Hand, wie auch weiterhin in dem zu Boden stampfenden Fuß zum Ausdruck gelangt, so versetzt auch jede heftige körperliche Anstrengung nicht nur diejenigen Muskeln, welche die beabsichtigte Leistung ausführen sollen, sondern erfahrungs-

gemäß auch den gesammten Muskelapparat des Leibes in Thätigkeit. Schon wenn man eine Flasche zu entkorken, oder auch nur etwa ein Packet stramm zu verschnüren, oder gar nur einen widerspenstigen Hemdknopf zu bewältigen sich bemüht, spannt man nicht nur die Muskeln der Finger und Arme, sondern man beißt auch die Zähne zusammen, obgleich diese und ähnliche begleitende Muskelbewegungen völlig zwecklos und überflüssig sind. Es ist begreiflich, daß diese unbeabsichtigten Muskelbewegungen sich gerade in den leichtbeweglichen und breit auf eine Fläche gespannten Gesichtsmuskeln am ehesten und auffallendsten bemerkbar machen; die untere Kinnlade wird gegen die obere, die Zähne fest auf einander gepreßt, als ob sie etwas gewaltsam zermalmen wollten, die Unterlippe krampfhaft gegen die Oberlippe gedrückt, wodurch die letzteren eingekniffen erscheinen und zugleich die Mundspalte eine nach oben gewölbte, sichelförmige Gestalt annimmt. Durch eine komplizirte Muskelzusammenziehung bilden sich schließlich außerdem noch die für den Ausdruck der Verbissenheit so charakteristischen zwei geradlinigen Fältchen, die mitten unter der Unterlippe fast rechtwinkelig und in schräger Richtung nach beiden Seiten verlaufend zusammenstoßen. Aus früheren Erläuterungen ist verständlich, weshalb der geschilderte verbissene Zug nun, wie bei starken körperlichen, so auch bei starken geistigen Anstrengungen zum mimischen Ausdruck kommen muß, in denen man seine ganze Energie einzusetzen hat, um die sich entgegenstellenden Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwinden. Der verbissene Mund läßt deshalb physiognomisch auf einen

Lebensberuf schließen, der dauernd schwierige Leistungen von dem ihm Obliegenden erheischt, wie etwa derjenige der Schmiede, Lastträger, Holzhacker, Bildhauer, Uhrmacher, Stickerinnen u. a.; ebensowohl deutet derselbe aber auch auf „Verbissenheit", welcher Begriff sich eben aus der Anschauung der zusammengebissenen Zähne gebildet hat, auf Eigensinn, Trotz und Verstocktheit, jedoch auch auf Hartnäckigkeit und Beharrlichkeit des Charakters.

Was zuletzt den verächtlichen Zug des Mundes anbetrifft, so bildet sich derselbe nur aus Anlaß einer sehr ausgesprochenen Verachtung, während eine leichtere Geringschätzung nur in der oberen Hälfte des Antlitzes zum mimischen Ausdruck gelangt. Wie bei dem bitteren Zug kräuselt sich die Oberlippe auch bei dem mimischen Ausdruck der Verachtung, als ob man einen widrigen Geschmack verspüre; wie bei dem verbissenen nimmt die Mundspalte eine sichelförmige Gestalt an; die Unterlippe jedoch bäumt sich stark nach oben vor, wie wenn sie den Trotz auf die Spitze treiben wollte, und zugleich entfährt dem Munde ein leichter Luftstoß, als ob dies unmerkliche Blasen hinreiche, den Gegenstand der Verachtung über den Haufen zu werfen. Durch das Umstülpen der Unterlippe bildet sich zugleich eine halbbogenförmige Falte unter derselben, die für den verächtlichen Zug besonders charakteristisch ist. Durch häufige mimische Bewegungen physiognomisch ausgeprägt, findet sich der verächtliche Zug gewöhnlich bei hochmüthigen, anmaßenden Personen, die von ihrem eigenen vermeintlichen Werthe durchdrungen, auf die übrigen Menschen geringschätzig herabblicken.

Es erübrigt vielleicht noch, ein Wort über den *offenstehenden Mund* zu sagen, der sich im Leben am häufigsten bei Schwerhörigen findet, die fortwährend darauf angewiesen sind, aufmerksam zu horchen. Schon aus dieser Thatsache könnte man schließen, daß der mimische Ausdruck des offenstehenden Mundes nicht mit dem Geschmacksinn, sondern mit dem Gehörsinn, wie in organischer, so in symbolischer Beziehung steht. Daß dem nun in der That so ist, leuchtet sofort ein, wenn man bedenkt, daß die Mundhöhle mit dem inneren Ohr durch einen knöchernen Kanal, die sogenannte „Eustachische Trompete", in Verbindung steht, daß die Gehörnerven deshalb ebensowohl durch die Mundöffnung, wie durch das Ohr Schalleindrücke empfangen können, und diese in ihrer Wirkung verstärkt werden müssen, sobald man durch Oeffnen des Mundes die Reizung der Gehörnerven auf zwei Wegen zugleich ermöglicht. Während also der nur aufmerksam Horchende den Mund öffnet, indem er den Unterkiefer schlaff heruntersinken läßt, um die Schallwellen auch durch diese Eingangspforte dem Gehörorgane zuzuführen, pflegt der höchste Grad der Aufmerksamkeit, das Staunen, von einem Aufreißen des Mundes begleitet zu sein, wie wenn man das Ohr so viel wie nur möglich unterstützen wollte, obschon das Staunen sich auf eine Gesichtswahrnehmung beziehen kann. Daß nun auch diese Bewegungen zu mimischen werden, wenn es sich um eine lebhafte Ueberraschung durch Gedanken handelt, erfahren wir alle Tage. Physiognomisch, als bleibender Ausdruck, deutet das „mit offenem Munde dastehen" — wenn es nicht eine Folge des Alters und der Erschlaffung



der Muskelthätigkeit ist — auf Bornirtheit und beschränkten Verstand, der immer auf Gegenstände oder Vorstellungen stößt, die ihn überraschen, weil er sie nicht begreift.

Es konnte in dieser Skizze nur darauf ankommen, die einfachen mimischen Grundzüge des Mundes, die infolge einfacher Geisteszustände und klar ausgesprochener Leidenschaften entstehen, in Kürze zu charakterisiren, aus denen sich dann die unendliche Fülle lebensvoller Variationen und Nüancirungen des Mienenspiels, oft in höchst verwickelter Weise zusammensetzen.

Jedenfalls dürfte jedoch aus diesen als Anregung gegebenen Betrachtungen hervorgehen, daß das Studium des „bedeutsamsten aller unserer Organe" wohl der Mühe werth ist, weil dasselbe in Form und Bewegung für die seelische Eigenthümlichkeit des Menschen im höchsten Grade charakteristisch ist, so daß Herder Recht hat, wenn er meint, daß ein wohlgebildeter, reiner, zarter Mund vielleicht die schönste Empfehlung im Leben ist, da er auf einen guten, menschenfreundlichen und reinen Charakter schließen läßt.

Alte Postgeschichten.

Ein Blick auf die Entwickelung des Verkehrs.

Von

Max Voß.

(Nachdruck verboten.)

Mannigfach haben im Laufe der Zeiten die Formen der Briefe, das Material, auf dem man schrieb, und die Art ihrer Beförderung gewechselt. Immer aber tragen diese Aeußerlichkeiten das charakteristische Gepräge des Kulturzustandes ihrer Epoche und der verschiedenen Lebensgewohnheiten eines Volkes. Was wir heute unter dem Begriff „Post" zusammenfassen, jene Institution, die eine im letzten Menschenalter so ungeheure Entwickelung genommen hat, ist eine hochinteressante Illustration der Kulturgeschichte, welche uns zeigt, wie man diese brieflichen Beziehungen in den verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Kulturvölkern betrieb, wie sie sich mehrten und schließlich in eine Organisation gebracht wurden.

Befragen wir darüber das graue Alterthum, so gibt uns Homer einen der ersten Aufschlüsse. Proitos, erzählt er, übergab dem Bellerophon einen Brief, dessen „Mordwinke, geritzt auf gefalteten Täflein," dem Ueberbringer von Seiten des Königs von Lykia verrätherischer

Weise den Tod bringen sollten. Gleiches berichtet die Bibel von David, der den Uria mit einem Briefe an Joab sandte, des Inhalts, den Besteller um's Leben zu bringen. Da dieser Inhalt den arglosen Trägern selbstverständlich Geheimniß war, so müssen die Briefe verschlossen gewesen sein, sei es durch ein Bastband, dessen Knoten nur der Eingeweihte lösen konnte, oder durch ein Siegel, wozu man in Asien frühzeitig eine gewisse Thonerde, auch Wachs, gebrauchte. Die Briefe selbst waren kleine Wachstafeln mit Inschrift, oder Stücke von feinen Thierfellen, auf deren Innenfläche man die Zeichen ritzte, die der Andere zu lesen verstand. Geheime briefliche Mittheilungen geschahen bei den Griechen durch beschriebene Papyrosrollen auf Stäben. Wenn z. B., heißt es im Plutarch, die Ephoren einen Feldherrn aussandten, so ließen sie zwei Stäbe völlig gleich in Länge und Dicke anfertigen, so daß sie an den Enden genau auf einander paßten; den einen behielten sie selbst, den andern gaben sie dem Abgesandten. Ein Papyrosblatt, wie es die Egypter bereiteten und weithin verhandelten, wurde lang und schmal wie ein Riemen um den zurückbehaltenen Stab gewunden, so daß nirgends darauf ein Zwischenraum blieb. Nun wurde der Papyros der Länge des Stabes nach beschrieben, dann abgewickelt und ohne den Stab an den Feldherrn gesandt. Dieser konnte den außer allen Zusammenhang gebrachten und zerstückelten Inhalt nur dadurch entziffern, daß er den Streifen auf seinen Stab wickelte und die Windungen des Papyros dadurch genau so wieder herstellte, wie sie vorher gewesen waren. Daß für staatliche Zwecke eine Art Post uralt bei Egyptern,

Indern, Chinesen, Juden und Griechen gewesen ist, geht aus erhaltenen schriftlichen Zeugnissen hervor.

Aber auch im alten Mexiko und in den Reichen der Inkas hat es schon eine Staatspost gegeben, und zwar eine ganz und gar eigenthümliche mittelst der Quipus oder Knotenbriefe, die ein erstes Stadium des Schriftthums darstellen. Die Quipus waren farbige Schnüre an einem Hauptstrang, von denen jede ihre Bedeutung hatte und in die man verschieden gestellte Knoten machte. In jeder Stadt waren besondere Beamte bestellt, welche diese Knoten im höheren Auftrage, z. B. um Schlachtberichte zu bilden, zu schlingen und die eingehenden Briefe solcher seltsamen Art zu entziffern hatten.

Indessen kam eine fest organisirte und regelmäßig betriebene Staatspost erst unter den Persern im Zeitalter des Cyrus (6. Jahrhundert v. Chr.) auf. Sie hieß Angareion, was einen Frohndienst bedeutet. Derselbe bestand darin, daß in der ganzen weiten Ausdehnung des persischen Reiches die Landbezirke in bestimmten Entfernungen von einander Stationshäuser mit Ställen für Pferde und Reiter unterhalten mußten. Die reitenden Boten des Königs durchjagten das Land, indem sie an jeder Station von anderen mit frischen Pferden abgelöst wurden. Tag wie Nacht wurde der Kurierdienst unterhalten, und daher gelangten mit außerordentlicher Schnelligkeit die Befehle nach allen Theilen des Reiches, wie ebenso die wichtigen Nachrichten aus den Provinzen nach der Hauptstadt. Die Griechen ahmten theilweise diese Depeschenbeförderung nach. Ihre Boten, Hemerodromen genannt, waren junge, eigens

dazu erzogene Männer, die auf ihren Reisen nichts als Bogen, Pfeile, Wurfspieß und Feuersteine außer dem Briefsack mit sich führten und die oftmals durch ihre Leistungen in Schnelligkeit und Ausdauer zu Fuß sich so verdient machten, daß man ihnen Denkmale setzte. So geschah es dem Philonides, König Alexander's Eilboten und Läufer, der einmal innerhalb neun Stunden von Elis nach Sicyon lief, eine Entfernung von 480 Stadien oder 90 Kilometer. Viele dieser Schnellläufer legten ihren Weg in kürzerer Zeit als ein flinkes Roß zurück.

Auch bei den Römern gab es einen Läuferdienst für Staatszwecke, und ebenso hielten sich die Reichen privatim ihre „Cursores", welche Nachrichten und Briefe schnell zu Fuß oder zu Pferde oft weithin in die Provinzen zu befördern hatten. Unter Augustus aber wurde eine staatlich organisirte Post eingerichtet, wie sie im alten Perserreich bestanden hatte, und nach und nach zu einer hohen Entfaltung gebracht. Hierbei sei erwähnt, daß das Wort „Post" von neuerer Bildung ist, aus dem lateinischen posita (ortsgelegen) stammt und zuerst im 13. Jahrhundert in allgemeinen und amtlichen Gebrauch kam.

Der kaiserlich römische Postdienst hieß offiziell cursus publicus. Der Geschichtschreiber Suetonius berichtet, daß Augustus, um schneller Meldung und Kenntniß erhalten zu können von dem, was in jeder Provinz vorging, auf den Heerstraßen in mäßigen Abständen zuerst junge Leute, dann auch Fuhrwerke vertheilte, damit die, welche von überall her Briefe brachten, zugleich über die zu ihrer Kenntniß gekommenen Vorgänge ausgefragt werden konnten.

In dem neueren trefflichen Werke von Veredarius: „Das Buch der Weltpost", wird auch diese Posteinrichtung des Genaueren nach urkundlichen Belegen beschrieben. Darnach konnte sie als Passagierpost, als welche sie die erste war, mit ihren Fuhrwerken und hotelartig eingerichteten Stationshäusern nur mittelst kaiserlicher Erlaubnißscheine benutzt werden und solche wurden Privatpersonen nicht ertheilt, sondern nur hochgestellten Beamten bei wichtigen Anlässen; freilich kam es dann auch wieder vor, daß Militär auf solche Weise massenhaft befördert wurde. Die Einrichtung beruhte, wie einst in Persien, auf Frohndienst und bildete eine so arge Bedrückung der Unterthanen, besonders der italienischen, daß nach und nach der Betrieb vom Staate übernommen werden mußte.

Die mansiones oder Stationshäuser waren in der Regel etwa eine Tagreise von einander entfernt. Für die Kaiser, wenn sie auf Reisen waren, bildeten diese Stationen Gasthöfe und waren deshalb oft auf's Reichste mit allen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten für einen Aufenthalt versehen. Hadrian, der ja kreuz und quer durch sein großes Reich wanderte, lebte Monate lang auf solchen Stationen; Titus erkrankte auf einer solchen und blieb lange da in Pflege. Konstantin des Großen Mutter, Helena, war die Tochter eines Wirthes auf einer Mansio unweit Nikomedia und bediente da die eingekehrten vornehmen Gäste. Eine solche Hauptstation unterhielt vierzig und mehr Pferde. Natürlich gab es zahllose Beamte in diesem Staatsdienst und der praefectus praetorio in Rom war der bestallte Postdirektor. Im 5. Jahrhundert verfiel die Einrich-

tung mehr und mehr, entsprechend dem Verfall des römischen Staates. Theodosius II. (408 bis 450) gab sich noch die Mühe, dem zum Nachtheil des gesammten Beförderungsdienstes immer zügelloser gewordenen Treiben der Postbeamten Einhalt zu thun und alle unlauteren Elemente aus deren Reihen zu entfernen. Aber schon zwanzig Jahre nach dieses Kaisers Tode wurde die ganze Fahrpost aufgelöst, und bald hernach die gesammte Staatspostanstalt auf bloße Kurierdienste eingeschränkt, bis sich in den Stürmen der Völkerwanderung auch die letzten Ueberreste der einst so großartigen Schöpfung verloren.

Dagegen bestand die uralte Staatspost in China von jeher ungestört, und im 7. Jahrhundert errichteten die Khalifen von Bagdad, deren Reich halb Asien und Egypten umfaßte, eine der alt-assyrischen des Cyrus im Wesentlichen ähnliche. Es gab für sie Ende des 9. Jahrhunderts 930 Stationen auf den wichtigsten Straßenzügen. Als Beförderungsmittel dienten, neben vielen Fußboten, Pferde, Maulthiere und Kameele, Schnellreiter leisteten das Höchste in ihrem Dienst; ihr gewöhnlicher täglicher Ritt war etwa zwanzig geographische Meilen. Die Botenverbindungen wurden nicht regelmäßig unterhalten, sondern traten nur ein, wenn Briefe und wichtige Staatsbefehle in die Provinzen ertheilt werden sollten. Ein Hauptverkehr fand zwischen Bagdad, Damaskus und der heiligen Stadt Mecca statt. Für wie wichtig dies Institut den Khalifen erschien, erhellt aus einem von Abu Djafar Mansur überlieferten Wort: „Mein Thron ruht auf vier Säulen und meine Macht auf vier Menschen, nämlich auf einem unbestech-

lichen Richter, einem energischen Polizeipräfekten, einem ehrlichen Finanzminister und einem treuen Postmeister, der mir genauen Bericht über alle Vorkommnisse gibt." Worin die Khalifenpost, über welche ausführliche historische Werke von Ilwolf, Kremer, Thieme und neuerdings von Hugounet existiren, die ausgezeichnete römische noch übertroffen hat, war ihre Unterhaltung aus Staatsmitteln und ihre theilweise Ueberlassung zu Privatsendungen gegen eine Geldvergütung, die also eine erste Einführung des Porto bedeutete. Die jährlichen Kosten des Instituts wurden für eine größere Provinz auf 154,000 Dinars berechnet, ungefähr 2¼ Millionen Francs.

In Europa machte Karl der Große einen Versuch, in seinem Frankenreiche die römische Staatspost wieder in's Leben zu rufen und dies geschah auch auf Grundlage von Frohndiensten. Aber zu einer Bedeutung über den kaiserlichen Dienst hinaus entwickelte sich dies Institut nicht, und der mittelalterliche Brief- und Kleingüterverkehr, wie ihn sich heute die wohlorganisirten Staatsposten mit erklecklichem Nutzen angelegen sein lassen, wurde in verschiedenster Art durch Boten vermittelt.

Zunächst hatten sich die Klöster ihrer Brüder bedient, um Botschaften an andere Klöster, an ihre Oberen und im Auftrag dieser selbst nach Rom, an den Papst zu bringen. Die Bettelmönche versahen gern solche Dienste auch für Privatleute. Die Briefe jener Zeit waren ausschließlich noch auf die seit der Völkerwanderung in allgemeinen Schriftgebrauch gekommenen Pergamentblätter geschrieben und meistens als Rollen versiegelt. Eine be-

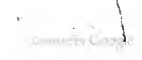
deutende postmäßigere Organisation solcher Klosterbotschaften rief der deutsche Orden im fernen Preußen in's Leben. Am Hauptsitze zu Marienburg hatte er seit dem 14. Jahrhundert ein förmliches Hauptamt für Briefe und Geldsendungen errichtet, das der „Bryffstall“ hieß und von wo aus die „Bryffjongen“, berittene Ordensdiener (Junker), nach allen Richtungen entsandt wurden. Diese „Jongen“ trugen eine blaue Uniform, und in jedem Ordenshause, wo sie ihre linnenen Briefsäcke ablieferten, damit sie ein anderer, da stationirter „Jonge“ weiter befördere, wurde ihnen der Empfang unter Angabe der Zeit desselben bescheinigt. Aus noch vorhandenen Rechnungen des Ordens ersieht man, wie viel solche Botendienste gekostet haben: Ein Brief von Marienburg bis nach dem fernen Rom 10 Mark, wenn er durch einen besonderen Kurier dahin geschickt wurde; wogegen er mittelst eines der „Jongen“ nur 1 Mark Kostenaufwand machte. Mit Auflösung des Ordens verschwand auch seine Post.

Ebenso hielten die Universitäten, die seit dem 12. Jahrhundert sich an Zahl vermehrten, ihre eigenen Boten und namentlich die Pariser besaß dafür eine ansehnliche Organisation in ihrer Brüderschaft der Messagers, die den heiligen Carolus zum Schutzpatron hatte. Ihre Großboten waren so etwas wie Postmeister und aus den angesehenen Bürgern von Paris entnommen. Aus Gefälligkeit übernahmen dieselben auch für eine gewisse Geldgebühr die Besorgung von Privatbriefen und Päckereien. Ueber ganz Frankreich gab es ein Netz von Botenstationen, die von der Pariser Universität errichtet waren und unterhalten

wurden, und da die Einrichtung schon um's Jahr 1300 königliches Privilegium erhielt, so kann sie als die Grundlage der heutigen französischen Messagerie angesehen werden.

Wie Klöster und Universitäten zunächst in ihrem Interesse einen mehr oder minder regelmäßigen Botendienst zur Briefbeförderung einrichteten, so thaten es auch die einzelnen Gilden und Zünfte der größeren Handelsstädte, wenn nicht deren Rathsregierung selber. Eine ausgebildete Stadtbotenpost besaß Straßburg schon im 12. Jahrhundert und 24 Beamte davon mußten dem Bischof zur Verfügung gehalten werden. Sie hießen „die löffere" (Laufer) und waren „geswōrne" und „fromme getruwe biderbe redelich kneht" (Knechte). Nach der Straßburger Botenordnung von 1443 standen damals 97 Boten im Dienst. In silbernen Büchsen trugen sie vor sich auf der Brust die Briefe eingeschlossen, weshalb sie auch gelegentlich derselben von Wegelagerern beraubt wurden. Die Konstanzer, deren Boten auch solche silbernen Briefbüchsen hatten, setzten fürsorglich in ihre Verordnung vom Jahre 1510, daß dieselben nicht versetzt oder verkauft werden dürften.

Eine der ältesten und bestbestellten Posten unterhielt die Stadt Köln. Ihre Boten ritten oder fuhren bis nach entfernten Handelsplätzen und nahmen dahin auch Reisende und Kaufmannswaaren mit sich. Niemals durften sie andere als bürgerliche Sendungen annehmen. Die gewöhnlichen Briefe sammelten sie in den Häusern ein; den Kaufleuten aber sagte ein eigener Börsenknecht Tag und Stunde an, wann ein Bote nach Brabant, Mittel- oder Süddeutschland abging. Für seine Bestellungen erhielt der-



selbe eine feste Gebühr; nach Bonn z. B. acht Schillinge, nach Aachen zwanzig, nach Brüssel sechs Mark, nach Heidelberg acht Mark.

Die Städtevereinigung der Hansa hatte natürlich auch eine solche Handelspost, deren Boten bis Riga einerseits und Holland andererseits gingen, und nach Eintritt der mitteldeutschen Städte in den Bund zu Roß oder Wagen auch bis Wien, Ungarn und Venedig gesandt wurden. Diesen Verkehr zeichnete eine große Pünktlichkeit aus; in jeder Stadt, wo eine Station der Hansaboten war, wußte man genau Tag und Stunde ihrer Ankunft und Weiterreise und richtete darnach Sendungen, die ihnen übergeben werden sollten, her.

Besondere Erwähnung unter den Zunft- und Gildeposten verdient die der Metzger, wie sie sich in Süddeutschland, zumal in Württemberg entwickelte. Ursprünglich aus dem Verkehr hervorgegangen, den die Metzger mit den Viehmärkten in bestimmten Städten unterhielten, wurden diese Fuhren nach und nach auch zur pflichtmäßigen Beförderung von Päckereien und Briefen seitens der Stadträthe angehalten, wofür man der Metzgerzunft gewisse Gerechtsame zu ihrem Nutzen ertheilte. In Heilbronn z. B. hatte die Zunft für den Postzweck sechs Pferde und Wagen dafür zu stellen, und da es in anderen Städten der benachbarten Landbezirke ebenso gehalten wurde, entstand schließlich ein schwäbisches Postnetz und ein genau geregelter Verkehr in demselben. Herzog Johann Friedrich von Württemberg erließ denn auch im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts eine besondere „Post- und Metzgerordnung“, nach welcher

die Schlächterzunft unter staatlichem Schutz und gegen hohe Entschädigung zur Beförderung der Brieffelleisen verpflichtet wurde, die von den Amtmännern oder Postmeistern der Stationen zu übergeben waren. Bei Ankunft und Abgang dieser Metzgerposten blies der Fahrknecht auf einem Horn, was später die Postillone, die allgemein „Schwager“ gerufen wurden, als ein besonderes Recht zugesprochen bekamen.

Die erste Grundlage einer modernen staatlichen Post jedoch ist Englands Verdienst, wo sie schon seit 1300 ihre gemeinnützige Thätigkeit ausübte.

Im Jahre 1516 erhielt dann Francesco de Taxis sein Privilegium für eine kaiserliche Post in Deutschland und den Niederlanden, und nachdem unter vielen Schwierigkeiten und Hindernissen diesem Institut eine Organisation gegeben worden war, ertheilte Kaiser Rudolph im Jahre 1595 das Patent eines Reichs-Generalpostmeisters an die Taxis'sche Familie, welches später zu einem erblichen Mannslehen darin erklärt wurde. Dem „hochbefreiten kaiserlichen Regal“ sollte Niemand ein Hinderniß in den Weg legen, das heißt, alle anderen Postboteneinrichtungen sollten im deutschen Reiche und in den Niederlanden aufhören und ihre Rechte an die Taxis'sche Post abtreten. Dazu waren die alten Institute aber sehr selten geneigt. Sie setzten den Taxis'schen Ansprüchen häufig offenen Widerstand entgegen, es kam darüber in Belgien zu blutigen Postrevolutionen, am Rhein zu langjährigen gegenseitigen Gewaltthätigkeiten und in Süddeutschland blieb man in hartnäckiger Opposition gegen die Neuerung, trotzdem sich ihre gemein-

nützige Wohlthat bald erkennbar machte. Wie immer hing die Volksmenge am lieb gewordenen Alten.

Gleich der Taxis'schen Reichspost erging es ja auch den besonderen Staatsposten, die später errichtet wurden, in Bezug auf anfängliche Feindseligkeit des Publikums. Als Joseph II. im Jahre 1785 die österreichische Staatspost errichtete und damit dem altpatriarchalischen Botendienst ein Ende setzte, war großer Jammer darüber bei den guten Wienern. Sie verloren ja nun ihre liebe Klapperpost, welche von Stadtboten betrieben worden war, die mit einer Klapper durch die Stadt zogen, worauf man ihnen die Briefe durch's Fenster zuwarf oder die Boten in die Wohnung kommen ließ, damit sie die Sendungen abholten. Sehr prosaisch erschien dagegen der kaiserliche Briefträger. Uebrigens war, wie anderwärts, auch die Wiener Post bis zur Mitte dieses Jahrhunderts ein äußerst bescheidenes Institut. In der großen Stadt gab es zur Annahme der unfrankirten Briefe nur einen einzigen Briefkasten, der von Morgens 7 Uhr bis Abends 9 Uhr geöffnet war mit der Maßgabe, daß nach 5 Uhr Abends keiner der eingelieferten Briefe mehr befördert wurde. Vergleicht man dagegen den ungeheuren, dabei so sicheren und schnellen Postverkehr unserer Tage, so muß man staunen über den Aufschwung, den dieses Institut in so kurzer Zeit, und zwar wesentlich durch das organisatorische Talent eines Mannes, des General-Postmeisters v. Stephan genommen hat.

Die Menschenfresserhöhle in Schottland.

Ein Blatt aus der Geschichte menschlicher Verworfenheit.

Von

Georg Jachmann.

(Nachdruck verboten.)

In einem der unwirthlichsten Theile Schottlands, der durch starre Oede und furchtbare Wildniß heute ebenso berüchtigt, wie von Touristen zahlreich besucht ist, befindet sich etwa acht bis neun Meilen von der Hauptstadt Edinburg eine Höhle von ganz besonderer Naturmerkwürdigkeit. Ein ziemlich hoher, langgestreckter kahler Felsen ragt eine Strecke in's Meer hinein, drohend wie ein Vorgebirge, an dessen überhangendem Gestein sich brandend die Fluth bricht, und weder von der Landseite noch von der See ist der Eingang zu der Höhle, die unter dem Felsen sich Stunden weit in's Land hinein streckt, wahrzunehmen. Nur wenn man zur Zeit der Ebbe das Wasser eine Strecke lang durchwatet, erblickt man eine Oeffnung im Felsen, durch die man in das Innere der Höhle, die durch vorgelagerte Felsen im Hintergrunde wasserfrei bleibt, gelangen kann.

Auch das Betreten dieser eigentlichen Höhle ist nicht leicht; will man sie der Länge nach durchmessen, so hat

man dunkle Seebecken zu durchwaten, die nur an einzelnen Stellen flach sind, und scharfe Felszacken zu erklimmen, bis man zuletzt mehrere Tropfsteinhallen, die wohnlicher erscheinen, erreicht. Es ist nur zu natürlich, daß ein so unheimlicher, schauerlicher Ort bei den einfachen Bewohnern der Umgegend zu keiner Zeit im besten Rufe stand, ihren Namen „Menschenfresserhöhle" aber verdankt er einer entsetzlichen Begebenheit, die sich auf diesem Schauplatze um die Mitte des 17. Jahrhunderts abspielte.

In einem schottischen Dörfchen, nicht weit von Edinburg, lebte unter der Regierung Jakob's I. von England ein armer Tagelöhner, Namens Beane, der einen einzigen Sohn Jakob besaß. Der Vater hatte seine liebe Noth mit dem wilden, rohen und störrischen Burschen, dem die Natur gleichsam zum Ersatz für die gänzlich mangelnden Geistesgaben eine gewaltige Körperkraft verliehen hatte, welche die jungen Bauern des Dörfchens in Furcht und Schrecken setzte.

Jakob Beane mochte sechzehn Jahre alt sein, als er bei einer Schlägerei mit der bloßen Faust einem anderen Burschen einen so wuchtigen Schlag versetzte, daß derselbe zu Boden stürzte und nicht wieder aufstand. Diese Heldenthat machte das Maß seiner schlechten Streiche voll, und er wurde in Ketten gelegt.

Damals machte die Justiz mit solchen rohen Burschen wenig Federlesen, und Jakob stand eines schönen Tages vor der keineswegs verlockenden Aussicht, am anderen Morgen gehängt zu werden. Als man ihn aber früh Morgens abholen wollte, fand man, daß der Vogel ausgeflogen war, und die heilige Hermandad des Dörfchens hatte das Nach-

sehen. Zwar stellte man einige Zeit lang eifrige Nachforschungen nach dem Flüchtling an, allmählig aber beruhigte man sich und war froh, daß man den gewaltthätigen Burschen wenigstens aus dem Weichbilde des Dorfes entfernt wußte. Und Jakob Beane kam in der That nicht wieder.

Eine Zeit lang streifte er zwecklos in den umliegenden Wäldern herum, dann trieb ihn der Hunger in die Dienste eines Pächters in einem entfernteren Dorfe, doch behagte ihm auch dort eine geordnete Lebensweise nicht, und eines Morgens war Jakob Beane, nachdem er noch zum Abschiede die Getreidescheune seines Herrn in Brand gesteckt hatte, mit einer Magd, die an unbändiger Wildheit und Verthiertheit der Gesinnung ihm ähnlich war, spurlos verschwunden. Die beiden Flüchtlinge hatten sich der unwirthlichen Seeküste Schottlands zugewandt, und hiebei entdeckten sie eines Tages auf ihren Streifereien, als die Fluth besonders weit zurückgetreten war, den Eingang zu der oben erwähnten Höhle. Damit hatten sie ein sicheres Unterkommen gefunden; es galt nun, den nöthigen Lebensunterhalt zu suchen.

Weit und breit war die Gegend öde, felsig und kahl, und selbst Wild und Vögel schienen diese unwirthliche Stelle zu meiden. Eine Zeit lang fristeten die Beiden ihren Hunger mit Wurzeln und spärlichen Waldfrüchten, bis ein merkwürdiger Zufall Beane auf eine andere entsetzliche Lebensweise hinwies. Der Förster eines Edelmanns erblickte eines Tages den wild aussehenden Burschen, wie er einem Stücke Wild nachsetzte, eilte ihm nach und holte

ihn ein. Die Beiden geriethen in einen Kampf, und Beane erschlug mit einem Knüttel seinen Gegner. Um den Mord zu verbergen, zerrte er den Leichnam in seine Höhle, und hier regte zuerst Beane's Weib den Gedanken an, einzelne Theile des Körpers zu verzehren. Beiden mundete das scheußliche Mahl so trefflich, daß sie die übrigen Theile des Leichnams in Seesalz einpökelten und in einer der Höhlenkammern in Rauch aufhingen. So hat wenigstens die spätere gerichtliche Untersuchung nach dem Geständnisse Beane's zu Edinburg den ersten Akt aus der greulichen Thätigkeit dieses Menschenfresserpaares amtlich festgestellt. Fortan machte Beane regelrecht Jagd auf Menschen, um sie zum Zwecke der Ernährung zu morden, wie ein Jäger das Wild, und hatte diese Thätigkeit schon eine längere Reihe von Jahren ungestört betrieben, ehe man durch Auffindung einiger zerstückter menschlicher Gliedmaßen, die das Meer an den Strand geschwemmt hatte, zu der sicheren Annahme in der Umgegend kam, daß das unerklärliche Verschwinden einer ganzen Anzahl von Personen Mördern zuzuschreiben sei.

Je größer die Aufregung darüber bei den Bewohnern der umliegenden Ortschaften und einzelnen Gehöfte war, desto mehr strengten sich die Behörden an, der Mörderbande auf die Spur zu kommen. Einzelne Kundschafter, welche mit den Oertlichkeiten der einsamen Küstengegend genauer bekannt waren, wurden ausgeschickt; sie kehrten entweder, ohne daß sie irgend etwas Verdächtiges gesehen hatten, wieder zurück, oder sie verschwanden spurlos, indem sie Beane, dessen Kinder schon herangewachsen waren

und ihm bei seinem grausigen Handwerk thätig zur Seite standen, in die Hände fielen. Ja man bot sogar einen Theil der Stadtmiliz von Edinburg auf, um den Räubern auf die Spur zu kommen. Tage und Wochen lang streiften die Soldaten im Verein mit den Bauern und Jägern in der Umgegend vergeblich umher, lagerten sogar eine Nacht in allernächster Nähe der Höhle, ohne jedoch den geringsten Anhaltspunkt zu gewinnen. Die zahlreiche Familie Beane's hielt sich still im Hintergrunde der Höhle und wartete die Zeit ab, bis die Luft draußen wieder rein geworden war.

Nach der Rückkehr jenes Streifpikets kamen die Behörden zu der Ueberzeugung, daß es eine Räuberbande, welcher man jene Mordthaten zuschreiben könnte, überhaupt nicht gebe, und daß die Mörder jener verschwundenen zahlreichen Personen unter einzelnen Dorfbewohnern selbst zu suchen seien. Infolge dessen zog man, als wiederum ein Reisender auf räthselhafte Weise verschwunden war, den Wirth, bei dem er zum letzten Male genächtigt hatte, ein, und da dieser seine Unschuld nicht genügend nachweisen konnte, wurde er zum abschreckenden Exempel hingerichtet. Jetzt glaubte man einen der schuldigen Mordgesellen aus der Welt geschafft zu haben, und man versprach sich schon großen Erfolg von dieser strengen Justiz, als einige Fischer in ihren Netzen von Neuem menschliche Gliedmaßen, und zwar diesmal halb abgenagte, fanden setzlu, nach Edinburg brachten. Man überzeugte sich also, daß erblickte e[illegible]th nicht der allein Schuldige gewesen sein konnte; er einem Stü[illegible]n es mit Menschenfressern zu thun hatte,

daran dachte kein Mensch, man vermuthete immer noch Raubmorde und schrieb das Abgenagtsein der Glieder den Fischen des Meeres zu. Die Behörden ordneten von Neuem eine genaue Ueberwachung jener verrufenen Gegenden an, aber je ausgedehnter die Maßregeln zum Schutz der Reisenden wurden, desto vorsichtiger und schlauer wurden auch die einzelnen Glieder der Kannibalenbande, die seit Jahren in der That sich vorzugsweise von Menschenfleisch genährt hatte. Beane und seine Familienglieder griffen niemals Reiter an, um das Entkommen eines einmal Angegriffenen zu verhindern, Fußgänger aber selbst dann, wenn es mehrere waren. Diese wurden zuerst von der Rotte umstellt und dann bis auf den letzten Mann niedergemacht. Die Leichname wurden vorsichtig durch das Wasser in die Höhle geschafft, so daß die später gefundenen Spuren allemal darauf hinwiesen, daß die Mörder von der Seeseite gekommen und dort auch wieder verschwunden seien.

So mochten wohl vierzig Jahre vergangen sein, während deren Beane die gesammte Umgegend durch seine Mordthaten in Schrecken und Entsetzen gehalten hatte. Eine ganze Reihe von Nachkommen, die in wildestem Durcheinander in den ausgedehnten Räumen der Höhle wohnten und nichts Anderes kennen gelernt hatten, als diese grausige Jagd auf Menschen, war während dieser Zeit herangewachsen. Unter ihnen herrschte Beane wie ein Kannibalenkönig, und nur ein Zufall war es, der endlich zur Entdeckung dieser Ungeheuer in Menschengestalt führte.

In einem der naheliegenden größeren Marktflecken war

Jahrmarkt gewesen, und die männlichen Glieder der Beane'schen Bande wollten diese Gelegenheit benützen, um einen möglichst reichen Fang zu thun. Sie hatten sich gegen Abend in der Nähe der Straße versteckt, und als ein Pächter mit seiner jungen Frau und einem Knecht in die Nähe des Hinterhaltes kam, fielen die Mörder über die drei Personen her. Die junge Frau und der Knecht wurden sofort getödtet, der Pächter aber, der ein außergewöhnlich starker Mann und mit einer Reiterpistole bewaffnet war, vertheidigte sich trotz mehrerer erhaltenen Wunden längere Zeit, bis zum Glück für ihn eine Schaar berittener Landleute, die desselben Weges zogen und den Knall der Pistole gehört hatten, herbeieilte und die Bande verscheuchte. Gerade in diesem entscheidenden Augenblicke trat der Mond aus dem finsteren Wolkenflor, der bisher die Gegend dicht verhüllt hatte, hervor und beleuchtete grell und scharf die davoneilenden Mörder. Der Pächter sah dabei deutlich, wie dieselben in das Meer hineinwateten und dort plötzlich verschwanden. Den herbeieilenden Bauern erzählte er den grausigen Vorfall, und nun konnte in der That Niemandem mehr ein Zweifel sein, daß alle jene hundertfachen Mordthaten, welche seit über vierzig Jahren die ganze Umgegend in Schrecken gehalten hatten, in der That von einer organisirten Räuberbande herrührten. Man holte aus dem nächsten Dorfe Fackeln und begann eine eingehende Untersuchung der Meeresküste, bis zu welcher man leicht die Spuren der Räuber, von denen, vorhandenen Blutspuren nach, einer durch den Schuß des Pächters verwundet sein mußte, verfolgen konnte. Man rieth

hin und her, wohin diese so plötzlich verschwunden sein konnten, da bei der ziemlich stürmischen See sich kein Boot auf den Wellen hätte halten können, und beschloß endlich, an Ort und Stelle den Morgen zu erwarten, um nicht ein Entkommen der Bande, die ihren Versteck in der Nähe haben mußte, zu ermöglichen.

Aber auch am anderen Morgen gelang es noch nicht, die geheimnißvolle Höhle und ihren Zugang zu entdecken, bis ein benachbarter Gutsbesitzer auf den Gedanken kam, seine Koppel Schweißhunde auf die Blutspur im Sande zu setzen, und mit ihrer Hilfe gelangte man endlich in die Höhle hinein. Die Menschenmenge, die sich aus den umliegenden Ortschaften allmählig versammelt hatte, zählte Hunderte und Aberhunderte und wartete in athemloser Spannung draußen, während bis an die Zähne bewaffnete Männer beim Scheine von Fackeln das Innere der Höhle durchsuchten. Als diese endlich nach vielen Mühen und Gefahren in die letzten Felskammern gelangten, bot sich ihnen ein entsetzlicher Anblick dar, der auch den beherztesten Männern Grauen hätte verursachen können. An den Wänden und an der Decke hingen zahlreiche Gliedmaßen menschlicher Leiber, die gedörrt und geräuchert die einzige Speise dieser Rotte von Kannibalen gewesen waren. Diese selbst wurden in den angrenzenden Höhlenkammern aufgefunden und gefangen genommen, ohne daß sie es gewagt hätten, Widerstand zu leisten. Es waren einschließlich der Stammeltern dieser ganzen sauberen Familie achtundvierzig Personen, die bis auf den Tag der Entdeckung in der Höhle gelebt, niemals eine menschliche Wohnung

betreten und nur Menschen aufgesucht hatten, um sie zu tödten.

Nur mit Mühe hielt man die draußen wartende, bei dem Anblick der scheußlichen, fast unbekleideten, verthierten Menschenfresserbande wild aufgeregte Volksmenge zurück, sonst wäre Beane und sein Geschlecht auf dem Schauplatze seiner Unthaten in Stücke zerrissen worden. Die noch vorhandenen Gliedmaßen und die gebleichten Knochen der unglücklichen Opfer wurden herausgeschafft und später in geweihter Erde beigesetzt. Die großen Haufen von Geld und Kostbarkeiten, die von den Ermordeten herrührend in der Höhle gelagert hatten, ohne daß die Bewohner dafür Verwendung gehabt hätten, wurden mit den gefangenen Mördern nach Edinburg geführt, und soweit es sich eben feststellen ließ, an die Erbberechtigten vertheilt.

Und dann begann der Monstreprozeß gegen Beane und seine Mitschuldigen, der damals und auch später in juristischen Kreisen besonders deswegen von hohem Interesse war, weil der Verbrechen, wie sie hier begangen worden waren, in keinem Kodex gedacht war, und jedes andere Verbrechen, deren sich die Bande ja zahlreiche zu Schulden hatte kommen lassen, nach dem alten Recht auch einzeln bestraft werden mußte. Von dieser Bestrafung wurde auch das kleinste Kind nicht ausgenommen.

Für die Aburtheilung dieser unerhörten Verbrechen wurde in Edinburg ein besonderer Gerichtshof gebildet und der Spruch desselben zur Begutachtung an die Universitäten des englischen Königreichs eingesandt; selbst von der Juristenfakultät der Universität von Paris soll über

den Beane'schen Fall ein Rechtsgutachten eingefordert und bei dieser Gelegenheit eine Zusammenstellung aller bis dahin bekannt gewordenen ähnlichen Verbrechen von einem französischen Rechtsgelehrten angefertigt worden sein. Die Strafe, die an Beane und seiner Nachkommenschaft vor den Thoren der schottischen Hauptstadt vollzogen wurde, war wohl eine der schrecklichsten, auf welche jemals ein Gerichtshof erkannt hat. Nachdem die Verbrecher vorher Tage lang gefoltert worden waren, wurden ihnen am Tage der Hinrichtung die einzelnen Glieder nach einander abgehauen und die verstümmelten Körper auf einem großen Holzstoße verbrannt.

Die Sache hat seiner Zeit natürlich ungemeines Aufsehen nicht allein in England, sondern auch in der gesammten civilisirten Welt gemacht, und wenn auch später in den einzelnen Ländern ab und zu ein Fall von Menschenfresserei vorgekommen ist, wie beispielsweise im Großherzogthum Weimar noch im vorigen Jahrhundert, so ist doch ein so unerhörtes und fast unglaubliches Verbrechen, wie es Beane mit seiner zahlreichen Familie so systematisch und in solcher Ausdehnung begangen hatte, niemals wieder, weder früher noch später, in einem civilisirten Lande begangen worden.

Der Aberglaube jener Zeit ließ die Bewohner der Gegend, in welcher Beane sein schauerliches Handwerk Jahre lang ungestört getrieben hatte, die Menschenfresserhöhle ängstlich als den Sitz böser Geister meiden; man vergaß darüber bald die eigentliche Geschichte jener Höhle und schmückte dafür die Sage, die sich daran geknüpft hatte,

desto schauerlicher aus. So bildet die Erzählung von der „Menschenfresserhöhle“ in allen möglichen Variationen noch heute ein beliebtes Thema an jenen Abenden, die an Stelle unserer heimischen Spinnstubenabende in Schottland bestehen und das junge Volk in den Dörfern zusammenführen.

Mannigfaltiges.

Kindesliebe. — Zu Anfang unseres Jahrhunderts, unter der Dynastie des Mulei Soliman, machte eine höchst verwegene Räuberbande die Umgegend von Marokko unsicher. Endlich gelang es, die Häupter derselben zu ergreifen und sie nach Enoz, einem kleinen, nahe der Hauptstadt gelegenen Orte, in Gewahrsam zu bringen. Alsbald wurden sie dem Richter vorgeführt, der, von seiner Leibwache umgeben, sogleich auch die Exekution der Verurtheilten zu vollziehen hatte. Der erste Verbrecher, den man vor den Richterstuhl brachte, war ein Greis, und, zur Bestürzung Aller, der Vater des Kommandanten der Leibwache, eines noch jugendlichen Offiziers mit Namen Hamedy. Aus Rücksicht für diesen Offizier wollte der Kadi den Greis nicht zum Tode verurtheilen, sondern befahl, ihm nur eine Hand abzuhauen. Kaum war der Alte zur Vollstreckung des Urtheils abgeführt worden, als der junge Hamedy den Kadi bat, er möchte ihm gestatten, den richterlichen Spruch selbst zu vollziehen. Voller [illegible]tung versuchte der Kadi ihm seinen unkindlichen Wunsch [illegible]; der Offizier bestand jedoch darauf, und unter dem [illegible]fallen der Versammlung verließ er endlich den Saal.

Während seiner Abwesenheit gab der Kadi, im Innersten ergrimmt über eine so unnatürliche Grausamkeit, einem seiner Diener den Befehl, sich bereit zu halten, dem jungen Hamedy beim ersten Zeichen, das er geben würde, den Kopf abzuschlagen. Bald darauf kehrte derselbe auch wirklich mit der abgehauenen blutenden Hand in seiner rechten Faust in den Saal zurück; der darüber entrüstete Kadi gab seinem Diener das verabredete Zeichen und wenige Augenblicke danach lag Hamedy's Kopf ihm zu Füßen. Erst jetzt wurde man gewahr, daß diesem Opfer kindlicher Liebe — eine Hand fehlte; zu spät durchschaute man, daß er nur, um den Vater zu retten, sich die Vollstreckung des Richterspruches erbeten hatte. Ruhig, mit gleichmüthiger Miene war er, den verstümmelten Arm unter dem Mantel geborgen, in den Saal zurückgekehrt. Die ganze Versammlung wurde von tiefstem Mitleid ergriffen. Hamedy wurde mit großen Ehren begraben, und als der Sultan Kunde von dem Vorgefallenen erhielt, ließ er neben dem Grabe des Gefallenen eine Moschee errichten zum bleibenden Andenken an diese That der Kindesliebe. A. St.

König Max Joseph von Bayern und sein Läufer. — Max Joseph hatte, nachdem er zunächst noch als Kurfürst seinem Vorgänger Karl Theodor auf dem Throne (1799) gefolgt war, noch mancherlei Institutionen dieses prunkliebenden Fürsten an seinem Hofe beibehalten. So ließ er auch bis auf Weiteres die Läufer fortbestehen, welche bei besonders festlichen Gelegenheiten dem Wagen des Herrschers voranzueilen hatten. Einer dieser Leute hatte seinen Beruf aufgeben müssen und für dessen Stelle meldete sich sofort ein junger Mensch, der in seinem Bewerbungsgesuche die kühne Behauptung aufzustellen wagte, daß er in der „Laufkunst" das „noch nie Dagewesene" leiste. Der König, welchen das Selbstbewußtsein des Bittstellers reizte, diese Laufkoryphäe näher kennen zu lernen, ließ demselben einen Tag bestimmen, an welchem er eine Probe seiner Virtuosität im Schloßparke zu Nymphenburg

abzulegen habe. Pünktlich erschien Max Joseph zur festgesetzten Stunde mit einigen seiner intimen Cavaliere im Parke. Der Rennkünstler stand schon bereit.

„Du hast viel versprochen, mein Junge," redete ihn der König freundlich an, „wenn Du die Aufgabe lösen wirst, die ich Dir gebe, sollst Du die Stelle haben. Merk' Dir aber, ich verstehe keinen Spaß, wenn man mir so imponiren will, wie Du und schließlich nichts kann!"

Der König wies auf einen am äußersten Ende der großen Allee stehenden Lindenbaum und sagte: „Dort läufst Du hin und bist in vier Minuten wieder zurück. Den aber mußt Du mir einholen und wieder bringen." In diesem Augenblicke schwirrte von den Lippen des Königs ein gellender Pfiff.

Ohne sich zu besinnen, schoß der Bursche dem gesteckten Ziele zu. Schon nach drei Minuten stand er in strammer Haltung wieder vor dem Könige, stieß ebenfalls einen kräftigen Pfiff aus und sagte treuherzig: „Da ist er!" Laut lachend begrüßte der König dieses Bravourstücklein des pfiffigen Gesellen und der Bursche hatte die begehrte Stelle. P—l.

Afrikaforscher früherer Zeiten. — Von den ersten schwachen Versuchen der englischen und portugiesischen Handelsgesellschaften an bis zu den neuerdings ausgerüsteten zahlreichen Expeditionen zur Erforschung Inner-Afrika's haben nur sehr wenige Reisende den Erfolg ihrer Bemühungen erlebt. Dieser trüben Aussicht ungeachtet hat es dennoch nie an unternehmenden Männern gefehlt, die sich zu dem Wagniß entschlossen. Wesentliche Verdienste um die Beförderung der Kenntniß von Afrika hat sich die am 9. Juni 1788 von 95 Engländern in London gestiftete afrikanische Gesellschaft erworben, an deren Spitze der berühmte Banks stand. Der Engländer Ledyard war der Erste, der auf Kosten der Gesellschaft auf Entdeckungen ausgesandt wurde. Er kam im August 1788 nach Kairo und starb bald

darauf. Der nächste war Lukas, der nur eine unbedeutende Strecke weit vordrang, nach Tripolis zurückkehrte und das ganze Unternehmen aufgab. Dann folgte Major Houghton, der britische Konsul zu Marokko, der aus dem Gambia in den Niger einlaufen wollte. Von Eingeborenen der großen Wüste ausgeplündert, blieb er hilflos liegen und starb vor Hunger und Erschöpfung (1791). Der vierte Reisende war der berühmte Mungo Park. Seine erste Reise trat er im Jahre 1795 an. Nach einer Abwesenheit von drei Jahren kam er glücklich wieder in England an. Seine zweite und unglückliche Reise unternahm er im Jahre 1805. Seine zahlreiche Begleitung erlag den verderblichen Einflüssen des afrikanischen Klima's; denn von 38 Europäern, welche mit ihm auszogen, waren nur noch fünf am Leben, und diese waren krank, als er im November 1805 ein Kanoe bestieg, um den Niger hinab zu fahren. Seit diesem Augenblicke wurde nichts weiter von den Reisenden gehört, bis endlich Denham und Clapperton die näheren Umstände seines Todes ermittelten. Die Gesellschaft hatte mittlerweile andere Reisende nach Afrika ausgeschickt, nämlich Hornemann, der 1810 in einem Orte am Niger starb, und Nipols, der ebenfalls vom Fieber hinweggerafft wurde. Ein Deutscher Namens Röntgen aus Neuwied begab sich im Jahre 1809 auf eine Forschungsreise nach Afrika. Er kam bis nach Mogador, ward aber wenige Meilen von da auf seiner Weiterreise erschlagen. Ein Schweizer, Joh. Ludw. Burkhardt (am 24. November 1734 zu Lausanne geboren), begab sich nach Beendigung seiner Studien nach London, wo er mit Banks und Hamilton bekannt ward. Er reiste zuerst in orientalischer Kleidung unter dem Namen Scheik Ibrahim nach Syrien, um in Aleppo die Sitten und Gebräuche des Orients zu studiren. Nachdem er bald als armer Kaufmann, bald als Pilger Syrien, Egypten bis Meroë hinauf durchwandert hatte und verhältnißmäßig tief in Afrika eingedrungen war

bestieg er zuletzt noch den Berg Sinai und kehrte dann nach Kairo zurück, wo er sich mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte. Hier starb er den 17. Oktober 1817, als er sich eben zu einer neuen Unternehmung gerüstet hatte. — Die beiden Amerikaner Riley und Adams sind die nächsten in der Reihenfolge. Sie geriethen beide in Sklaverei. Die von der britischen Regierung ausgeschickten Expeditionen waren nicht glücklicher. Eine große, im Jahre 1816 ausgerüstete Unternehmung ging in zwei Parthien, von denen die eine sich den Niger hinab wandte, die andere den Congo hinauf fahren sollte; die letztere wurde von Kapitän Tuckay, die erstere von Major Paddin befehligt. Die meisten Führer der Congo-Expedition starben; der Kapitän, der Zoologe, der Botaniker und der Geologe kamen nach und nach sämmtlich um's Leben. Der anderen Abtheilung ging es nicht besser. Major Paddin starb zuerst. Sein Nachfolger im Kommando, Oberst Campell, folgte ihm bald, und der Dritte im Kommando, Lieutenant Stockoe, überlebte Beide nur wenige Tage. Die wenigen Uebriggebliebenen kehrten Ende 1817 zurück. Die nächste Unternehmung wurde von Ritchie und Lyon geführt. Der Erstere starb den 20. November 1819 in Mursuk und nur der Letztere kam glücklich zurück. Eine der wichtigsten Reisen im ersten Viertel unseres Jahrhunderts ist die des Engländers Th. E. Bowdich nach Aschanti im Jahre 1818, welches Land er von einer kriegerischen Nation bewohnt fand. Im Begriff, eine zweite Reise zu unternehmen, zog er sich durch Aufdeckung einiger Mißbräuche der afrikanischen Gesellschaft die Feindschaft eines einflußreichen Mitgliedes derselben zu, und man verweigerte ihm jede Unterstützung. Er begab sich darauf nach Paris und wußte sich dort durch schriftstellerische Thätigkeit die Mittel zu einer zweiten Reise zu verschaffen, starb aber bald nach seiner Ankunft am Gambiastrom infolge einer Krankheit im Januar 1824. Im Jahre 1821 bildeten sich die wichtigen Expeditionen von Denham und



Clapperton, denen Dr. Oudeney und Toole sich anschlossen. Die beiden Letzteren starben auf der ersten Reise. Auf seiner zweiten Reise war Clapperton vom Dr. Morrison und Kapitän Pearce begleitet. Ihr Diener, Richard Lander, war der Einzige, welcher vom Personal der Expedition am Leben blieb; die Uebrigen waren nach und nach sämmtlich gestorben. 1824 reiste Major Laing von Tripolis nach Timbuktu, ward aber (1826) ermordet. Minutoli, Caillard und E. Rüppel unternahmen 1822 bis 1826 eine Reise nach Egypten und Aethiopien, der großen Oase im westlichen Nubien, dem Lande Kordosan und der Küste des rothen Meeres, und kehrten wohlbehalten zurück. Der französische Reisende René Caillié erwarb sich eine solche Bekanntschaft der Sprache und Sitten der Mohammedaner, daß er es unternehmen konnte, 1826 eine Reise nach Timbuktu anzutreten, wo er glücklich, als Araber verkleidet, ankam und den von der Pariser geographischen Gesellschaft ausgesetzten Preis nebst dem Kreuze der Ehrenlegion erhielt. Auch er war einer der wenigen Glücklichen, die zurückkehrten (1828). Leider sollte der letzte Reisende in Afrika aus jener Periode, Richard Lander, der früher Diener Clapperton's gewesen war, seines Herrn Schicksal theilen. Er starb auf seiner zweiten Reise am 6. Februar 1834. Die Schicksale der Afrikareisenden des letzten halben Jahrhunderts dürften noch zu frisch in der Erinnerung stehen, als daß es hier ihrer Erwähnung bedürfte. So viel geht aus dem Gesagten jedenfalls hervor, daß die Gefahren außerordentlich groß sind, denen die Durchforscher Afrika's entgegengehen mußten und noch gehen. E. K.

Seltene Uneigennützigkeit. — Béranger, der gefeierte französische Volksdichter, empfing eines Tages von dem Verleger seiner „Chansons“ dreißigtausend Francs Honorar. Er hatte niemals eine solche Summe beisammen gesehen und beeilte sich, sie einem befreundeten Bankier mit den Worten zu überbringen:

„Mein Verleger beglückte mich heute mit dieser Unmasse Geldes; ich weiß nichts damit zu beginnen; hebe Du es mir daher auf." Jener entsprach dem Wunsche und zahlte dem Dichter lange Jahre hindurch regelmäßig die Zinsen. Plötzlich erschien er aber wieder bei dem Letzteren, legte die dreißigtausend Francs auf den Tisch und sagte: „Hier, nimm Dein Geld wieder; ich ziehe mich von den Geschäften zurück und kann es Dir daher nicht länger verzinsen."

„Was liegt mir an den Zinsen?" versetzte Béranger. „Ich verzichte darauf. Bewahre mir das Geld nur weiter."

Der Freund weigerte sich aber auch dessen, und Béranger sah endlich an seiner bedrückten Miene, daß hinter diesem Sträuben irgend ein Geheimniß stecke. „Höre," sagte er in seiner treuherzigen Weise, „Du hast einen besonderen Grund, meine Bitte abzuschlagen."

Der Bankier mußte schließlich auf Béranger's eindringliches Zureden bekennen, daß er infolge großer Verluste vor dem Bankerott stehe. „Meine reichen Gläubiger," setzte er hinzu, „können, ohne daß es ihnen schadet, einen Theil ihres Guthabens verlieren; mit Dir verhält es sich indessen anders; es ist dies Dein ganzes Vermögen, das Du mir anvertrautest, und Du darfst keinen Centime davon einbüßen."

„Mein lieber Freund," meinte der Dichter ruhig, „Du glaubst billig und gerecht zu handeln und merkst nicht, daß Du etwas sehr Tadelnswerthes zu begehen beabsichtigst. Alle Anderen haben ebenso gut wie ich im Vertrauen auf Deine Ehrenhaftigkeit Geschäfte mit Dir gemacht; woher verdiene ich also einen Vorzug? Nimm das Geld ruhig wieder mit; fällst Du, so fällst Du als ehrlicher Mann."

Dem Bankier blieb nichts übrig, als dem Wunsche Béranger's zu willfahren, er sah sich in der That bald darauf genöthigt, den Konkurs anzumelden, und Béranger erhielt von seinem ganzen Vermögen nur zehn Prozent, dreitausend Francs,

zurück. Auch das Alter, welches im Allgemeinen die Liebe zum Besitz vergrößert, vermochte an Béranger's Uneigennützigkeit nichts zu ändern. Als die Bankiers Pereire den „Credit mobilier" gründeten, sandten sie dem greisen Dichter eine große Anzahl Aktien zum Pariwerthe zu. Kaum erfuhr Béranger jedoch, daß die Nachfrage nach dem Papier eine so enorme sei, daß er in wenigen Tagen Hunderttausende verdienen könne, als er sich in größter Hast zu dem Bankhause begab und flehentlich die Papiere zurückzunehmen bat, denn dieselben brächten ihn aus seinem gewohnten Geleise. L. M.

Irländische Spiele. — Der eigenthümliche Humor der Irländer offenbart sich auch in ihren Spielen. Eines derselben heißt „Snapapple". Ein Kübel voll Wasser wird irgendwo aufgestellt; man wirft nun Aepfel in's Wasser und Jeder muß versuchen, einen mit dem Munde herauszuholen, ohne den Rand und den Boden des Kübels zu berühren. Dies sieht sehr komisch aus; wenn der Apfel groß ist, so fällt er wieder aus dem Munde des Schnappenden in das Wasser zurück und bespritzt ihn. Schelme stoßen auch wohl den Kopf des Fischenden ganz hinein. Wir sahen einst solchem Spiele zu und fanden einen Küchenjungen sehr geschickt darin. Wir warfen ihm auch einige Sixpencestücke in's Wasser, die, da sie zu Boden sanken, sehr schwer zu erschnappen waren, er fing sie indeß mit staunenswerther Sicherheit. — Ein anderes Spiel heißt „Bobbing the Candle". Man läßt ein hölzernes Kreuz von der Zimmerdecke an einem Stricke herabhängen. An diesem Kreuze werden Aepfel und brennende Kerzen abwechselnd neben einander befestigt. Während Einer das Kreuz geschwind herumdreht, steht ein Anderer davor und versucht, einen Apfel mit dem Munde zu fangen. Da bekommt er denn statt dessen oft ein Stearinlicht zwischen die Zähne, und es gibt verbrannte Haare und versengte Augenbrauen genug. — „Burning the bean" ist ein Spiel blos für

einen bestimmten Novembertag. Es werden Bohnen, je zwei und zwei, auf den Rand der eisernen Kaminstangen gelegt. Man denkt sich darunter irgend ein verliebtes Paar. Die Bohnen fangen nun an am Feuer zu rösten, zu schwellen und zu bersten und springen endlich vom Kamine herunter. Wenn die Bohne, welche den Junggesellen vorstellt, zuerst abspringt, so ist das ein Zeichen, daß er zuerst davonläuft, und umgekehrt. Diese Art, die Zukunft zu enthüllen, wird übrigens auch in den Gesellschaftszimmern der irländischen Gutsherrschaft mit großem Aufwande von Witz versucht. Dr. A. B.

Eine seltsame Huldigung. — Napoleon I. hatte bekanntlich unter allen Nationen leidenschaftliche Verehrer, und zahllose Huldigungen wurden, oft in der sonderbarsten Form, dem Eroberer übermittelt. So kam auch ein deutscher Architekt Namens Schuhmacher im Jahre 1805 eigens zu dem Zweck nach Paris, um Napoleon das Modell einer monumentalen Arbeit, die den Eroberer verherrlichte, mit welcher der Verfertiger aber sehr geheimnißvoll that, vor die Augen zu bringen. Durch gewichtige Empfehlungen unterstützt, gelang es ihm, den Kaiser zu veranlassen, mit einem größeren Gefolge sein Atelier zu besuchen, in dem ein Gegenstand von beträchtlichem Umfang, durch einen Vorhang verhüllt, aufgestellt war. Napoleon, der sichtlich nicht in der besten Stimmung war und überdies es eilig zu haben schien, machte mit einem kurzen Worte dem Erguß des Künstlers, der als pathetische Vorrede der Enthüllung voraus gehen sollte, ein Ende, und der Vorhang theilte sich auf seinen Befehl. Aber der erwartungsvolle Schöpfer des monumentalen Bauwerkes sah sich in seiner Hoffnung arg getäuscht; mit einem vernehmbaren Ausruf höchster Entrüstung war Napoleon nach einem ersten und einzigen Blick auf das vor ihm befindliche, zwischen schwarzen Draperien aufgestellte Kunstwerk aufgesprungen, und, dem unglücklichen Urheber den Rücken wendend, verließ er mit raschen

schritten das Atelier. Einzig Marschall Duroc, dem Schuhmacher die hohe Gunst des kaiserlichen Besuches vor Allem zu erdanken hatte, war auf einen Augenblick zurückgeblieben, doch ır, um einen Strom von Aeußerungen seines ganzen Unillens über des Schützlings Haupt zu ergießen. Denn die apoleon, dem abergläubischen Korsen, der jede Erinnerung ı Grab und Sterben scheute, zugedachte Huldigung bestand in m Modell zu einem prunkvollen — Grabgewölbe, das eine tatue des Kaisers krönen sollte. Nach dem mißlungenen Verch bei dem Kaiser selber entschloß sich Schuhmacher, das Werk gen Entrée auszustellen, allein schon am zweiten Tage verbot n Befehl des Polizeiministers die fernere Besichtigung. Verbens protestirte der arg enttäuschte Besitzer, und das Ende iner großen Hoffnungen war, daß das Grabmodell konfiszirt ıd sein Verfertiger mit einigen Napoleonsd'or über Frankreichs renze spedirt wurde. H—d.

Der Bart des Propheten Mohammed ist in dem Mekka frika's, der Stadt Keruan in Tunis, aufbewahrt. Ueber diesem eiligthume ist die große, im 7. Jahrhundert erbaute und zum sten Male 820 von Grund aus restaurirte Moschee Dschema idi el Sahib errichtet, in deren Kibla die Reliquie eingemauert n soll. In der 656 gegründeten Stadt, die zur Blüthezeit des slam die Residenz der Khalifen von Keruan und die Hauptdt des ganzen Machreb war, liegt auch der Freund und Waffenährte Mohammed's, Sidi Okba, der Gründer der Stadt, begra. Alles das berechtigt die Stadt Keruan, den Beinamen „Pforte s Paradieses“ zu führen. Der Ruf ihrer Heiligkeit macht, daß h dorthin die reichen Kaufleute aus Marokko, Tunis, Tripolis d Egypten mit Vorliebe zurückziehen, um hier ihre letzten bensjahre zuzubringen, und die reichen Vermächtnisse dieser länner haben Keruan zu einer der reichsten Städte des Orients macht. Sie gilt auch für die reinlichste aller nordafrikanischen

Städte, und ihre völlige Abgeschlossenheit gegen alle fremden Einflüsse hat bewirkt, daß sie den maurischen Styl rein bewahrt hat. Bl.

Heinrich IV. und sein Pferd. — Heinrich IV. von Frankreich besaß ein Pferd, das ihm so lieb und werthvoll war, daß er einmal äußerte, wer zuerst den Tod seines Pferdes ausspräche, sollte selbst dem Tode verfallen sein, was natürlich der ganzen Dienerschaft bekannt wurde. So sehr man nun auch das Pferd verpflegte, schließlich wurde es doch krank und starb. Man zitterte, es dem König zu melden, und doch durfte und konnte man es nicht verschweigen. In der höchsten Noth trat ein Gascogner auf, der sich bereit erklärte, die Botschaft zu übernehmen. Er ging zum König, und als er ihn erblickte, rief er traurig und mit fliegendem Athem: „Ach, das Pferd — Ihr Pferd — das königliche Thier — die Krone aller Pferde —" und stockte nach jedem Worte. Heinrich, der sogleich ahnte, was vorgefallen sein mußte, fiel ihm bestürzt und erschreckt in die Rede. „Sicher, es ist gestorben!" sagte er und wurde sehr zornig. „Eure Majestät haben sich den Tod verdient," rief da der Bote, „Sie haben zuerst den Tod Ihres Pferdes ausgesprochen." Heinrich mußte über die geschickte Art der Botschaft herzlich lachen, der Witz des Mannes gefiel ihm sogar so gut, daß er ihm nicht nur nichts Böses that, sondern ihm sogar eine ansehnliche Belohnung gab. J. D.

Eine neue Plage. — Zu den gefürchtetsten Insekten, die uns durch den Schaden, den sie bisweilen anrichten, recht sehr lästig werden, gehören unstreitig die Motten. In jüngster Zeit hat sich das Heer dieses Geziefers durch eine neue Art vermehrt und zu der Kleider-, Pelz-, Feder- rc. Motte sich nun auch die aus Amerika importirte Mehlmotte gesellt. Hat sich diese Motte einmal in einer Dampfmühle eingenistet, schreibt Professor Landois, so verspinnen die Raupen geradezu Alles. Pollack fand in einer Dampfmühle in einem Rohr, durch welches die Kleie vermittelst

Luftdruck aus dem untersten Mühlraume in das oberste Stockwerk getrieben wurde, die Räupchen in dicken Massen eingesponnen. Tage lang wurde diese Mühle zum Stillstand gezwungen, bis man alle Rohre, Beutelkasten rc. wieder gereinigt hatte. Das Beuteltuch ist bekanntlich ein kostbarer Stoff und wird theurer als Seide bezahlt. Dieses Tuch zernagen die Raupen mit Vorliebe, wodurch dem Besitzer ein großer Schaden erwächst. In der erwähnten Mühle ist ein Mann besonders angestellt, der nichts Anderes zu thun hat, als — Motten zu fangen! Der Besitzer einer anderen Mühle bestrich alle Ecken und Ritzen in Mauern und Balken mit Fuselöl, ohne einen merklichen Nutzen davon zu verspüren. Alle bisher angewandten Mittel, diese Motten zu vertreiben, sind eben erfolglos geblieben. Während die übrigen Korn- und Mehlfeinde nichts mehr hassen, als Unruhe und Luftzug, so scheint sich unsere Motte dabei gerade recht wohl zu befinden. Die Mehlmotte bringt aber nicht nur den Mühlenbesitzern große Nachtheile, sie kann auch für größere Mehlmagazine gefahrdrohend werden. Deshalb hat auch die deutsche Militär-Intendantur Vorsichtsmaßregeln ergriffen, um die Kriegsvorräthe an Mehl vor diesen kleinen, durch ihre kolossale Vermehrung aber mächtigen Feinden zu schützen. Hsch.

Sonderbare Geschenke. — Die Regierung des Königs Ludwig XIV. zeichnete sich u. A. auch in der Betriebsamkeit aus, überall königliche Prärogative geltend zu machen oder ruhende Vorrechte neu zu beleben. So gelang es einem findigen Minister, darzuthun, daß dem Monarchen ausschließlich die Verfügung über die Leichen von Selbstmördern zustehe, und dieses Vorrecht wurde dann während der ganzen Regierungszeit des Königs von diesem in der Weise ausgeübt, daß er die erwähnten Leichen, zumal die von vornehmem Stande, an seine Günstlinge, männlichen wie weiblichen Geschlechtes — verschenkte. So haben Prinzessinnen von Geblüt mehr als einmal eine Selbst-

mörderleiche — und damit ein beträchtliches Werthobjekt — geschenkt erhalten. Denn die Angehörigen des Todten kauften, je nach ihrem Vermögen, den Leichnam den nunmehrigen Eigenthümern oft um große Summen ab, um die damals übliche Einscharrung des Selbstmörders unter dem Galgen zu verhindern, und so erwies sich das Geschenk des Königs im Grunde zwar gräßlich, aber werthvoll, und es hat bekanntlich von jeher bei Hoch und Niedrig der edle Grundsatz gegolten, daß „Geld nicht stinkt". L. Z.

Auf noble Weise. — Friedrich der Große sandte einem Kapitän, welcher sich durch seine Tapferkeit und seinen Diensteifer hervorgethan hatte, den Orden pour le mérite. Nun war es Brauch, dem diese Auszeichnung überbringenden Pagen elf Dukaten zu geben. Der Kapitän war aber ein armer Teufel und sagte daher zu dem Boten: „Ich weiß, was ich Ihnen schulde, bin jedoch augenblicklich nicht bei Kasse und bitte Sie daher, Seiner Majestät den Orden zurückzubringen und ihn mit der Ursache meiner Ablehnung bekannt zu machen."

Der Page entledigte sich prompt des Auftrages. Friedrich schickte ihn aber alsbald mit dem Orden, einer Rolle Goldes und einem Briefe wieder zu dem Kapitän, und der Letztere las: „Mein Lieber. Es war mir ganz entfallen, daß ich Ihm noch hundert Dukaten schulde, welche Er anbei mit dem wohlverdienten Ordenskreuze erhält."

„Ah," sagte darauf der Dekorirte vergnügt zu dem Pagen, „das ändert die Sache. Empfangen Sie also hier einundzwanzig statt elf Dukaten, und melden Sie Seiner Majestät mit meinem ergebensten Danke, daß ich, wenn der König auf so noble Weise seine Schulden bezahlt, nicht hinter ihm zurückstehen dürfe."

L. M.

Schmutziger Handel. — So lebhaften Patriotismus die Holländer in ihren Kriegen auch stets bewiesen haben, so finden

wir doch in einem ihrer wichtigsten Kriege, von dessen Ausgang der Bestand der Republik abhing, daß sich die Regierung genöthigt sah, die Ausführung von Pulver und Munition zu untersagen, da es einige Kaufleute in Amsterdam und anderen Orten gab, welche weniger auf die Bedürfnisse und den Nutzen des Staates sahen, als auf ihren Privatvortheil, und die Feinde ihres Vaterlandes ohne Scrupel zu empfinden mit Kriegsbedarf versahen. Einer dieser Elenden, dem man seine Sendungen konfiszirte und den man dann zur Verantwortung zog, suchte sich mit den Worten zu rechtfertigen: „Ich bin Kaufmann, und wenn der Teufel selbst mir Pech und Schwefel für die Hölle in Bestellung geben sollte und ich selbst darin in der Folge brennen müßte, so würde ich die Lieferung machen, so bald daran zu verdienen wäre." E. K.

Ein jedes Ding hat seine zwei Seiten. — Daß eine Krone zu besitzen, nicht immer beneidenswerthes Glück ist, darüber ist wohl unter Verständigen nur eine Stimme, und kaum der ärmste Arbeiter, der unter tausend Entbehrungen im Schweiße seines Antlitzes sein kärgliches Brod erwirbt, würde wohl nach dem Petersburger grauenvollen Attentate mit dem Thronfolger im großen russischen Kaiserreiche getauscht haben. Ein Brief der Kaiserin Elisabeth von Rußland, der Tochter Peter's des Großen, welchen sie an eine vertraute Freundin gerichtet hat, und der noch erhalten ist, gibt davon Zeugniß, daß die Vorgänger des jetzigen Kaisers aller Reußen ebenfalls nicht auf Rosen gebettet waren. Sie schreibt darin, daß „sie sich niemals vor Tagesanbruch niederzulegen wage, weil sie stets solche Empörung fürchten müßte, wie jene, die sie auf den Thron gehoben hätte. Sie sei bisher in sehr großer Besorgniß gewesen, daß man sie einmal im Schlafe überfallen werde; jetzt habe sie den Menschen in ihrem Reiche suchen lassen, der den leisesten Schlaf habe, und dieser nächtige stets vor der Thüre ihres Schlafzimmers."



Wahre Größe. — Der geniale Komponist Ludwig van Beethoven erkannte stets neidlos die Bedeutung Anderer an. Als ihn einst Karl Maria v. Weber, der Komponist des „Freischütz", besuchte, rief der taube, mürrische, mit sich selbst und der Welt zerfallene Meister, ihn umarmend, voller Jubel: „Da bist Du ja, Du Kerl, Du heilloser Teufelskerl!"

Und Weber schrieb hernach in sein Tagebuch: „Dieser rauhe, zurückstoßende Mensch machte mir ordentlich die Cour und that gerade, als ob ich viel größer sei als er. Dieser Tag wird mir immer denkwürdig bleiben." L. M.

Ursprung eines Sprichwortes. — Das Sprichwort: „Viel Geschrei und wenig Wolle, „stammt aus einer mittelalterlicher Fabel. Da heißt es: „Der Teufel schor einst ein Schwein, da gab es viel Geschrei und wenig Wolle." E. K.

Ein ungalanter Doktor. — Eine schöne junge Pariserin hatte neben ihren andern Launen auch jüngst die, daß sie sich unwohl fühle. Man rief schleunigst ihren Arzt. Derselbe erschien und fragte die Leidende, was ihr denn fehle.

„Ich bin sehr krank, Doktor," seufzte die Dame.

Der Arzt griff erschrocken nach ihrer Hand und fühlte den Puls. „Ruhe," sagte er dann kühl, „meine Gnädige, ist Alles, was ich Ihnen verordnen kann!"

„Wie? Sonst nichts? Und ich bin doch so krank!... Sehen Sie nur meine Zunge!"

Der Arzt besah das berühmte Zünglein, welches in dem Rufe einer ganz besonderen Beweglichkeit stand. „Auch der Zunge fehlt nichts," sagte er darauf trocken. „Nur braucht dieselbe — Ruhe! Ruhe gerade so, wie Sie selbst!" v. W.

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.